BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gregg, Josiah

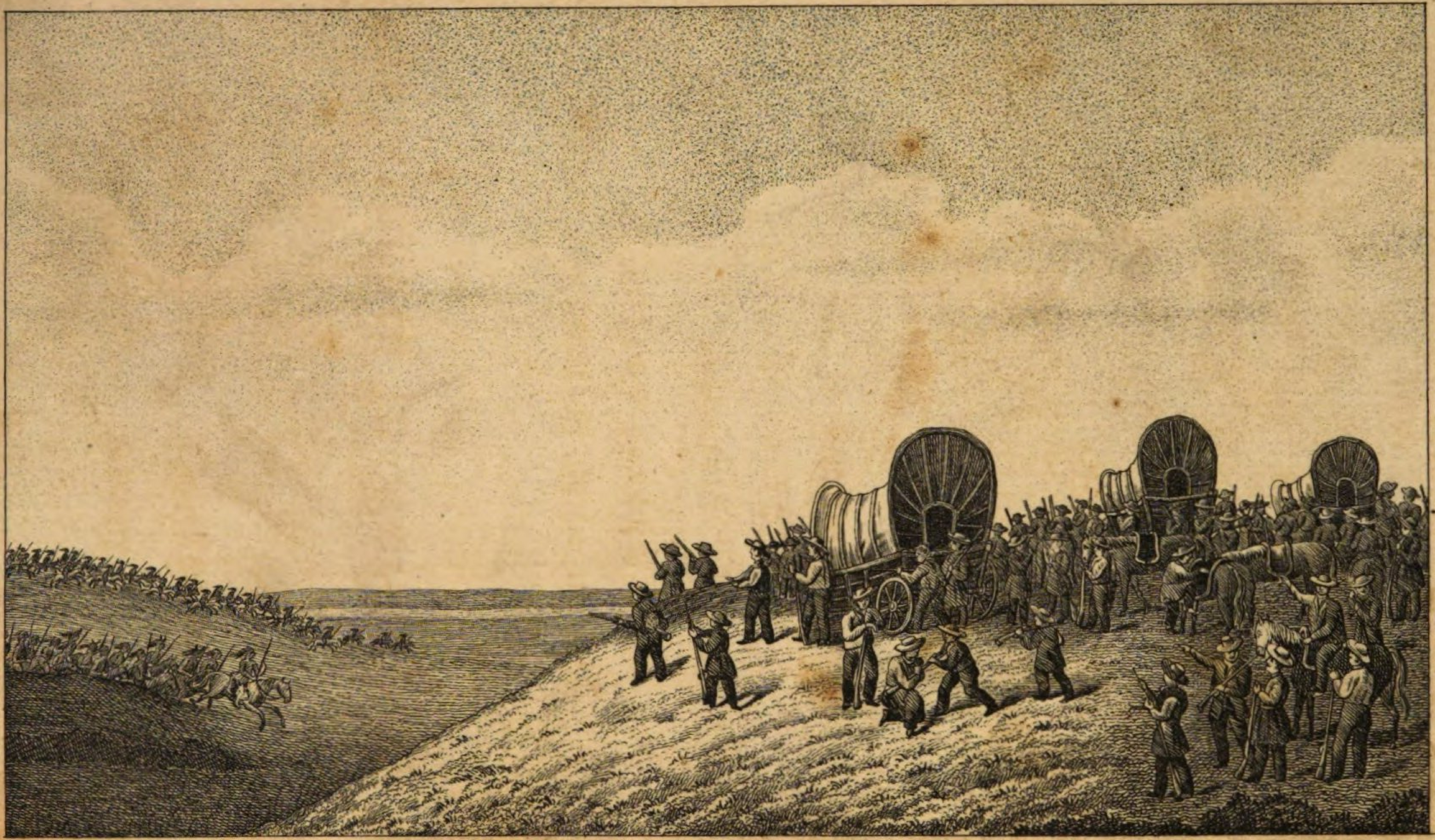
Karawanenzüge durch die westlichen Prairieen und Wanderungen in Nord-Mejico

Bd.: 1

Dresden, Leipzig 1848

It.sing. 1456 i-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10469489-6

Fasanenstraße 31



Angriff der Jndianer.

Karawanenzüge

durch die

westlichen Prairieen

und

Wanderungen in Nord-Mejico.

Nach dem Tagebuche des Amerikaners

Josias Gregg

bearbeitet

von

M. B. Lindau.

Erster Theil.

Zweite Ausgabe.

Mit einem Titelkupfer und einer Karte.

Dresden und Leipzig,

Arnoldische Buchhandlung.

1848.

Wb/66/1581

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Das Original dieses Werkes erschien 1844 zu Neu-York, wo der Verfasser lebt, unter dem Titel: **Commerce of the Prairies: or the Journal of a Santa Fé trader, during eight expeditions across the great western Prairies, and a residence of nearly nine years in Northern Mexico,** in 2 Bänden. Die Vorgänger des Verfassers, Irving, Murray, Hoffmann, Kendall, haben auf dem wenig besuchten Felde noch eine reiche Ernte zurückgelassen, die Gregg so glücklich ausgebeutet hat, daß es nicht unverdienstlich erschien, die von ihm eingebrachten Garben uns zuzuführen. Er hatte vor 1831 an verwickelten chronischen Uebeln gelitten, die allen ärztlichen Mitteln trotzten, und war beinahe zwölf Monate lang in einem so traurigen Zustande, daß er weder zu einer Arbeit fähig, noch kaum im Stande war, aus seinem Zimmer zu gehen. Auf den Rath der Aerzte entschloß er sich, eine Reise durch die Prairieen zu machen, um durch Veränderung der Luft und der Lebensgewohnheiten die verlorene Gesundheit wieder zu erlangen. Ohne Zögern machte

er die nöthigen Vorbereitungen, um mit einer der Frühlings-Karawanen abzureisen, die jährlich aus den Vereinigten Staaten nach Santa Fe ziehen. Die Frucht dieser Reise war, daß zunächst seine Gesundheit wiederhergestellt und eine Leidenschaft für das Leben in den Prairieen erweckt wurde, die er nie zu überleben glaubt. Nach der Beendigung seiner ersten Reise betheiligte er sich als Eigenthümer bei dem Handel nach Santa Fe und blieb es in größerem oder geringerem Umfange in den nächsten acht Jahren. In diesem Zeitraume zog er acht Mal durch die Prairieen, und mit Ausnahme der auf Reisen zugebrachten Zeit verlebte er den größten Theil jener neun Jahre in Nord-Mexico.

Seine eifrige Theilnahme an dem Handel durch die Prairieen nach jenem Lande verschaffte ihm mehr als seinen Vorgängern Gelegenheit, Beobachtungen über die Gegenstände zu machen, wovon er handelt. Es habe bis jetzt, sagt er, noch Niemand den Versuch gemacht, den Ursprung des Handels nach Santa Fe und die merkwürdigen Eigenheiten desselben darzustellen, Niemand die frühere Geschichte Neu-Mexicos erzählt und den jetzigen Zustand des Volkes geschildert, noch auch von den Indianer-Stämmen, welche die wilden und unangebauten Gegenden jener Landschaft bewohnen, Nachrichten mitgetheilt. Er fügt hinzu, daß die meisten Thatsachen, die er in seiner Skizze von der Naturgeschichte der Prairieen und von den dort wandernden Indianer-Stämmen giebt, neu seien, da jedoch eine systematische Vollständigkeit nicht in seinem

Plane liege, so habe er diejenigen Gegenstände unberührt gelassen, die bereits von anderen Reisenden in's Auge gefaßt worden seien, und sich damit begnügt, minder bekannte Thatsachen und Beobachtungen vorzulegen.

Sein Werk ist hauptsächlich aus dem Tagebuche geschöpft, das er während seines Aufenthaltes in Neu-Mejico führte. Er hat überdieß jede Gelegenheit benutzt, zuverlässige Nachrichten über Gegenstände zu erlangen, die außer dem Kreise seiner Beobachtungen lagen. Diesen sorgfältig gesammelten Stoff benutzte er besonders in den Abschnitten über die frühere Geschichte Neu-Mejicos und über die Sitten, Gewohnheiten und gesellschaftlichen Einrichtungen des Volkes. Gregg wurde zwar selber an der Gränze des Indianer-Gebiets geboren und erzogen, und hatte seit seinen Kinderjahren Gelegenheit, den Charakter der Indianer kennen zu lernen, hat aber vielfache Belehrungen über diesen Gegenstand von erfahrenen Kaufleuten, die mit den Indianern verkehrten, und von anderen Gränzbewohnern erhalten.

Während der Jahre 1841 und 1842 ließ er mehre Briefe, unterzeichnet J. G. und G. in der zu Galveston (in Tejas) erscheinenden Zeitschrift „**The Advertiser**“ und in dem „**Arkansas Intelligencer**“ drucken. Er war nicht wenig überrascht, in Marryat's Werke **Monsieur Violet** lange Stellen seiner Briefe zum Theil wörtlich entlehnt zu finden, und zwar ohne die mindeste Angabe der Quelle. Es sei bereits bekannt, setzt er hinzu, daß jenes Buch aus vielfältigen literarischen Diebstählen entstanden sei, und

er würde seine Beschwerde nicht angebracht haben, wäre nicht der Inhalt der früher abgedruckten Briefe oft mit denselben Worten in das vorliegende Werk aufgenommen worden. Er hätte sich selber den Vorwurf eines Plagiats von denjenigen zuziehen können, welchen jene Briefe unbekannt geblieben wären, oder die nicht wüßten, daß Marryat's Buch offenbar eher zu einem Opfer auf dem Altare Mercur's als Minerva's bestimmt gewesen sei.

In seiner historischen Skizze über Neu-Mejico hat er den Feldzug der Tejaner gegen Santa Fe im Jahre 1841 nicht berührt, weil Kendall jenes unglückliche Unternehmen eben so sorgfältig und treu als lebendig dargestellt hat.

Die dem Werke beigelegten Karten sind nach Gregg's Versicherung richtiger als alle bisher veröffentlichten. Sie gründen sich meist auf eigene Beobachtungen. Die Theile des Landes, die der Verfasser nicht selber besucht hat, sind nach Zeichnungen eingetragen worden, die ihm von erfahrenen Kaufleuten mitgetheilt wurden, so wie nach den unter der Aufsicht von Landmessern der Vereinigten Staaten vorbereiteten Karten.

Die größere Karte — ein Theil vom Schauplatze des bevorstehenden Kampfes zwischen den Vereinigten Staaten und Mejico — ist in etwas verkleinertem Maßstabe, die andere aber, das Innere von Neu-Mejico, in genauer Nachbildung wiedergegeben worden.

Dresden, im Julius 1845.

M. B. L.

Inhaltsverzeichniß.

Erster Abschnitt.

Seite

Ursprung des Handels nach Santa Fe. — Kapitän Pike. — Pursley. — La Lande. — Der Handelszug von 1812. — Glenn. — Becknell. — Cooper. — Leiden des Kapitäns Becknell und seiner Gefährten. — Erste Einführung von Wagen. — Feindseligkeiten der Indianer. — Major Riley's Geleit. — Schutz der Regierung 1

Zweiter Abschnitt.

Stapelplätze des Handels nach Santa Fe. — Eine Prairieen-Reise als treffliches Heilmittel für chronische Krankheiten. — Reisevorräthe. — Gespann. — Beladung der Wagen. — Romantisirende Reisende. — Der Aufbruch. — Prairieen-Regen. — Sumpf. — Plündernde Indianer. — Council Grove. — Wahlumtriebe in den Prairieen. — Einrichtung der Karawane. — Lustreisende und Landstreicher. — Wachdienst. — Tracht der Gesellschaft. — Reiseholz. 12

Dritter Abschnitt.

Angeschirrt! — Unterwegs. — Diamond-Spring. — Grillen der Ochsen. — Büffelheerde und Prairieen-Neulinge. — Eine John-Gilpins-Jagd. — Küchenvorbereitungen. — Ein Büffelschmaus. — Eßlust der Reisenden. — Neue Beunruhigung und ihre Ursachen. — Ein wölfischer Streich. — Arkansas-River. — Seltsame wundärztliche Verrichtung. — Der Pawni-Felsen. — Heilsame Wirkung der Beängstigungen. — Neue Reiseordnung. — Das Lagern. — Uebergang über den Arkansas. — Die Klapperschlangenschlacht. — Kampf zwischen einem Mustang und einem Maulthiere. — Die „Caches", ihr Ursprung und ihr Name. 25

Vierter Abschnitt.

Die Einöde. — Vorbereitungen für die Wasserklemme. — Ein umgefallener Wagen. — Ein Haufen Sioux-Indianer. — Die

Seite
erste gegründete Unruhe. — Verwirrung im Lager. — Freundschaftsbezeigung der Indianer. — Die Friedenspfeife. — Ein extemporirtes Dorf. — Der verlorene Fluß. — Furchtbare Aussicht. — Rückkehr zum Cimarron. — Indianisches Ständchen. — Indianische Diplomatie. — Hagel und Sturm. — Stellung eines Karawanen-Hauptmanns. — Seine Mühen, seine Macht und seine Ohnmacht. — Feindliches Zusammentreffen. — Erfolg des Kampfes. — Battle-Ground. — Oberst Vizcarra und die Gros-Ventres. 39

Fünfter Abschnitt.

Aufbruch der „Runners." — Der vierte Julius in den Prairieen. — Der Büffeljäger. — Traurige Nachrichten von Sublette's Gesellschaft. — Ein Mord durch die Indianer. — Wagnisse der Jäger. — Sublette in Gefahr. — Die Ciboleros. — Fleischpökelung. — Die Büffel und ihre Abnahme. — Eine „Estampida." — Wagenausbesserung. — Rio Colorado. — Ein Zusammentreffen mit alten Freunden. — Mejicanisches Geleit. — Auflösung der Karawane. — Ein furchtbarer Donnerschlag. — Die ersten Spuren der Civilisation. — San Miguel. — Santa Fe. — Einzug der Karawane. — Dolmetsche und Steuerwesen. . . . . , . 51

Sechster Abschnitt.

Frühere Geschichte von Santa Fe. — Oñate's Bittschrift. — Dessen seltsame Forderungen. — Grausamkeiten der spanischen Sieger. — Gedeihen der neuen Colonie. — Die Ureinwohner in den Minen. — Indianeraufstand im Jahre 1680. — Ermordung der Spanier. — Belagerung von Santa Fe. — Auszug der spanischen Bevölkerung. — Paso del Norte. — Ermordung eines spanischen Priesters. — Wiedereroberung des Landes. — Der Aufstand von 1837. — Der Statthalter Armijo, seine Ränke und sein Erfolg. — Zweite Rottung der Insurgenten und ihre Niederlage. 70

Siebenter Abschnitt.

Neu-Mejicos geographische Lage. — Der Rio del Norte. — Der versunkene Fluß. — Santa Fe und seine Oertlichkeit. — El Valle de Taos. — Neu-Mejicos Boden. — Der erste Ansied-

Seite

ler in Taos und sein Vertrag mit den Indianern. — Klima. — Bevölkerung. — Ackerbau. — Hauptproducte des Landes. — Tortillas. — Atole, Frijoles und Chile. — Seltsame Sitte. — Flachs und Kartoffel heimisch. — Tabak. — Früchte. — Waldungen. — Die Palmilla oder Seifenpflanze. — Triften. 85

Achter Abschnitt.

Die Minen von Neu-Mejico. — Ihre Verbergung durch die Indianer. — Trümmer von La Gran Quivira. — Alte Minen. — „Placeres." — Ueble Folgen amtlicher Einmischung. — Die „Gambucinos." — Gold überall in Neu-Mejico. — Silberminen. — Kupfer, Zink und Blei. — Schwefelquellen. — Gips und versteinerte Bäume. 101

Neunter Abschnitt.

Hausthiere. — Pferde. — Maulthiere und ihre Bepackung. — Die Arrieros. — Die „Mulera" oder Glockenstute. — Der Lazo und seine Anwendung. — Lächerliche Gebräuche in Bezug auf das Eigenthumsrecht der Thiere. — Der „Burro." — Hirten und die wandernden Heerden der Ebenen. — Der Schafhandel. — Räubereien der Indianer. — Vortreffliches Fleisch — Ziegen. — Wilde Vögel und Reptilien. — Die Honigbienen. 111

Zehnter Abschnitt.

Künste und Wissenschaften in Neu-Mejico. — Mangelhafte Erziehung. — Schulen. — Zustand der weiblichen Bildung. — Eigenheiten der Sprache. — Preßbeschränkung. — Die Aerzte. — Handwerker. — Baukunst. — Wohnhäuser. — Hausgeräthe. — Wagen. — Sarape. 124

Elfter Abschnitt.

Trachten in Neu-Mejico. — Reitkleidung des Caballero. — Reitzeug. — Das Rebozo. — Tracht der Weiber auf dem Lande — Die Tarantulas. — Das Aeußere des Volkes. — Anputz der Häuser. — Charakterzüge. — Almosenspenden. — Bettlerlist. — Mangelhafte Wehranstalten. — Höflichkeit und Freundlichkeit der Neu-Mejicaner. — Briefeinrichtung. — Die Siesta. 134

Zwölfter Abschnitt.

Seite

Verwaltung in Neu-Mejico. — Rechtspflege. — Bestechlichkeit. — Vorurtheil gegen die Amerikaner und Vorliebe für die Engländer. — Willkürliche Besteuerung der Ausländer. — Die Alcaldes. — Strafrechtspflege. — Sklaverei. — Diebe und Diebstähle. — Spielsucht und Spielhäuser. — Fandangos. — Cigarren. 143

Dreizehnter Abschnitt.

Militärische Hierarchie. — Aberglaube. — Die heilige Jungfrau von Guadalupe. — Heilige und Heiligenbilder. — Prozessionen. — Das Sacrament. — Unterwürfigkeit gegen die Priester. — Gottesdienst. — Die Vesperglocke. — Die Charwoche. — Seltsame Bußübung. — Ehen. — Drückende Kirchengebühren. — Begräbnißgebräuche. — Ketzerbegräbniß. 156

Vierzehnter Abschnitt.

Die Pueblos. — Ihre Nüchternheit, Ehrlichkeit und Betriebsamkeit. — Sprachen. — Frühere und jetzige Bevölkerung. — Das Pueblo Pecos. — Montezuma und die Sonne. — Die Schlange. — Religion und Regierung. — Gesetze und Gewohnheiten. — Verhütung der Entsittlichung. — Alterthümliche Belustigungen der Pueblos. — Baukunst. — Taos. — Tracht. — Waffen. — Lebensweise. — Das Guayave. . 171

Funfzehnter Abschnitt.

Die wilden Stämme in Neu-Mejico. — Die Azteken. — Die Trümmer von Bonito. — Die verschiedenen Stämme. — Fehden zwischen den Mejicanern und den Indianern. — Die Navajos. — Die Apaches. — Die Chihuahueños. — Das unüberwindliche Gallien besiegt. — Juan José. — Vergeltung. — Die wandernden Jutas. — Kriegsabenteuer. . . . 182

Sechszehnter Abschnitt.

Rückreise von Santa Fe. — Heimkehrende Karawanen. — Begräbniß in der Wüste. — Unerwarteter Angriff. — Die Mormon-Secte. 198

Bayerische Staatsbibliothek München

Erster Abschnitt.

Ursprung des Handels nach Santa Fe. — Kapitän Pike. —, Pursey. — La Lande. — Der Handelszug von 1812. — Glenn. — Becknell. — Cooper. — Leiden des Kapitäns Becknell und seiner Gefährten. — Erste Einführung von Wagen. — Feindseligkeiten der Indianer. — Major Riley's Geleit. — Schutz der Regierung.

Der Handel zu Lande zwischen den Vereinigten Staaten und den nördlichen Provinzen von Mejico scheint einen sehr unbestimmten Ursprung zu haben, indem er mehr das Ergebniß eines Zufalls als eines geordneten Planes kaufmännischer Unternehmung ist. Eine Reihe Jahre fand seine Wichtigkeit keine Beachtung. Aus Kapitän Pike's - Erzählung erfahren wir, daß ein gewisser Jakob Pursley nach vielen Wanderungen durch die wilden und damals noch unbekannten Gegenden westlich vom Mississippi endlich am Platte = River, nicht weit von seiner Quelle in dem Felsengebirge mit einigen Indianern zusammentraf und nachdem er von diesen über die Niederlassungen in Neu = Mejico Erkundigungen eingezogen hatte, mit einigen dieser Wilden nach Santa Fe hinab wanderte, wo er mehre Jahre, vielleicht bis zu seinem Tode verweilte. Doch führte er, wie es scheint, keinen bedeutenden Vorrath von Waaren bei sich.

Trotz dem aber, daß Kapitän Pike diesen Pursley als den ersten Amerikaner nennt, der je durch die Wüsten nach den spanischen Provinzen zog, erfahren wir doch zu gleicher Zeit von

ihm, daß in Folge der Nachrichten, welche man bei den Indianern über jene abgelegene Provinz eingesammelt hatte, ein Kaufmann von Kaskaskia, Namens Morrison, schon im Jahre 1804 einen französischen Kreolen, La Lande, den Platte-River hinauf mit der Weisung aussendete, wenn es irgend möglich wäre, nach Santa Fe den Weg zu suchen. Der gewandte Sendling war in seinem Unternehmen vollkommen glücklich; aber die Freundlichkeit und Großmuth der Einwohner hatten schnell seine Vaterlandsliebe und seine Redlichkeit besiegt. Er kehrte weder zurück, noch gab er Nachricht über den Ausgang seines Abenteuers. Sein scharfer Verstand durchschaute schnell, wie vortheilhaft es werden konnte, mit dem „geborgten" Kapital ein eigenes Geschäft zu gründen. Er that es und blieb hier, nicht nur ungestört, sondern auch geehrt und geachtet, bis zu seinem Tode, und hinterließ eine zahlreiche Familie und Vermögen genug, um ihm unter seinen Nachbarn den Namen eines „Rico" zu sichern.

Der Handel nach Santa Fe blieb jedoch wenig beachtet bis zur Rückkehr des Kapitäns Pike, dessen lockende Beschreibung von dem neuen Eldorado wie ein Lauffeuer durch die Westlande sich verbreitete. Dieser berühmte Offizier, der später zum General emporstieg und in dem ruhmvollen Kampfe bei York in Oberkanada, im Jahre 1813, seinen Tod fand, wurde 1806 auf einen Entdeckungszug den Arkansas hinauf gesendet, um bis zu den Quellen des Red-River vorzurücken, für welche man damals fälschlich die Quellen des Canadian hielt. Kapitän Pike umging jedoch den Ursprung des letzteren, und mit unglaublichen Gefahren und Beschwerden das Gebirge durchwandernd, stieg er dann mit seinem kleinen Zuge, der damals noch aus funfzehn Mann bestand, nach dem Rio del Norte hinab. Er glaubte, am Red-River und innerhalb der angenommenen Gränzen der Vereinigten Staaten zu sein, und erbaute daher für seine Begleiter eine kleine Bevestigung, bis der Frühling des Jahres 1807 ihm es möglich machen würde, nach Natchitoches hinabzugehen. Da er aber im mexicanischen Gebiete und nur sechzig bis achtzig

Meilen *) von den nördlichen Niederlassungen entfernt war, wurde seine Stellung bald entdeckt und eine Streitmacht ausgesendet, um ihn nach Santa Fe zu bringen, was durch eine verrätherische List ohne Widerstand gelang. Der spanische Offizier versicherte ihm, der Statthalter habe auf die Nachricht, daß er seinen Weg verfehlt, Thiere und ein Geleit gesendet, um seine Leute und sein Gepäck nach einer schiffbaren Stelle des Red-River zu bringen, und die Excellenz wünsche sehnlich, ihn in Santa Fe zu sehen, das sie auf ihrem Wege berühren könnten. Aber kaum hatte der Statthalter den Kapitän in seiner Gewalt, so schickte er ihn mit seinen Begleitern zu dem Oberbefehlshaber in Chihuahua, wo er seiner meisten Papiere beraubt und dann mit Bedeckung über San Antonio de Bexar nach den Vereinigten Staaten gebracht wurde.

Im Jahre 1812 wurde von ungefähr einem Dutzend Unternehmern ein Handelszug ausgerüstet, der, Pike's Weisungen durch die furchtbaren westlichen Wüsten folgend, glücklich Santa Fe erreichte. Aber diese neuen Abenteurer sollten Prüfungen und Täuschungen erfahren, wie sie nicht vermuthet hatten. In dem Wahne, die Unabhängigkeitserklärung des Don Miguel Hidalgo **), im Jahre 1810 habe all jene ungerechten Beschränkungen beseitigt, die seither jeden fremden Verkehr, wenn er nicht mit besonderer Erlaubniß der spanischen Regierung stattfand, ungesetzlich und strafbar gemacht hatten, waren sie nicht im mindesten auf die Beschwerden und Hindernisse vorbereitet, die von dem Despotismus und der Tyrannei dem Fremden beständig in den

*) Englische Meilen wie überall.

**) Don Miguel Hidalgo y Costilla, ein katholischer Geistlicher zu Dolores, war der Anstifter der mejicanischen Revolution gegen die Spanier am 14. September 1810, wurde aber schon am 21. März des Jahres 1811, als Haupt der insurgirenden Guerillas, von Elisondo, einem anderen Insurgentenhäuptling, gefangen genommen und zu Chihuahua hingerichtet.

Weg gelegt werden. Es war ihnen ohne Zweifel nicht bekannt, daß man den Insurgentenhäuptling Hidalgo bereits gefangen genommen und hingerichtet hatte, daß die Königlichen wieder zur Oberherrschaft gelangt waren und alle Fremden, besonders aber Amerikaner, mit ungewöhnlichem Argwohn betrachtet wurden. Das Ergebniß war, daß die unglücklichen Kaufleute gleich nach ihrer Ankunft als Spione ergriffen, ihre Waaren und Güter mit Beschlag belegt und sie selbst in die Calabozos von Chihuahua geworfen wurden, wo die meisten neun Jahre lang in grausamer Gefangenschaft zubrachten, bis endlich die republikanische Partei unter Iturbide aufs neue zur Gewalt kam, und hiermit die Kerker sich öffneten. Man sagt, daß es zweien der Abenteurer gelungen sei, auf einem Kahne den Canadian hinab nach den Vereinigten Staaten zu gelangen, und die Erzählungen dieser Männer verleiteten bald Andere, dasselbe Unternehmen zu wagen, und unter diesen besonders einen Kaufmann von Ohio, Namens Glenn, der den Umweg, den Arkansas aufwärts nach den Gebirgen hin, nahm und nach vielen Beschwerden und Entbehrungen gegen Ende des Jahres 1821 mit seiner kleinen Karawane glücklich Santa Fe erreichte.

In demselben Jahre ging Kapitän Becknell mit vier zuverlässigen Gefährten durch die äußerste westliche Prairie nach Santa Fe. Die kleine unerschrockene Schaar, die aus der Gegend von Franklin aufgebrochen war, hatte ursprünglich nur die Absicht gehabt, mit den Jatan- oder Comanche-Indianern Handelsgeschäfte zu treiben; da sie aber in der Nähe der Gebirge auf eine Gesellschaft mejicanischer Jäger stieß, ließ sie sich gern überreden, mit diesen nach der neuen Handelstadt zu ziehen, wo sie trotz ihren unbedeutenden Waarenvorräthen einen sehr glänzenden Gewinn machte; denn Neu-Mejico bezog seither all seine Bedürfnisse aus den inneren Provinzen über Vera-Cruz, aber mit so ungeheueren Kosten, daß von gewöhnlichem Kaliko und selbst gebleichter und ungebleichter Baumwollenwaare die Vara — oder spanische Elle von dreißig Zoll — nicht unter zwei

bis drei Dollars zu erkaufen war. Becknell kehrte im folgenden Winter allein nach den Vereinigten Staaten zurück, während seine Gefährten in Santa Fe blieben, und sein Bericht war so lockend, daß schon zu Anfang Mai ein Oberst Cooper, aus derselben Gegend, mit seinen Söhnen und ungefähr funfzehn anderen Personen und mehren Saumrossen, die einen Waarenvorrath von vier= bis fünf tausend Thaler Werth trugen, sich auf den Weg machte. Sie nahmen ihre Richtung unmittelbar nach Taos, das sie ohne einen bemerkenswerthen Vorfall erreichten.

Das nächste Unternehmen des Kapitäns Becknell war weniger glücklich. Er brach ungefähr einen Monat nach dem Obersten Cooper mit fast dreißig Gefährten und einem Waarenvorrathe von vielleicht fünftausend Thaler Werth aus Missouri auf, und da er ein ausgezeichneter Weidmann war und den Weg durch das Land am oberen Arkansas vermeiden wollte, beschloß er dießmal, nachdem er den Punkt erreicht hatte, der seitdem unter dem Namen „Caches“ bekannt ist, seine Richtung unmittelbar nach Santa Fe zu nehmen, ohne zu ahnen, welche furchtbaren Prüfungen in der pfadlosen Wüste ihn erwarteten. Mit keinem anderen Führer als dem gestirnten Himmel und vielleicht einem Taschencompaß wanderte die kleine Karawane in die sandigen Ebenen, die vor ihr nach dem Flusse Cimarron bis ins Unendliche sich ausdehnten.

Die Abenteurer zogen weiter und sahen sich bald einzig und allein auf den geringen Vorrath von Wasser angewiesen, den sie in ihren Feldflaschen bei sich führten. Nach zwei Tagereisen war diese Quelle gänzlich erschöpft, Menschen und Thiere wurden fast wahnsinnig vor Leiden, und am Ende mußte man zu der grausamen Nothwendigkeit greifen, die Hunde zu tödten und den Maulthieren die Ohren abzuschneiden, in der eitlen Hoffnung, mit dem heißen Blute den brennenden Durst zu stillen. Doch dieß diente nur dazu, die verdorrten Gaumen noch mehr zu entzünden und die Sinne der Leidenden in Aufruhr zu bringen; rasend vor Verzweiflung und einen entsetzlichen Tod

vor Augen, zerstreuten sie sich nach allen Richtungen, um das Element zu suchen, das sie in solchem Ueberfluß hinter sich gelassen hatten — aber vergebens.

Häufig irre geleitet durch den täuschenden Glanz der Luftspiegelung oder der falschen Teiche, wie jene trügerischen Oasen der Wüste genannt werden, und ohne zu ahnen, daß sie den Ufern des Cimarron bereits nahe waren, beschlossen sie, den Rückweg nach dem Arkansas anzutreten. Aber sie waren dieser Aufgabe nicht mehr gewachsen und würden in den dürren Wüsten unfehlbar ihren Tod gefunden haben, hätte man nicht in dem Augenblick, wo die letzten Strahlen der Hoffnung verschwanden, einen Büffel erblickt, der mit einem vom Wasser aufgeschwollenen Magen so eben von dem Ufer des Flusses kam. Er wurde augenblicklich getödtet und aus seinem Leibe ein stärkender Trank gezapft. Einer von dieser Karawane hat mir später versichert, es sei nie etwas über seine Lippen gekommen, das ihm so köstlich gemundet habe als der erste Schluck dieses schmuzigen Getränks.

Diese Hilfe der Vorsehung setzte die kräftigsten Männer der Gesellschaft in den Stand, den Fluß zu erreichen, wo sie ihre Feldflaschen füllten und dann zu ihren Gefährten zurückeilten, deren bereits viele matt, und jeder Anstrengung unfähig, ausgestreckt auf dem Boden lagen. Nach und nach jedoch hatten sich Alle wieder so weit gekräftigt, daß sie die Reise fortsetzen konnten, und mehre Tage lang am Ufer des Flusses wandernd, erreichten sie endlich ohne weitere Beschwerden Taos, ungefähr sechzig bis siebzig Meilen nördlich von Santa Fe. Obgleich seitdem noch manche Reisende in derselben Wüste gedürstet haben, so sind doch, nachdem man mit der Topographie des Landes genauer bekannt geworden ist, dergleichen entsetzliche Unfälle immer seltener geworden.

Von dieser Zeit her — dem Jahre 1822 — schreibt sich der wirkliche Anfang des Santa Fe-Handels. Die nächste merkwürdige Aera in seiner Geschichte ist der erste Versuch, bei die-

sen Zügen Wagen einzuführen. Er wurde im Jahre 1824 von einer aus ungefähr achtzig Personen bestehenden Gesellschaft von Kaufleuten gemacht, worunter mehre einsichtvolle Männer aus Missouri waren, durch deren verständige und unerschrockene Thätigkeit das Unternehmen mit dem vollständigsten Erfolge gekrönt wurde. Ein Theil der Gesellschaft hatte seine Güter auf Maulthiere gepackt, die Uebrigen aber führten theils Wagen, theils Karren, und der Werth des gesammten Waarenvorraths belief sich auf 25000—30000 Dollars. Sie erreichten Santa Fe leichter und glücklicher, als man von einem ersten Unternehmen mit Räderfuhrwerk erwarten konnte, und der Weg scheint in der That weniger Hindernisse dargeboten zu haben als irgend eine gewöhnliche Straße von gleicher Länge in den Vereinigten Staaten.

Doch erst mehre Jahre nach diesem Versuche betheiligten sich reich bemittelte Abenteurer bei dem Handel nach Santa Fe. Die früheren Handelsleute, die von den Indianern nur selten belästigt worden waren, zogen gewöhnlich in einzelnen Abtheilungen durch die Ebenen, und jeder von ihnen trug in der Regel nicht mehr als zwei= bis dreihundert Dollars Werth bei sich. Diese friedliche Zeit jedoch war nicht von langer Dauer, und es ist leider nicht unwahrscheinlich, daß die Kaufleute nicht immer von der Schuld frei zu sprechen waren, die wilden Feindseligkeiten erweckt zu haben, die in späteren Jahren erfolgten. Viele schienen zu vergessen, daß sie nicht selbst Wilde zu werden brauchten, weil sie mit Wilden zu thun hatten. Statt freundschaftliche Gefühle bei den Wenigen zu pflegen, die sich friedlich und ehrlich zeigten, tödteten sie mit kaltem Blute jeden Indianer, der in ihre Hände fiel, nur weil einer seines Stammes gegen sie selbst oder gegen ihre Freunde eine Gewaltthätigkeit sich erlaubt hatte.

Seit dem Anfang dieses Handels haben rückkehrende Kaufleute mit dem Ertrage ihres Unternehmens, theils baarem Gelde, theils Pelzwerk, Büffelhäuten und Thieren, ihren Heimweg durch die Ebenen genommen; waren sie aber gut bewaffnet und mit

entschlossenem Muthe ausgerüstet, so ist es ihnen nie sehr schwer gefallen, die plündernden Indianerhaufen zu überreden, sie ungestört ihres Weges ziehen zu lassen; denn die Indianer sind immer zur Versöhnung geneigt, wenn sie sehen, daß sie nicht rauben können, ohne das Leben ihrer Krieger aufs Spiel zu setzen.

Anders aber erging es Denjenigen, die, sorglos oder nachlässig genug, ohne hinlänglichen Waffenvorrath in die wilden Prairieen sich wagten. So erzählt man sich, daß im Jahre 1826 eine kleine nur aus zwölf Mann bestehende Handelsgesellschaft, die am Cimarron sich gelagert hatte und nur mit vier brauchbaren Flinten versehen war, von einem Haufen Indianer — wahrscheinlich Arrapahoes — einen Besuch erhielt. Anfänglich zeigten die Wilden sich freundschaftlich und wohlwollend, als sie aber von dem schlechten Vertheidigungszustande der Kaufleute sich überzeugt hatten, gingen sie fort und kamen bald in größerer Anzahl, alle zu Fuß und jeder mit einem Lazo versehen, zu dem Lagerplatze zurück. Der Häuptling erklärte nun den Amerikanern, seine Leute seien müde und müßten Pferde haben. Die erschrocknen Kaufleute hielten jeden Widerstand für Tollkühnheit und sagten, wenn ein Pferd für jeden ihnen genüge, möchten sie gehen und sie einfangen. Das thaten die Wilden; aber die Bereitwilligkeit, womit man ihrer ersten Forderung sich gefügt hatte, machte sie dreister. Sie hielten eine kurze Berathung uud forderten dann zwei Pferde für jeden. „Gut, fangt sie," war die befriedigende Antwort der unglücklichen Schaar, worauf die Wilden die Pferde bestiegen, die sie bereits gefangen hatten, die Lazos über ihren Köpfen schwangen und, mit furchtbarem Geschrei über die reiche Heerde herfallend, die ganze Caballada, fast fünfhundert Pferde, Maulthiere und Esel, als Beute davon führten.

Gegen Ende des Jahres 1828 waren die Kaufleute auf ihren Heimzügen noch unglücklicher; denn die Indianer hatten die Güter, womit die rückkehrenden Gesellschaften gewöhnlich versehen waren, jetzt richtiger schätzen gelernt. Zwei junge Männer, Na-

mens Mac Nees und Monroe, die sich an einem Flüßchen, das seitdem den Namen des Ersteren führt, sorglos schlafen gelegt hatten, wurden im Angesicht der Karawane, wie man glaubte, mit ihren eignen Flinten grausam erschossen. Die herbeieilenden Gefährten fanden Mac Nees bereits todt und den Anderen fast im Sterben. Man trug ihn vierzig Meilen weit nach dem Cimarron, wo er seinen Geist aufgab und nach der Sitte der Prairieen begraben wurde. *)

Eben als das Begräbniß beendigt werden sollte, erschienen auf der anderen Seite des Cimarron sechs bis sieben Indianer. Einige von der Gesellschaft schlugen vor, sie zu einer Unterredung einzuladen, während die Uebrigen, vor Rache glühend, lebhaft den Wunsch ausdrückten, augenblicklich auf sie zu feuern. Ohne Zweifel aber waren diese Indianer an der begangenen Gräuelthat nicht nur unschuldig, sondern wußten auch nichts von ihr, denn sonst würden sie kaum gewagt haben, der Karawane sich zu nähern. Ihr scharfes Auge bemerkte bald die kriegerische Stellung, die Einige der Gesellschaft annahmen, und sich umwendend, ergriffen sie die Flucht. Es fiel ein Schuß, der ein Pferd verwundete und den Indianer zu Boden warf, worauf er augenblicklich von mehren Kugeln durchbohrt wurde. Fast gleichzeitig folgte ein neues Feuer aus mehren Flinten, das die Uebrigen tödtete oder tödtlich verwundete — nur ein einziger der Wilden entkam, um seinem Stamme die Nachricht von der furchtbaren Begebenheit zu bringen.

Diese muthwilligen Grausamkeiten waren für die Aussichten des Handels von der übelsten Wirkung; denn die Kinder der Wüste wurden immer feindseliger gegen die „Weißgesichter" und

*) Der Gebrauch ist kurz und einfach. Man gräbt ein Grab an einer passenden Stelle, und der Körper wird ohne Weitläufigkeiten in den Kleidern, die er eben trägt, während eine Decke die Stelle des Sarges vertritt, der Erde übergeben. Gewöhnlich füllt man dann die Grube mit Steinen und Pfählen aus, als Schutzmittel gegen die gefräßigen Wölfe der Prairieen.

führten noch viele der folgenden Jahre einen grausamen Krieg gegen sie. Dieselbe Gesellschaft hatte einige Tage später die Strafe ihrer Unklugheit zu leiden. Sie wurde von den wüthenden Gefährten der gemordeten Wilden bis zum Arkansas verfolgt und verlor fast tausend Pferde und Maulthiere. Doch hiermit waren die Indianer noch nicht zufrieden. Sie überfielen einen anderen, ungefähr aus zwanzig Mann bestehenden Zug, der in geringer Entfernung folgte, tödteten einen der Leute und beraubten sie all ihrer Thiere, so daß die unglückliche Gesellschaft nicht nur sich genöthigt sah, zu Fuße weiter zu ziehen, sondern auch ein jeder gegen tausend Dollars auf seinem Rücken bis an den Arkansas tragen mußte, wo das Geld vergraben wurde, bis man es sicher nach den Vereinigten Staaten schaffen konnte.

Diese wiederholten und verwegenen Gewaltthätigkeiten veranlaßten endlich die Kaufleute, die Bundesregierung um eine Bedeckung von Truppen der Vereinigten Staaten zu ersuchen. Die Bitte wurde gewährt, und alsbald erhielt der Major Riley Befehl, die Karawane, die im Frühling des Jahres 1829 aufbrach, mit drei Kompagnieen Fußsoldaten und einer Kompagnie Scharfschützen bis zur Chouteau-Insel im Arkansas zu begleiten. Hier hielt das Geleit, und die Karawane setzte allein ihre Reise durch die jenseitigen Sandhügel fort. Sie hatte kaum sechs bis sieben Meilen zurückgelegt, als ein furchtbares Ereigniß den Schutz des tapferen Majors und seiner trefflichen Soldaten aufs neue wünschenswerth machte. Eine Vorhut von drei Mann, die einige hundert Schritte voraus ritt, war eben abgestiegen, um ihren Durst zu stillen, als plötzlich ein Haufe von den Kiawas, dem wildesten der Stämme, welche die westlichen Prairieen beunruhigen, hinter den ungeheueren Sandhügeln hervorbrach, die nach allen Richtungen zerstreut liegen. Die drei Männer sprangen in ihre Sättel, aber nur zweien, die Pferde hatten, gelang es, die Wagen zu erreichen, der dritte, der unglücklicher Weise ein Maulthier ritt, wurde eingeholt, erschlagen und skalpirt, ehe man zu Hilfe kommen konnte. Durch diese Dreistigkeit der Indianer

etwas in Schreck gejagt, sendeten die Kaufleute einen Eilboten an Riley, der augenblicklich seine Zelte abbrechen ließ und so schnell bei der beängstigten Karawane war, daß Alle in Erstaunen geriethen. Dieser Schutz kam in der Nacht, die Indianer konnten daher nichts davon wissen und würden wahrscheinlich am Morgen den Angriff wiederholt haben, um eine unverhoffte, aber heilsame Lehre zu empfangen, hätte man nicht aus Versehen die Reveille geschlagen, worauf sie über Hals und Kopf sich zurückzogen. Die Bedeckung begleitete die Handelsgesellschaft, bis alle Anzeichen von Gefahren sich verloren hatten, und zog sich dann wieder nach dem Arkansas zurück, um die Heimkehr der Karawane im nächsten Herbst zu erwarten.

Die Stellung des Majors Riley am Arkansas war ernstlichen und beständigen Gefahren ausgesetzt. Kaum verging ein Tag ohne eine neue Belästigung von raubsüchtigen Indianern. Diese schienen in der That vest entschlossen zu sein, die Weißen aus den Prairieen zu verjagen, und in steter Besorgniß vor noch größeren Gräuelthaten der Wilden, haben die Kaufleute um des gegenseitigen Schutzes willen fortwährend zu Karawanen sich vereinigt. Die Bedeckung unter Riley und im Jahre 1834 eine andere, ungefähr aus sechzig Dragonern bestehend, unter Kapitän Wharton, waren der einzige Schutz, den die Regierung dem Santa Fe-Handel je hatte angedeihen lassen, bis im Jahre 1843 zwei große Bedeckungen unter Kapitän Cook zwei verschiedene Karawanen bis an den Arkansas begleiteten.

Zweiter Abschnitt.

Stapelplätze des Handels nach Santa Fe. — Eine Prairieenreise als treffliches Heilmittel für chronische Krankheiten. — Reisevorräthe. — Gespann. — Beladung der Wagen. — Romantisirende Reisende. — Der Aufbruch. — Prairieenregen. — Sumpf. — Plündernde Indianer. — Council Grove. — Wahlumtriebe in den Prairieen. — Einrichtung der Karawane. — Lustreisende und Landstreicher. — Wachdienst. — Tracht der Gesellschaft. — Reiseholz.

Man hat häufig St. Louis als den Stapelplatz des Santa Fe-Handels betrachtet; aber diese Stadt ist in der That niemals weder ein Sammelplatz noch ein Ausrüstungsort gewesen, ausgenommen für kleinere Gesellschaften von Kaufleuten, die aus der nächsten Nachbarschaft aufgebrochen waren. Dagegen kann man behaupten, daß die Stadt Franklin am Missouri, ungefähr hundertfunfzig Meilen weiter westwärts, die Wiege dieses Handels gewesen sei, und von ihr, so wie aus verschiedenen benachbarten Städten sind viele Jahre lang die meisten jener kühnen Handelsleute ausgezogen. Als aber gegen das Jahr 1831 die Schifffahrt auf dem Missouri bedeutend in Aufnahme gekommen war, und die Vortheile eines näher an der westlichen Gränze gelegenen Verladungsplatzes sich herausstellten, indem man dann fast hundert Meilen eines beschwerlichen Landtransports über rauhe, zum Theil schlammige Wege ersparte, hob sich bald, als der gelegenste Ort, die neue Stadt Independence, nur zwölf Meilen von der Gränze des Indianergebietes, zwei bis drei südlich vom Missouri, zu einem lebhaften Stapelplatz empor, wo die meisten Karawanen zum Aufbruch sich ausrüsten, und ist es seitdem geblieben, trotz allem Widerstand. In diese reizende und bereits zu einer an-

sehnlichen Größe emporgeblühte Stadt ziehen gewöhnlich mit dem ersten Tag des Mai's, weil in diesem Monat die Karawanen aufzubrechen pflegen, die Abenteurer der Prairieen ein, mögen sie nun Reichthum, Gesundheit oder Zerstreuung suchen. Hier kaufen sie ihre Bedürfnisse, Maulthiere, Ochsen und selbst ihre Wagen, packen auf und treffen ihre letzten Vorbereitungen für eine lange Reise durch die Einöden.

Da Independence ein höchst zugänglich gelegener Ort ist, denn der Missouri bleibt stets vom März bis zum November schiffbar, so ist es der Hafen und Ausschiffungsplatz für jeden Theil des großen westlichen und nördlichen Oceans der Prairien geworden, und auch die Händler und Jäger aus dem Felsengebirge und die Auswanderer nach Oregon berühren ihn auf ihrem Wege. Zur Zeit des Aufbruchs fehlt es ihm daher nicht an Lärm und lebendiger Thätigkeit.

Unter der Masse von Ankömmlingen sieht man außer Kaufleuten, Geschäfts- oder Vergnügungsreisenden gewöhnlich auch eine Anzahl bleichwangiger Invaliden; denn die Prairieen sind in der That ihrer Heilkräfte wegen berühmt geworden, und ohne Zweifel mit mehr Recht als selbst die gepriesensten Badeorte des Nordens. Chronische Krankheiten, besonders Leberleiden, Magenschwäche und ähnliche Zustände werden hier nicht selten von Grund aus geheilt, was man wahrscheinlich der eigenthümlichen Diät und der zum Prairieenleben gehörigen regelmäßigen Bewegung, sowie auch der reinen Luft zuschreiben muß, die in diesen erhöhten, freien Gegenden weht. Da ich selbst ein Kränkler war, kann ich wenigstens für meinen Fall die Wirksamkeit des Heilmittels bezeugen. Wie andere Siechlinge versah ich mich reichlich mit all den Dingen, die mir für meine Bequemlichkeit und Gesundheit unumgänglich nöthig schienen; aber ich hatte noch nicht lange in den Prairieen zugebracht, als ich fand, daß die meisten dieser außerordentlichen Vorbereitungen ganz unnöthig oder wenigstens ganz entbehrlich waren. Einige Kleinigkeiten, wie etwas Thee, Reis, Früchte, Zwieback, sind für die ersten vierzehn Tage

genügend, und dann ist der Kranke gewöhnlich im Stande, die Kost des Jägers und des Fuhrmanns zu theilen. Obgleich ich im Wagen aufbrach, so sattelte ich doch schon am Ende der ersten Woche mein Pferdchen, und als wir das Büffelgebiet erreichten, war ich nicht nur so eifrig und ausdauernd in der Jagd wie der kräftigste meiner Gefährten, sondern fand auch mein Stück Büffelfleisch wohlschmeckender als all die Leckerbissen, die je den ekelsten Appetit gereizt haben. Der Mundvorrath jedes Einzelnen wird gewöhnlich für die ganze Reise auf funfzig Pfund Mehl, noch einmal so viel Speck, zehn Pfund Kaffee, zwanzig Pfund Zucker und etwas Salz berechnet. Bohnen, Zwieback und Kleinigkeiten der Art sind annehmliche Zugaben, werden aber für entbehrliche Ueppigkeiten gehalten. Was das frische Fleisch anbelangt, so verläßt man sich auf den Büffel, und groß ist die Freude, wenn zum ersten Male dieses edle Thier sich zeigt.

Die Wagen, die jetzt am meisten in den Prairieen gebraucht werden, liefert Pittsburg, und sie sind gewöhnlich mit acht Maulthieren oder eben so vielen Ochsen bespannt. In späteren Jahren jedoch habe ich noch weit größere Fuhrwerke gesehen, die von zehn bis zwölf Maulthieren gezogen wurden und eine Ladung von fast fünftausend Pfund enthielten. In früherer Zeit war das Pferd gebräuchlicher, da Maulthiere noch nicht in so großer Anzahl sich finden ließen; seitdem aber die Mittel zur Herbeischaffung dieser Thiere sich vermehrt haben, ist das Pferd nach und nach verabschiedet worden und wird in den Prairieen nur noch zum Reiten oder zur Jagd benutzt.

Major Riley machte bei dem Geleit, das der Karawane von 1829 gewährt wurde, den ersten Versuch, seine Gepäckwagen mit Ochsen zu bespannen, und man sah staunend, daß sie fast dieselben Dienste leisteten wie die Maulthiere. Seit dieser Zeit sind bei diesen Karawanen im Durchschnitt die Hälfte der Wagen von Ochsen gezogen worden. Sie haben unbedingt viele Vorzüge, schon weil sie größere Lasten ziehen als eine gleiche Anzahl Maulthiere, besonders durch schlammige oder sandige Gegenden; aber

sie verlieren gewöhnlich an Kraft, sobald das Gras der Prairieen trockner und kürzer wird, und gelangen oft in einem so kläglichen Zustande an den Ort ihrer Bestimmung, daß man in Santa Fe nicht selten das Paar für zehn Dollars verkauft, obgleich sie unter günstigeren Verhältnissen zuweilen noch stark genug bleiben, um im Herbst desselben Jahres nach den Vereinigten Staaten zurückzugehen. Mag daher der Einkaufspreis für ein Gespann Maulthiere immer kostspieliger sein, so ist doch auch, abgesehen von dem Vorzuge eines schnelleren und bequemeren Reisens, der Verlust nach ihrer Benutzung ein verhältnißmäßig unbedeutender. Die geringere Ausdauer der Ochsen hat ihren Grund in der Zartheit ihrer Füße; denn von den vielen tausend Menschen, die in den Prairieen gereist sind, haben es nur wenige verstanden, sie passend zu beschlagen. Viele haben zu dem seltsamen Hilfsmittel gegriffen, ihre Thiere mit Moccasins von roher Büffelhaut zu beschuhen, die allerdings bei trockenem Wetter treffliche Dienste leisten, bei nassem aber sehr bald durchgelaufen sind. Selbst die Maulthiere legen größtentheils unbeschlagen die ganze Reise zurück, wenn sonst nicht die Hufe zu weich werden, was alle ihre Bewegungen auf dem rasigen Boden so beschwerlich macht, als gingen sie auf Eis.

Sind endlich alle Vorräthe herbeigeschafft, alle Vorbereitungen systematisch durchgeführt, so beginnt der Kaufmann die schwere Aufgabe, seine Wagen zu beladen, und wer das Geschäft versteht, wendet alle mögliche Vorsicht an, die Güter so zu packen, daß kein Rütteln auf dem Wege sie aus ihrer Ordnung bringen kann; ja die Geschicklichkeit geht hierin oft so weit, daß man nach einer mühsamen Reise von achthundert Meilen die Waaren weit weniger beschädigt gefunden hat, als wenn sie auf einer Kunststraße wären fortgeschafft worden, oder die gewöhnliche Behandlung der Güter auf den westlichen Dampfschiffen erduldet hätten.

Das nächste schwierige Geschäft der Kaufleute besteht darin, die Thiere abzurichten, die vorher noch nie eine leitende Hand gefühlt haben — eine Aufgabe, die häufig mit ungeheuerer Mühe

verbunden ist; übrigens aber schirrt und fährt man in den Prairieen seine Gespanne eben so, wie auf den Landstraßen der Vereinigten Staaten, mögen auch gewisse Reisende in ihren Beschreibungen das Gegentheil behaupten. Nach den ergetzlichen Berichten, die von Schriftstellern dieser Art zuweilen geliefert werden, möchte man fast glauben, sie haben nie einen Wagen oder ein Gespann Maulthiere gesehen oder seien eben zum ersten Male aus dem Weichbild einer großen Stadt gekommen. Aus ihrem Hange, Allem, was sie sahen oder hörten, eine romantische Färbung zu geben, möchte man ihnen die Ueberzeugung zutrauen, daß eine Darstellung ungeschminkter Thatsachen nie den Beifall der Welt gewinnen könne — daß ein Werk, um ein dauerndes Interesse zu haben, nothwendig mit Ungereimtheiten und übertriebener Darstellung überfüllt sein müsse.

Endlich zieht Alles wohlgeordnet in die weite Prairie hinaus — die Beschwerden der Vorbereitungen sind überstanden, die tausend Bänglichkeiten abgeschüttelt, die aus lästigen Berathungen und Verzögerungen entsprangen. Der Wagenlenker fühlt, mit seiner Peitsche knallend, eine frische Schwungkraft in seiner Seele, die er unmöglich unterdrücken kann — selbst die Maulthiere spitzen ihre Ohren mit einem komisch verständigen Wesen, als ahneten sie die Veränderung des Schauspiels, die da kommen soll. Ueberall herrscht Eintracht und freundliche heitere Stimmung. Fröhliche Gesänge, Bonmots und witzige Antworten machen schnell die Runde, und ehe man Zeit gehabt sich umzuschauen, ist das liebliche Independence bereits aus dem Auge verschwunden.

Es war am 15. Mai des Jahres 1831 und an einem der schönsten und freundlichsten Tage des Kalenders, als unsere kleine Gesellschaft Independence verließ. Unser nächstes Ziel war der allgemeine Sammelplatz — „Council Grove;“ denn es ist Gebrauch, bis dahin in einzelnen Abtheilungen zu reisen und dort erst zur gegenseitigen Beschützung und Vertheidigung für den übrigen Theil des langen Weges zu einem wohlgeordneten Ganzen sich zu vereinen. Hier sollte die Karawane gebildet werden

und die eigentliche Reise erst beginnen; wir sahen daher Alle mit großer Ungeduld diesem Orte entgegen. Die Reise dahin wurde von keinem bemerkenswerthen Ereignisse unterbrochen. Nachdem die Wagen uns vorausgegangen waren, erreichten wir in einem leichten Fuhrwerk am ersten Tage den fünf und dreißig Meilen entfernten Round Grove (Rund-Hain), wo wir zu der aus dreißig Wagen bestehenden Nachhut der Karawane stießen.

Am folgenden Tage bekamen wir einen Vorschmack von jenem anhaltenden nebelartigen Regen, der um diese Jahreszeit die Gränzprairieen so unangenehm macht. Er begann gegen Abend und spritzte ohne Unterbrechung acht und vierzig Stunden lang auf uns hernieder, und da er von einem ziemlich heftigen Nordwestwind begleitet und unser Lager in einer offnen Prairie aufgeschlagen war, wo in einem Umkreis von einer Meile kein Stückchen nutzbares Holz sich finden ließ, so wird man zugeben, daß ein Vorspiel dieser Art für Siechlinge nicht eben viel Reizendes haben konnte. Ich für meinen Theil wickelte mich sorgfältig in eine Decke, als ich bemerkte, daß das Dach des Fuhrwerks, worin ich einen Platz hatte, kein vollkommen wasserdichtes war, legte mich auf ein Lager von Kisten und Ballen unter dem Schutze eines Frachtwagens und entging so einer sehr ernstlichen Durchnässung.

Die ausgespannten Thiere flüchteten sich in das vom Lager ziemlich weit entlegene Gehölz und da Niemand Lust hatte, während des Regens sie aufzusuchen, wurden natürlich nicht wenige vermißt, als man endlich ausging, um sie einzutreiben. Das ist jedoch kein ungewöhnliches Ereigniß. Bei den ersten hundert Meilen haben die Reisenden durch das Herumirren oder Davonlaufen des Viehes in der Regel mehr zu dulden als später, weil sie, vor den wilden Indianern sicher, die selten innerhalb zweihundert Meilen von der Gränze sich blicken lassen, fast gar keine Aufsicht führen, obgleich dieß grade die Zeit ist, wo die Thiere am meisten der Bewachung bedürfen; denn erst nach einer Reise von einigen Wochen fühlen sie, sich an die Karawane ge-

fesselt, betrachten sie dann aber auch eben so als ihre Heimat, wie den Viehhof einer Meierei.

Nachdem wir diese Stelle verlassen hatten, begannen in völligem Ernste die Beschwerden und Wechselfälle unserer Reise; denn indem wir den schmalen Rücken (die Narrows) zwischen den Flüssen Kansas und Osage erreichten, gelangten wir in eine höchst beschwerliche Moorgegend. Hier ist es etwas ganz Gewöhnliches, daß ein Wagen bis an die Naben in Schlamm sinkt, während rings umher die Oberfläche des Bodens völlig glatt und trocken scheint. Wir mußten oft, um gegenseitig unsere Wagen herauszuziehen, nicht nur alle Hände an die Räder legen, sondern auch doppelte und dreifache Gespanne anwenden, wobei nicht selten die Eigenthümer selbst, bis über die Hüften in Schlamm und Wasser versunken, peitschend und lenkend nebenher wateten.

Drei oder vier Tage später, indem wir über die Hauptarme des Osage gingen, erfuhren wir eine flüchtige Beunruhigung. Wir fanden nämlich an einer ziemlich hohen Stange eine Schrift bevestigt, durch welche angeblich der Agent der Kansas-Indianer die Nachricht gab, daß ein Haufe Pawni-Indianer in der Nähe versteckt liege. Nachdem jedoch der erste Schreck vorüber war, kam die Mehrzahl von uns zu der Folgerung, daß es entweder ein Schwank von einer der vorangegangenen Gesellschaften, oder eine List der Kansas-Indianer selbst sei, die so gut wie die Osagen in diesen Prairieen herumstreichen und die Karawanen bestehlen, sobald sie nur irgend hoffen können, daß ihre Plündereien auf die Rechnung Anderer kommen. Sie wagen jedoch selten mehr als den Raub eines herumschweifenden Thieres, und dieß oft nur in der Aussicht, bei der Rückerstattung von dem Eigenthümer eine Belohnung zu erhalten. Was die Pawni-Indianer betrifft, so wissen die erfahrensten Reisenden, daß sie seit dem Anfang des Handels nach Santa Fe in diesen Breiten sich nicht haben blicken lassen. Nichts aber vermochte mehr die Besorgnisse der Furchtsamen zu verscheuchen als eine Verstärkung unserer

Macht durch siebzehn Wagen, die wir an demselben Abende noch einholten.

Früh am 26. Mai erreichten wir endlich den lange ersehnten Sammelplatz Council = Grove, wo wir uns mit dem Hauptheil der Karawane vereinigten. Damit dieser hochtrabende Name den Leser nicht ein wohlgebautes und gedeihliches Dorf vermuthen lasse, muß hier erwähnt werden, daß wir am Tage unseres Abschieds von Independence den letzten menschlichen Wohnplatz für unsere ganze Reise im Rücken ließen und daß daher von Missouris Gränzen bis an jene von Neu = Mejico selbst nicht einmal eine Indianerkolonie unsre Blicke begrüßte.

Council = Grove liegt ungefähr hundert und funfzig Meilen von Independence und ist nichts als ein Waldstreifen, der, ein reiches Baumgemisch, wie Eichen, Wallnüsse, Eschen, Ulmen und dergleichen, enthaltend, eine halbe Meile lang an einem kleinen Wasser sich hindehnt, das unter dem Namen des Council=Grove=Flüßchens bekannt und ein Hauptzweig des Neosho ist. Dieses Flüßchen wird von dem fruchtbarsten Gelände und den schönsten Hochland=Prairieen begränzt, die in strotzender Naturkraft nur die bebauende Hand erwarten; und dieß ist in der That das allgemein hervortretende Gepräge der ganzen Gegend von hier bis Independence. Alle, die hier gereist sind, sehen mit Ungeduld dem Tage entgegen, wo der indianische Rechtsanspruch auf das Land erlischt und „weiße" Ansiedlungen die Düsterniß verscheuchen werden, die gegenwärtig über dieser unbewohnten Gegend schwebt. Ein großer Theil davon gehört jetzt den Schawni = und anderen Gränz = Indianern, ein anderer aber ist nie einem Stamme zugetheilt gewesen.

Man hat mehre Versuche gemacht, den Council = Grove in einen gewissen romantischen Ruf zu bringen, wozu folgende fabelhafte Schnake aus einem Briefe, der durch alle Zeitungen ging, einen ergetzlichen Beleg geben mag: „Hier versammeln sich alljährlich an einem bestimmten Tage die Pawni =, Arapaho =, Comanche =, Loup = und Eutaw = Indianer, die sonst immer mit

einander im Krieg liegen, und rauchen friedlich ihre Pfeife.“ Es ist aber mehr als wahrscheinlich, daß keine Seele von all den genannten Stämmen den Council-Grove jemals gesehen hat. Wie viel Theilnahme die historischen oder erdichteten Berichte von diesem Orte ihm auch verschaffen mögen — Eines ist gewiß und kann ich als wahr bezeugen, daß hier der Neuling von lauernden Wilden sich umgeben glaubt, und diese Einbildung ist immer eine Quelle großer Belustigung für den Veteranen, der kein Bedenken trägt, mit einem einzelnen Wagen und einem Gefährten, oder auch wohl allein, vom Arkansas bis nach Independence zu reisen.

Die Thatsachen, die an den Ort sich knüpfen, sind einfach folgende. Im Jahre 1825 schickten die Vereinigten Staaten drei Bevollmächtigte aus, um von den Gränzen von Missouri bis Santa Fe einen Weg abzustecken, und diese kamen hier mit einigen Haufen der Osage-Indianer zusammen und schlossen ein Bündniß mit ihnen, nach welchem die Indianer für eine Vergütung von achthundert Dollars in Waaren, sich verpflichteten, alle Bürger der Vereinigten Staaten und Mejicos ungestört ihres Weges ziehen zu lassen und den nach Santa Fe Handelnden selbst Beistand zu leisten. Bei dieser Gelegenheit erhielt der Ort von den Bevollmächtigten den Namen „Council-Grove“ d. i. Rathhain.

Doch obgleich der von jenen Bevollmächtigten untersuchte Weg zum Theil bis Arkansas durch aufgeworfene Dämme bezeichnet wurde, so scheint er doch den Reisenden wenig gedient zu haben, denn diese folgten fortwährend der Spur früherer Wagenzüge und bildeten auf diese Weise die heutige bestimmte Straße in die Gegend des kurzen „Büffel-Grases“.

Der Name Council-Grove ist am Ende vielleicht der passendste, welchen man dem Orte geben konnte; denn wir hielten hier einen großen Rath, worin man die beziehlichen Ansprüche der verschiedenen „Amtsbewerber“ in Erwägung zog, Anführer wählte und ein Regierungssystem beschloß — wie es bei diesen gemischten Karawanen stehender Gebrauch ist. Man möchte glauben, daß

Wahlumtriebe und Parteigeist unmöglich so weit in die Wildniß gedrungen sein könnte; dennoch aber war es so. Selbst in unserer kleinen Gemeinde hatten wir Stellensucher und ihre politischen Anhänger, ganz so eifrig und emsig, wie irgend welche aus der neuen politischen Schule inmitten der verfeinten Welt. Nach einem langen Wortkriege hielten es jedoch alle Bewerber für räthlich, ihre Bestrebungen aufzugeben, und ein Mann, Namens Stanley, der nach dem Amte weder gestrebt noch verlangt hatte, wurde einstimmig zum „Hauptmann der Karawane" gewählt. Die Macht dieses Beamten war auf keine einzige constitutionelle Verfügung gestützt und deßhalb schwankend und unbestimmt; seine Befehle werden als bloße Gesuche betrachtet und deßhalb befolgt oder vernachlässigt, wie es eben in der Laune der Untergebenen liegt. Es muß erwähnt werden, daß der Hauptmann außer vielen anderen Obliegenheiten, welche die Gesellschaft sich gefallen zu lassen für gut findet, hauptsächlich die Verpflichtung hat, während des Tages die Ordnung der Reise zu überwachen und den Lagerplatz für die Nacht zu bestimmen. Wie wenig aber seine Befehle im Nothfall beachtet werden, mag der Leser, wie ich es gethan habe, aus dem Fortgang der Reise ersehen.

Es folgt dann die Hauptaufgabe der Organisation. Für's Erste werden die Kaufleute durch einen Ausruf aufgefordert, eine Liste ihrer Leute und Wagen zu fertigen. Die letzteren theilt man gewöhnlich in vier gleiche Abtheilungen, besonders wenn die Karawane bedeutend ist — und die unsrige bestand, außer mehren Kaleschen und kleineren Fuhrwerken und zwei kleinen Geschützen, einem Vierpfünder und einem Sechspfünder, die beide besondere Karren hatten — aus fast hundert Frachtwagen, wovon die eine Hälfte mit Ochsen, die andere mit Maulthieren bespannt war, während der Waarenwerth der ganzen Karawane gegen 200,000 Dollars betrug. Jede dieser Abtheilungen erhält ihren „Leutnant", dessen Pflicht es ist, jede Schlucht und jedes Wasser zu untersuchen, die beßten Uebergänge aufzufinden und die Lagerplätze abzustecken.

Beim Ablesen der Liste ergab sich, daß wir eine wehrhafte Macht von ziemlich zweihundert Mann bildeten, Kranke und andere Untaugliche abgerechnet, welchen natürlich keine Pflichten obliegen. Von unerfahrenen Reisenden wird nichts so sehr gefürchtet als der Wachdienst; aber kein Stand, kein Geschäft kann von dem „Gewohnheitsrecht der Prairieen" entbinden. Der Vergnügungreisende wie der sorgenlose Landstreicher stehen in vollkommen gleichem Range — sie müssen alle regelmäßig ihre Wache thun. Es ist gewöhnlich jeder Karawane eine Art eleganter Müssiggänger zugesellt, die beständig ihren Witz bereit haben, um sich auf Kosten Anderer die langweiligen Stunden zu vertreiben. Sie führen auf diesen „Lustreisen" ein Leben ohne Ausgaben; denn die gastfreien Kaufleute weigern sich selten, selbst einen herumstreichenden Gefährten ohne Bezahlung in Kost zu nehmen, erwarten aber auch dagegen von diesem faullenzenden Zugesellten wenigstens gute Dienste in der Wachpflicht. Es ist Niemanden gestattet, einen Ersatzmann zu stellen, denn wer außer seinem eignen noch den Dienst eines Anderen versehen wollte, würde kaum wachsam genug sein gegen die Gefahren der Prairieen. Selbst der Siechling muß unzweideutige Beweise seiner Unfähigkeit beibringen, oder er kann von Glück sagen, wenn seine Entschuldigung angenommen wird. Ich für meinen Theil war zwar auf der Krankenliste verzeichnet, kann mich aber nicht erinnern, während der ganzen Reise auch nur einmal meinen Dienst versäumt zu haben, obgleich die Wache der Prairie veststehen und dem wüthendsten Sturme trotzen muß, denn gerade dann ist die schärfste Obacht nöthig.

Die Zahl der Wachen beläuft sich gewöhnlich auf acht, wovon jede ein Viertel der Nachtzeit — eine Nacht um die andere — auf dem Posten steht. Ist die Gesellschaft nur klein, so wird diese Zahl in der Regel vermindert, bei größeren Karawanen aber pflegt der Hauptmann acht „Wachsergeanten" zu ernennen, deren jeder eine gleiche Anzahl Leute unter seinen Befehl nimmt.

Das bunte Ansehen unserer Gesellschaft, die aus Leuten von allen Ständen und Graden zusammengesetzt und selbst mit einigen vom zarteren Geschlechte untermischt war, hätte dem Pinsel eines Malers einen vortrefflichen Stoff bieten können. Daß Frauen unter so schlechten Vorbedeutungen eine Reise durch die Prairieen wagen konnten, mag allerdings etwas sonderbar scheinen, ist aber eben kein ungewöhnliches Ereigniß, und schon viele andere haben zu verschiedenen Zeiten dasselbe gewagt. Unsere Gefährtinnen gehörten einer spanischen Familie an, die, durch einen Rechtsspruch des mexicanischen Kongresses im Jahre 1829 verbannt, jetzt nach Aufhebung jenes Urtheils in ihre Heimat zurückkehrte.

Man kann sich von dem seltsamen Gemisch der Karawane nur einen unvollkommenen Begriff machen, wenn man nicht wenigstens ein flüchtiges Bild von den Trachten der verschiednen Mitglieder vor sich hat. Der städtische Kaufmann in seinem Barchentrock mit hinlänglichen Taschen für verschiedene Nebenbedürfnisse, spielt den Stutzer in den Prairieen. Dann kommt der Hinterwäldler in seinem wollenen oder ledernen Jagdhemd — der Landwirth in seinem blauen Zeuchrocke — der Fuhrmann in seiner Flanellärmelweste und noch mancher Andere im verschiedenartigsten Anzuge.

Ein eben so anziehendes Gemisch bilden die Feuerwaffen. Der Gränzjäger hängt treu und vest an seiner „Rifle", als könnte ihn nichts verleiten, jenes Ding zu tragen, das er verächtlich eine „Streubüchse" nennt, und der Weidmann aus dem Inneren streicht wieder mit gleicher Ueberzeugung seine doppelläufige Vogelflinte heraus. Die letztere ist für eine solche Reise unbedingt die zweckmäßigste Feuerwaffe. Eine Ladung Rehposten bei nächtlichen Angriffen, die am gewöhnlichsten vorkommen, wird sicherlich wirksamer sein, als eine einzelne Flintenkugel, die aufs Gerathewohl hinausgefeuert wird. Eine große Anzahl hatte sich außerdem noch mit allen Arten von Pistolen und Messern reichlich ausgerüstet, so daß die Gesellschaft einer Räuberbande ziemlich ähnlich sah.

Während unseres Aufenthalts in Council-Grove schafften die Arbeiter, wie immer, ehe man diese Gegend eines kräftigen Wachsthums verläßt, Holz zu Achsen und anderen Ausbesserungen der Wagen herbei; denn von nun an ist auf dem ganzen Wege kein Baum zu finden, der zu gleichen Zwecken zu benutzen wäre, selbst nicht auf den Bergen von Santa Fe. Der Vorrath wird gewöhnlich unter die Wagen gebunden und auf diese Weise ein Klotz nicht selten bis nach Santa Fe, zuweilen wohl auch wieder zurückgebracht.

Dritter Abschnitt.

Angeschirrt! — Unterwegs. — Diamond-Spring. — Grillen der Ochsen. — Büffelheerde und Prairieenneulinge. — Eine John Gilpins-Jagd. — Küchenvorbereitungen. — Ein Büffelschmaus. — Eßlust der Reisenden. — Neue Beunruhigung und ihre Ursachen. — Ein wölfischer Streich. — Arkansas-River. — Seltsame wundärztliche Verrichtung. — Der Pawni-Felsen. — Heilsame Wirkung der Beängstigungen. — Neue Reiseordnung. — Das Lagern. — Uebergang über den Arkansas. — Die Klapperschlangenschlacht. — Kampf zwischen einem Mustang und einem Maulthiere. — Die „Caches“, ihr Ursprung und ihr Name.

Die Einrichtung der Karawane und andere Vorbereitungen hatten uns so viel Zeit geraubt, daß wir erst am 27. Mai Council-Grove verließen, und obgleich die Karawanen der Prairieen gewöhnlich nach einem zeitigen Frühstück aufbrechen, so wurden wir doch dießmal bis zum Nachmittag hingehalten. Der bekannte Ruf „Angeschirrt! Angeschirrt!“ erscholl jetzt vom Lagerplatze des Hauptmanns und wurde von jeder Abtheilung und jeder zerstreuten Gruppe im Thale entlang wiederholt. Es folgt ihm ein Schauspiel der Verwirrung, das man sehen muß, um es begreifen zu können. Wald und Thal widerhallen von dem fröhlichen Geschrei der lustigen Fuhrleute, die der Unthätigkeit müde und voll Freude über den angekündigten Aufbruch, zu einer sehr lärmenden Lebhaftigkeit übergehen. Kaum kann der Jockei bei dem Wettrennen seine Peitsche eifriger handhaben, wenn das zauberhafte Wörtchen „Daran!“ ertönt, als jene Fuhrleute bei dem erweckenden „Angeschirrt!“ sich beeilen, ihre Maulthiere einzuspannen. Jeder sucht schneller fertig zu werden als sein Gefährte

und es gilt für einen stolzen Ruhm, zuerst rufen zu können — „Alles bereit!“

Der lärmende Aufruhr, das Hallohrufen derjenigen, die ihre Thiere einzufangen suchen, das Geschrei, das die störrigen Bestien unter den Händen ihrer erzürnten Bändiger ausstoßen, das Geklingel der Schellen, das Rasseln der Joche und Geschirre, das Klirren der Ketten, Alles gibt das Bild einer wilden Verwirrung, die ohne den Beistand der Augen völlig unbegreiflich sein würde, während diese allein kaum hinreichen möchten, die labyrinthischen Bewegungen und den Wirrwarr dieses übereiligen Aufbruchs zu enträthseln.

„Alles bereit!“ ruft endlich einer der Wagenlenker — „Alles bereit!“ erschallt es plötzlich von allen Seiten her. „Zum Aufbruch!“ ruft im nächsten Augenblick die Stimme des Hauptmanns, und nun gibt das Heh! und Hih! der Treiber, das Knackern der Peitschen, das Getrampel der Füße, das Knarren der Räder und das Rasseln der Wagen eine neue Verwirrung, die ich nicht weiter zu beschreiben suchen will. „Vorwärts!“ erschallt es aus dem Hauptquartier, und die Wagen ziehen hinaus in die lange geneigte Ebene, die nach den Höhen jenseit Council-Grove sich ausdehnt.

Nach einer Reise von fünfzehn Meilen erreichten wir „Diamond Spring“ — eine Krystallquelle, die sich in einen kleinen Bach ergießt — und fast fünf und zwanzig Meilen weiter hinaus gingen wir über die Cottonwood-Gabel des Neosho, ein Flüßchen, das noch kleiner ist als jenes von Council-Grove, und schlugen in seinem jenseitigen Thale unser Lager auf.

Wenn die Karawanen gegen Abend einen Fluß erreichen, bleiben sie selten auf dem dießseitigen Ufer — erstlich weil ein Regen über Nacht ihn anschwellen oder doch wenigstens die Ufer schlüpferig machen und so den Uebergang erschweren könnte, und dann, was noch ein wichtigerer Grund ist, weil die Gespanne in „kalten Jacken“ — wie es die Fuhrleute nennen — das heißt frisch geschirrt, selten so gut ziehen, wie im Laufe einer Tagereise.

An dem Abende, wo wir bei Cottonwood gelagert waren, jagte uns ein Ereigniß, das mehr stürmisch als in seinen Folgen ernstlich war, einen flüchtigen Schreck ein. Man hatte am Rande einer Flußwindung eine Art Wagenburg gebildet und die Ochsen größtentheils in ihren Jochen hineingesperrt, denn obgleich ihnen, sind sie erst vollkommen gebändigt, gewöhnlich jede Nacht die Joche abgenommen werden, so läßt man sie doch in der ersten Zeit häufig gekoppelt, um sich die Mühe zu ersparen, die störrigen Thiere wieder einzujochen. Bald nach Eintritt der Dunkelheit stürmten sie gleichzeitig mit furchtbarem Getöse und Gerassel ihrer Joche gegen den durch die Wagen verschanzten Ausgang und würden ohne Zweifel, hätte dieses Hinderniß nicht im Wege gestanden, in die Prairie entflohen sein, wo man sie, wenn sie nicht unrettbar verloren waren, nur mit Mühe und Zeitverlust hätte wieder einfangen können. Die Ursache dieses Schreckens war nicht zu entdecken; aber Ochsen haben sonderbare Grillen, wenn sie von unbekannten Gegenständen umgeben sind. Zuweilen erschrickt einer über das Klappern seiner eignen Jocheisen oder über den Husten seines Nachbars und setzt durch eine plötzliche Bewegung die ganze Heerde in Aufruhr. Dieß war höchst wahrscheinlich auch dießmal der Fall, obgleich die Aengstlichen von unserer Gesellschaft augenblicklich die Vermuthung aussprachen, die Ochsen hätten einen lauernden Pawni=Indianer gewittert.

Unser Weg führte fast vierzig Meilen lang durch nackte Prairie — ich kann wohl sagen fünf hundert Meilen lang, wenn ich die schmalen Waldstreifen an den Ufern der Flüsse ausnehme. Die Antilope der Hochprairieen, die jetzt von Zeit zu Zeit sich blicken ließ, findet man zuweilen schon so weit östlich als Council=Grove, und da man bei Cottonwood manchmal auf einige alte Büffel gestoßen war, fingen wir an, nach diesem erwünschten Wild uns umzusehen. Gewöhnlich lassen sich zuerst ein Paar einzelne Stiere blicken, die eine Vorhut oder Feldwache der Hauptheerden zu bilden scheinen. Uebrigens findet man den Büffel zu Anfang des Frühlings viel weiter östlich als zu einer anderen Jahres=

zeit, weil das lange Gras früher emporschießt als die kurze Weide der Ebenen.

Unsere Hoffnungen sollten dießmal bald in Erfüllung gehen; denn in der Frühe des zweiten Tages nach unserem Aufbruch von Cottonwood, einige Meilen jenseits des Turkey-Creek (Truthahn-Flüßchens), entdeckten unsre Blicke in der Ferne eine Heerde von fast hundert Büffeln, die ruhig weideten. Die Hälfte von unserer Gesellschaft hatte vielleicht nie einen Büffel gesehen, wenigstens nicht in seinem wilden Zustande, und die begeisterte Aufregung, die der erste Anblick der „Prairieen-Rinder" unter einer Versammlung von Neulingen erregt, übersteigt jede Beschreibung. Alle Reiter sprengten augenblicklich in's Weite und einige der Wagenlenker überließen, die Flinten ergreifend, ihre Gespanne der eigenen Leitung und folgten der Jagd zu Fuße. Hier lief einer mit seiner Rifle, ein zweiter mit seiner Doppelflinte, ein dritter mit seinen Halfterpistolen, ein Mejicaner vielleicht mit seiner Lanze, ein anderer mit Bogen und Pfeilen, und ein großer Haufe folgte unbewaffnet, nur um die Freuden der Jagd zu theilen — Alles über Hals und Kopf, eine wahre John-Gilpin's-Jagd. Die schnellsten der Jäger waren bald in der Mitte der Heerde, die wie ein Zug Vögel, wenn ein Habicht herabstößt, nach allen Richtungen sich zerstreute.

Wir trugen eine Beute von einigen „Rindern" davon, und sobald wir unser Lager aufgeschlagen hatten, begannen bei lustigen Feuern die Vorbereitungen zur Mahlzeit. Die Neulinge waren begierig, die Leckerkost der Prairieen zu schmecken, und wir Alle waren nun fast schon einen Monat auf die gesalzenen Vorräthe beschränkt gewesen, so daß wir einen sehr lebhaften Appetit nach frischem Fleische empfanden. Bald stieg ein lieblicher Bratengeruch in die Lüfte empor, und Alle waren eifrig mit ihren Kochereien beschäftigt und erquickten sich in wohlthuender Voreempfindung an dem köstlichen Dampfe.

Zur Erbauung des Lesers mag hier kurz erwähnt werden, daß das Küchen- und Tischgeschirr der Reisenden gewöhnlich aus einem Kochtopf, einer Bratpfanne, einem Feldkessel von Eisenblech und einer Kaffeekanne besteht, während überdieß noch jeder Einzelne mit einer Tasse von Zinn und einem Fleischermesser ausgestattet ist. Sobald die Vorbereitungen der Küche beendigt sind, werden Pfanne und Kessel auf den rasigen Teppich gesetzt, Alle nehmen rings herum ihre niedrigen Plätze ein und beginnen ihre lustigen Scherze, während sie aus ihren fettigen Händen die wohlschmeckenden Gerichte verzehren.

Es ist unglaublich, von welcher unersättlichen Eßlust die Reisenden in den Prairieen heimgesucht werden, noch unglaublicher aber, welche Flut von Kaffee sie zu sich nehmen. Er fehlt bei keiner Mahlzeit, und selbst unter der glühenden Mittagsonne wird der Wagenlenker selten unterlassen, seine ungeheuere Zinntasse zum zweiten Male zu füllen.

In der Frühe des nächsten Tages erreichten wir den kleinen Arkansas, der trotz seinem gewichtigen Namen nichts weiter ist als ein Flüßchen von sechs bis sieben Ellen Breite, dessen steiles Ufer und schlammiges Bett uns aber dennoch gewaltig zu schaffen machten. Es herrscht für all dergleichen Fälle in den Prairieen der Gebrauch, daß mehre Männer mit Aexten, Spaten und Hacken vorauseilen, um zeitweilige Brücken zu werfen, ehe die Wagen ankommen. Eine Brücke über einen Sumpf ist in wenigen Minuten hergestellt, indem man Reisholz — besonders Weide, oft aber muß auch langes Gras ausreichen — kreuzweise über einander legt und mit Erde bedeckt, worüber oft hundert Wagen glücklich hinwegfahren.

Wir waren jetzt zu der Stelle gelangt, die der Gränze des Gebietes zunächst liegt, in welchem, wie ich glaube, die Reisenden nach Santa Fe am häufigsten überfallen worden sind. Hier hatte eine der früher aufbrechenden Gesellschaften all ihre Thiere verloren und mußte zurücksenden, um neue herbeizuschaffen.

Am nächsten Tage erreichten wir Cow-Creek, wo all die

Beschwerden, die uns der kleine Arkansas bereitet hatte, aufs Neue überwunden werden mußten; aber nachdem man gegraben, eine Brücke geschlagen, die Schultern an die Räder gestemmt und dieß Alles mit dem gewöhnlichen Geschrei, Schwören und Peitschenknallen begleitet hatte, waren wir glücklich hinüber gelangt und lagerten uns im jenseitigen Thale. Wir wurden jetzt häufiger in Aufruhr gebracht. Einige Tage vorher waren ein paar Leute von einem Schwarme Büffel bis zu den Wagen gejagt worden, und an diesem Tage hatten wir kaum das Lager aufgeschlagen, als zwei Jäger mit der Kunde hereinstürzten, daß über hundert Feinde in der Nähe wären — wahrscheinlich ebenfalls wieder vierbeinige, wie nachher die allgemeine Stimme sagte. Der Lärm, den diese furchtbare Neuigkeit verursachte, hatte kaum sich gelegt, als ein Anderer auf schnaubendem Rosse mit dem verzweifelten Angstrufe hereinsprengte: „Indianer! Indianer! So eben haben mich einige bis dicht ans Lager verfolgt!"

„Zu den Waffen, zu den Waffen!" erscholl es aus Aller Munde, und in demselben Augenblick schickte ein Wolf, welchen der Geruch bratender Büffelgebeine herbeigelockt hatte, ein scheußliches Geheul vom jenseitigen Ufer herüber. „Hört, hört, da ist Jemand in Gefahr," riefen Einige. — „Zur Rettung! Zur Rettung!" schrie die Menge und Alle stürzten mit Waffen in den Händen über Hals und Kopf aus dem Lager, so daß Niemand zu dessen Beschützung zurückblieb, und ein Feind, der von der entgegengesetzten Seite gekommen wäre, leicht alle Wagen hätte in Besitz nehmen können. Ehe jedoch noch Alle zurückgekehrt waren, erschienen ein paar Jäger, die den Lärmmacher herzlich auslachten, denn sie waren es, die ihn ins Lager gejagt hatten.

Eine halbe Tagereise nach dem Aufbruch von diesem Lagerplatze brachte uns in das Thal des Arkansas — ungefähr zwei hundert und siebzig Meilen von Independence. Von den nahen Höhen gewährt die Landschaft einen wunderbaren und malerischen Anblick. Zwischen einem Gelände wellenförmiger gelber Sandhügel, die bis in eine unabsehbare Ferne sich ausdehnen, fließt

der majestätische, wenigstens eine Viertelmeile breite Strom, mit grünen, von Baumwollenholzung dicht bewachsenen Inseln besetzt. Die unmittelbaren Ufer sind seicht und nackt, nur hier und da verbirgt sich hinter einem Sumpfe oder einem Sandhügel eine Gruppe verbutteter Bäume, als suchte sie hier Schutz vor dem Feuer der Prairieen, das größtentheils jedes dauernde Wachsthum unterdrückt, und an vielen Stellen, wo es keine Inseln gibt, ist der Fluß von allen Bäumen so entblößt, daß gedankenlose Wanderer fast bis an seinen Rand sich nähern können, ohne sein Dasein zu vermuthen.

Bis hierher haben viele Prairieen ein freundliches, fruchtbares Ansehn, obgleich der Neosho — oder Council-Grove — den westlichen Rand des wahrhaft reichen und schönen Gränzlandes zu bilden scheint; sie gleichen an Ueppigkeit und Fruchtbarkeit des Bodens den Prairieen von Missouri, während in dem ganzen jenseitigen Lande nur ein spärliches Wachsthum herrscht, nur an wenigen Stellen eine freundliche Blume emporsproßt und nur hier und da einige geringe Bäume gedeihen.

Wir folgten zwanzig Meilen weit dem Laufe dieses Stromes und erreichten Walnut-Creek. Hier wurde, wie ich gehört habe, im Sommer des Jahres 1826 eine wundärztliche Operation vorgenommen, die, wenn auch nicht nach den Regeln der Kunst vollzogen, doch dem Sachverständigen zu neuem Nachdenken Stoff bieten kann. Einige Tage, ehe die Karawane diesen Ort erreicht hatte, suchte ein Mann seine Flinte an der Mündung des Laufes vom Wagen zu ziehen und schoß sich die ganze Ladung in den Arm. Der Knochen war furchtbar zerschmettert, und man rieth dem Unglücklichen, sich sogleich der Ablösung zu unterwerfen, weil bei der übermäßigen Hitze — es war im Monat August — der Brand bald hinzukommen mußte; aber er weigerte sich, bis der Tod ihm ins Auge starrte. Doch jetzt war der ganze Arm bereits vom Brande ergriffen, und schon zeigten sich Flecke über der Stelle, wo er abgenommen werden sollte. Man hielt daher den Kranken für unrettbar verloren und seine Ge-

fährten dachten an nichts weiter, als ihn ins Grab zu legen. Ohne einen letzten Versuch jedoch wollte er dem drohenden Schicksal sich nicht hingeben und überredete zwei bis drei seiner Gefährten, ihm den Arm abzulösen. Sie entschlossen sich dazu, nur um den Wunsch des Sterbenden zu erfüllen, denn als solchen betrachteten sie ihn. Ihre Instrumente bestanden aus einer Handsäge, einem Fleischermesser und einem Stück Eisen. Da man die Säge für zu grob hielt, machte man sich ans Werk und hatte bald auf dem Rücken eine Reihe feinerer Zähne eingefeilt. Das Messer wurde tüchtig gewetzt, das Eisen ins Feuer gelegt und in kürzerer Zeit, als man zur Beschreibung bedarf, war das Fleisch zerschnitten, der Knochen zersägt und der ganze Stummel mit dem zischenden Eisen so nachdrücklich gebrannt, daß sich alle Adern vollkommen geschlossen hatten. Man legte hierauf einen Verband um und setzte die Reise fort, als wäre nichts vorgefallen. Der Arm war bald geheilt und der Kranke in wenig Wochen wieder frisch und gesund — und lebt vielleicht noch, um Zeugniß abzulegen von dem Vorzug des heißen Eisens vor einer Unterbindung der Adern.

Am folgenden Tage führte unser Weg durch eine einförmige Ebene, die gewöhnlich reich an Büffeln und zur Jagd trefflich geeignet ist. In einer Entfernung von funfzehn Meilen wendet sich die Aufmerksamkeit der Reisenden auf den „Pawni-Felsen", der seinen Namen einer Schlacht verdanken soll, die, wie erzählt wird, einst zwischen den Pawni-Indianern und einem anderen Stamme in seiner unmittelbaren Nähe geliefert wurde Er liegt an der hervorragenden Spitze eines Hügelrückens, und seine Oberfläche ist mit groben, aber lesbaren Schriftzügen, unzähligen Zeitangaben und den Namen der verschiedenen Reisenden bedeckt, die diesen Weg gewandert sind.

Wir lagerten bei Ash-Creek, wo wir aufs Neue beunruhigt wurden, das heißt, wir fanden in dem Thale noch warme Feuerstätten und in deren Nähe ein paar alte Moccasins — sichere Zeichen, daß kurz vorher Wilde hier gehaust hatten. Diese ste-

ten Besorgnisse, wenn auch häufig nur das Ergebniß grundloser und unmännlicher Angst, sind jedoch nicht ohne heilsamen Einfluß auf die Gesellschaft. Sie dienen dazu, den Reisenden in beständiger Wachsamkeit zu erhalten und jene Beobachtungsgabe zu schärfen, die sonst stumpf und träge werden würde. Bis hierher hatte unsere Karawane nur zwei Reihen gebildet, aber nachdem wir über die „Pawni-Gabel" gegangen waren, war aus jeder der vier Abtheilungen ein besonderer Zug entstanden, und bei dieser Ordnung blieben wir bis an die Gränze der Gebirge. Bei dem Fahren in langen Reihen, wie es seither bei uns stattgefunden hatte, traten häufig Stockungen ein, denn jedes Ereigniß, das einen Wagen aufhält, hemmt auch alle übrigen, die ihm folgen; bei vier neben einander gehenden Zügen aber wird diese Beschwerde zum Theil gehoben, und außerdem können die Wagen auch im Fall eines Angriffs schneller in Vertheidigungszustand gebracht werden.

Beim Lagern bilden die Fuhrwerke ein Viereck, das, wenn es nöthig ist, zur Einhägung für die Thiere und zur Schutzwehr gegen die Indianer dient. Um diese Hürde nicht zu belästigen, werden alle Feuer außerhalb der Wagenburg angezündet, und hier ist es auch, wo sich die Reisenden ihre Betten bereiten, die größtentheils aus Büffelhäuten und wollenen Decken bestehen. Viele begnügen sich auch mit einem einzelnen Mackinaw; aber zwei dergleichen geben ein vollkommenes Lager, und wer außerdem noch mit einer Büffelhaut versehen ist, wird für üppig versorgt gehalten. Am gewöhnlichsten schläft man im Freien, theils um bei einem Angriff schneller fertig zu sein, theils auch der Annehmlichkeit wegen; denn der reine Himmel der Prairieen ist die lieblichste, gesündeste Decke. Von der schädlichen, unter anderen Himmelstrichen so gefährlichen Eigenschaft des Thaues und der Nachtluft ist in den Hochebenen wenig zu finden; im Gegentheil scheint die reine Abendluft sehr günstig auf die Gesundheit einzuwirken. Zelte sind so selten bei diesen Handelszügen, daß ich in einer Karawane von zweihundert Menschen nur ein Dutzend

gezählt habe. Bei Regenwetter flüchtet sich der Reisende unter seinen Wagen, der einen besseren Schutz bietet als ein Zelt; denn wenn dieses nicht von dem Sturme niedergerissen wird, wovon gewöhnlich der Regen in den Prairieen begleitet ist, so wird doch der Boden bald genug vom Wasser überflutet; ist es aber trocken, dann zieht es selbst der Kranke vor, sich im Freien zu betten.

Früher wurden den Pferden während der Nacht die Beine gebunden, um ihre Flucht zu verhindern, seitdem aber ist der zweckmäßigere Gebrauch eingeführt, sie rings um die Wagen, in gehörigen Zwischenräumen, mit fünfundzwanzig bis dreißig Fuß langen Spannseilen anzupflöcken; und in spätern Jahren hat man dieses Verfahren auch bei den Ochsen mit Vortheil angewendet. Man wollte anfänglich behaupten, daß die angebundenen Thiere sich kein hinlängliches Futter suchen könnten, die Erfahrung aber hat all diese Bedenklichkeiten beseitigt, und da man jederzeit die üppigsten Stellen der Prairieen zu den Lagerplätzen aussucht, so ist ein Thier selten im Stande, alles Gras innerhalb seines Bereiches in einer Nacht abzuweiden.

Wir hatten seit einigen Tagen nur wenig Büffel zu sehen bekommen, — wahrscheinlich waren sie von den Indianern verscheucht worden, deren Spur wir bei Ash Creek fanden — sie wurden jedoch bald wieder häufiger. Doch so willkommen ihre Erscheinung in den Prairieen stets auch sein mag, so sind sie trotzdem nicht selten die Ursache gewaltigen Unheils; denn wenn sie in größeren Heerden an einer Karawane vorüber eilen, erregen sie gewöhnlich eine allgemeine Flucht der ausgespannten Thiere, unt oft sind Pferde, Maulthiere und Ochsen mit der wilden Rotte davon gelaufen. So verlor im Jahre 1824 eine Gesellschaft zwanzig bis dreißig ihrer Thiere. Auch Jäger sind auf diese Weise häufig um ihre Pferde gekommen. Sie sprangen eilig aus dem Sattel, um einen Büffel sicherer aufs Korn zu nehmen, das Pferd wurde scheu und folgte mit vollständigem Geschirr, mit Pistolen und Allem dem flüchtigen Wilde, wahr-

scheinlich um für immer verloren zu sein; denn es ist ein hoffnungsloses Unternehmen, in den endlosen Prairieen und unter den zahllosen Büffelheerden, die sie beleben, ein entflohenes Thier zu suchen.

Wir waren in der letzten Zeit häufig von Regenschauern heimgesucht worden, und das Anschwellen des Arkansas schien uns einen beschwerlichen und gefahrvollen Uebergang zu verkünden, denn es war bereits am elften Junius, und die alljährlich in diesem Monat eintretende „Ueberschwemmung" konnte jeden Augenblick erwartet werden. Es sind Fälle vorgekommen, daß sich Karawanen sogenannte Büffelboote bauen mußten, die aus nichts weiter als einem Stangengerippe oder einem leeren Wagen ohne Räder mit einem Ueberzug von den Häuten jener Thiere zusammen gesetzt sind. Die „Junius-Ueberschwemmungen" sind jedoch selten von langer Dauer, und zu jeder anderen Zeit hat der Arkansas größtentheils nur ein seichtes Flußbett; dennoch aber muß es des Triebsandes wegen, womit es an einigen Stellen angefüllt ist, immer erst untersucht und die beßte Furt durch Pfähle bezeichnet werden, ehe eine Karawane den Uebergang wagen kann. Die Wagen werden dann gewöhnlich von doppelten Gespannen gezogen, die man fortwährend antreiben muß, wenn man der Gefahr entgehen will, mit Thieren und Fuhrwerk zu versinken. Ich habe ein ganzes Gespann auf einmal untergehen sehen, so daß man ausspannen und jedes Maulthier einzeln herausziehen mußte. Was uns betrifft, so erreichten wir ohne bedeutende Beschwerde das jenseitige Ufer.

Klapperschlangen giebt es sprüchwörtlich in Ueberfluß in all diesen Prairieen, und da selten Stock oder Stein zu finden ist, womit man sie tödten könnte, so giebt es bei der Vorhut ein beständiges Geklaff von Flinten und Pistolen, um jene unangenehmen Wegelagerer zu verscheuchen und Pferde und Zugthiere vor ihrem gefährlichen Bisse zu bewahren. Während wir bei einer drückenden Hitze durch die sandigen Hügel, welche das südliche Ufer des Arkansas begränzen, mühsam uns hinwanden, stießen

wir auf eine völlige Höhle dieses Geziefers, wovon — ich will nicht sagen Tausende, obgleich dieß der Wahrheit näher käme — aber wenigstens Hunderte nach allen Richtungen krochen. Wir hatten sie kaum erblickt, als wir auch schon mit Flinten und Pistolen über sie hergefallen waren, vest entschlossen, keine entwischen zu lassen.

Mitten in dieser Schlangenschlacht hüpfte ein Mustangfüllen, das irgendwie von seiner Mutter getrennt worden war, in das Relais unserer Zugthiere, um die Verwirrung noch größer zu machen, und eines der Maulthiere, das offenbar über die Unverschämtheit dieses Eindringlings entrüstet war, sprang ihm entgegen und griff ihn an, wahrscheinlich um ihm eine tüchtige Züchtigung zu geben, während ein anderes, das mehr Gutherzigkeit als sein jähzorniger Genoß besaß, sehr wacker die Vertheidigung des unglücklichen kleinen Mustangs übernahm. Da der Kampf mitten unter den Wagen stattfand, geriethen die Fuhrleute bald in Aufruhr, so daß das Ganze, im Verein mit dem Schlangentumult, ein vortreffliches Schauspiel allgemeiner Verwirrung gab. Wie lange dieser Mauleselstreit gedauert haben würde, läßt sich nicht entschieden beantworten; denn einige von unserer Gesellschaft, welche von dem Kampfe üble Folgen erwarten mochten, schlugen sich etwas unmenschlich auf die Seite des angreifenden Maulthieres, und bald hatte eine Riflekugel das arme Füllen von seinen irdischen Drangsalen und die Gesellschaft von weiterer häuslicher Beunruhigung befreit. Wir setzten nach hergestelltem Frieden unseren Weg fort und lagerten an diesem Abend den berühmten „Caches" gegenüber, einem Orte, wo die früheſten Unternehmer ihre Handelsgüter verbergen mußten.

Die Geschichte des Ursprungs dieser „Caches" ist vielleicht interessant genug, um hier eine kurze Erwähnung zu verdienen. Ein gewisser Beard, der zu der unglücklichen Gesellschaft von 1812 gehörte, deren im ersten Abschnitt erwähnt wurde, kehrte im Jahre 1822 in die Vereinigten Staaten zurück, und nachdem er einige kleine Kapitalisten von St. Louis veranlaßt hatte, bei

einem neuen Unternehmen sich zu betheiligen, trat er mit einigen Gefährten und einer Auswahl von Kaufmannsgütern noch im Herbste desselben Jahres eine neue Reise nach Santa Fe an. Sie erreichten in später Jahreszeit den Arkansas, und ein heftiger Schneesturm nöthigte sie, auf einer großen Insel Schutz zu suchen. Es folgte ein äußerst strenger Winter, der sie drei lange Monate auf dem einsamen Eiland gefangen hielt. Während dieser Zeit war der größere Theil ihrer Thiere umgekommen, und als endlich der Frühling zurückkehrte, sahen sie sich außer Stande, ihre Reise mit den Handelsgütern fortzusetzen. Sie machten daher in ihrer Noth auf der Nordseite des Flusses eine „Cache“, in welcher sie den größten Theil ihrer Waaren verbargen, wanderten hierauf nach Taos, verschafften sich neue Maulthiere und kehrten zurück, um das vergrabene Eigenthum zu holen.

Es ziehen wenig Reisende hier vorüber, ohne diese moosigen Gruben zu besuchen, wovon mehre bis auf den heutigen Tag noch nicht wieder ausgefüllt sind. Die Gegend in ihrer Nähe, oder vielleicht einige Meilen ostwärts, liegt unter dem hundertsten Längengrade westlich von Greenwich, der vom Arkansas bis zum Red-River die Gränze zwischen den Vereinigten Staaten und dem mejicanischen oder vielmehr texanischen Gebiete bezeichnet.

Das Wort „Cache“, das so viel wie Versteckwinkel bedeutet, wurde zuerst von den französischen „Trappers“ und Kaufleuten aus Canada benutzt, und man bildet einen solchen Versteck, indem man eine Höhle in den Boden gräbt und diese mit trocknen Zweigen, Gras oder irgend etwas Anderem belegt, was den Inhalt vor der Feuchtigkeit der Erde schützen kann. Sind dann die Güter, die man verbergen will, sorgfältig hineingepackt, so wird die Oeffnung tüchtig verschlossen, um das Eindringen des Regens zu verhüten, und aller Scharfsinn aufgeboten, um dem schlauen Wilden durch keine Spur den Verwahrungsort zu verrathen. Man schafft zu diesem Zwecke die ausgeworfene Erde weit hinweg oder wirft sie in den Fluß, der zufällig in der

Nähe ist. Gewöhnlich wählt man zu der Sache einen Ort, dessen erhabene Lage gegen Ueberschwemmungen Schutz bietet, und ist er mit Gras bewachsen, so wird ein Stück davon, groß genug um die Oeffnung decken zu können, herausgegraben, dann, wenn im Innern alles besorgt ist, wieder darüber gedeckt, und indem die Wurzeln Boden fassen, ist in kurzer Zeit jede Spur der Eingrabung verschwunden. Da aber nicht überall Rasen zu finden ist, so zündet man zuweilen über der Stelle das Lagerfeuer an oder pferchт die Thüre darüber ein und vertilgt auch auf diese Weise alle verrathenden Merkmale der Sache.

Vierter Abschnitt.

Die Einöde. — Vorbereitungen für die Wasserklemme. — Ein umgefallener Wagen. — Ein Haufen Sioux-Indianer. — Die erste gegründete Unruhe. — Verwirrung im Lager. — Freundschaftsbezeigung der Indianer. — Die Friedenspfeife. — Ein extemporirtes Dorf. — Der verlorene Fluß. — Furchtbare Aussicht. — Rückkehr zum Cimarron. — Indianisches Ständchen. — Indianische Diplomatie. — Hagel und Sturm. — Stellung eines Karawanen-Hauptmanns. — Seine Mühen, seine Macht und seine Ohnmacht. — Feindliches Zusammentreffen. — Erfolg des Kampfes. — Battle-Ground. — Oberst Vizcarra und die Gros-Ventres.

Unser Weg hatte uns bereits über hundert Meilen den Arkansas hinaufgeführt; frühere Karawanen aber waren oft funfzig bis hundert Meilen weiter aufwärts gegangen, ehe sie hinüber setzten, und deßhalb hat sich nie eine regelmäßige Furt gebildet. Eben so wenig führt ein Pfad oder eine Spur durch die verrufene Ebene zwischen dem Arkansas und Cimarron — eine Strecke von mehr als funfzig Meilen, die jetzt vor uns lag — den ehemaligen Schauplatz so vieler Leiden aus Mangel an Wasser. Wir wollten am nächsten Morgen durch die gefürchtete Wüste ziehen, und die ganze Gesellschaft traf daher sehr eifrig alle nöthigen Vorbereitungen für die „Wasserklemme", wie jene durstige Fahrt von den Prairieenreisenden sehr passend genannt wird. Die Gegend verdient in der That den Namen eines Prairieen-Ozeans, denn vierzig Meilen weit ist keine Landmark zu entdecken — kaum eine sichtbare Erhöhung, die dem Wanderer zum Richtpunkt dienen könnte. Alles ist eben wie das Meer und der Kompaß war unser sicherster und fast einziger Führer.

Am Abend vor der Einschiffung einer Karawane in diese Wüste hört man gewöhnlich des Hauptmanns Stimme durch den Lärm des Lagers erschallen: „Füllt die Wassertonnen!" — eine Ermahnung, die nicht oft genug wiederholt werden kann; denn den Neulingen ist gewöhnlich die Nothwendigkeit nicht bekannt genug, für alle Zufälle, die während einer oft mehr als zweitägigen Reise durch diese dürre Gegend sich einstellen können, hinlänglich bevorrathet zu sein. Auch die Köche sind nicht minder eifrig mit ihren verschiedenen Verrichtungen beschäftigt; einige backen Brot, andere bereiten Speisen, und alle strengen ihren Scharfsinn an, für mindestens zwei Tage den nöthigen Nahrungsvorrath herzurichten. Am nächsten Morgen — es war am 14. Junius — erscholl aufs neue jener Befehl „Angeschirrt!" durch's Lager und die Karawane war wieder in Bewegung.

Für die ersten fünf Meilen hatten wir einen beschwerlichen Zug durch die sandigen Hügel; bald aber lag die breite endlose Ebene vor unseren Blicken. Der Himmel schien uns günstig zu sein, denn schon am nächsten Tage brachte uns ein tüchtiger Regen Wasser in Ueberfluß, und da wir überdieß bedeutend südwärts abgeschweift waren, geriethen wir in eine etwas unebenere Gegend. Beim Uebergang über ein vom Regen angeschwollenes Wässerchen, das uns hier im Wege lag, hatte einer unserer Wagen das Unglück, umzuwerfen — ein nicht eben seltenes Ereigniß, denn unlenksame Ochsen, wenn sie durstig sind, laufen oft trotz dem Führer geradenwegs in's Wasser und ziehen den Wagen hinter sich her, gleichgiltig ob sich das Unterste zu oberst kehre. Wir mußten nun Halt machen, und alle Hände vereinigten sich, um dem Eigenthümer der verunglückten Ladung beizustehen, so daß in wenigen Minuten ziemlich ein ganzer Acker Land mit Calikos und anderen Stoffen völlig bedeckt war.

Wir befanden uns noch in voller Arbeit, als man in der Ferne einige Gegenstände sich regen sah, die man anfänglich für Büffel hielt, im nächsten Augenblicke aber für Reiter erkannte. In allen Gesichtern malte sich die ängstlichste Spannung. Konnte

es möglich sein, daß die Gesellschaft eines Kapitäns Sublette, die uns fast um einen ganzen Monat voraus war, sich in diesen furchtbaren Einöden verloren hatte, oder war es Kapitän Bent, der nach einiger Zeit uns folgen wollte? Diese bange Ungewißheit dauerte jedoch nur einige Minuten, und bald erdröhnte die Luft von dem Rufe: „Indianer! Indianer!" Aber noch immer schienen sie für Stämme der westlichen Prairieen zu langsam heran zu kommen. Sie kamen etwas näher und wir sahen bald, daß sie eine Flagge trugen — und zwar die Flagge der Vereinigten Staaten. Dieser willkommene Anblick verscheuchte auf einmal alle Unruhe, da es wohl bekannt ist, daß die meisten Wilden, sobald sie freundliche Gesinnungen haben, mit einer erhobenen Flagge — wenn sie eine besitzen — den Weißen sich nähern. Es waren gegen achtzig Sioux-Indianer, welche die Prairieen durchstreiften, um bei den südwestlichen Stämmen zu handeln, zu stehlen oder zu plündern. Unsere Unterredung wurde blos durch Zeichen geführt, aber wir verstanden Alles, indem sie durch ihre symbolische Sprache uns mittheilten, daß vor uns am Cimarron-River eine ungeheuere Anzahl von Blackfeet- und Comanches-Indianern sich herumtreibe — eine höchst freundliche Aussicht für uns!

Wir zogen langsam und gemächlich weiter, denn die Wasserangst war glücklicherweise durch häufigen Regen gehoben worden, aber wer beschreibt unsere Bestürzung und Furcht, als am Morgen des 19. Junius, indem wir in das Thal des Cimarron hinabgingen, ein Schwarm berittener indianischer Krieger plötzlich hinter den Schluchten hervorbrach — eine drohende Schlachtordnung mörderischer Wilden. Es war kein Scherz in der Sache — es war ein wirklicher Schreck — eine handgreifliche Wirklichkeit. Aber wir entdeckten bald, daß diese Krieger nur die Vorhut eines „unzähligen Heeres" waren, das in diesem Augenblicke über die gegenüberliegende Höhe strömte und gerade auf uns zu kam. Wir hatten bald an der Seite des Hügels eine unregelmäßige Wagenburg gebildet, aber ganz nach der gewöhnlichen Sorglosigkeit der

Karawanenkaufleute war ein großer Theil der Männer auf den Nothfall nicht vorbereitet. Ueber zwanzig Flinten waren ungeladen und noch einmal so viele von den letzten Regenschauern naß geworden und wollten nicht losgehen. Hier schrie Einer nach Kugeln, ein Anderer nach Pulver, ein Dritter nach Feuersteinen. Ausrufe wie: „Ich habe meinen Ladestock zerbrochen!“ — „Ich habe eine Kugel ohne Pulver hinuntergestoßen!“ — „Meine Flinte ist verstopft — geben Sie mir die ihrige!“ — hörte man aller Orten, und hier und da rief vielleicht ein furchtsamer Neuling: „O nehmen Sie meine Flinte, Sie sind ein besserer Schütze als ich.“ Die Kühnen stürzten sich dem Feind entgegen, während die Aengstlichen und Vorsichtigen mit vorgehaltner Rifle hinter den Wagen ihren Stand nahmen, und die Indianer machten einen verwegnen Versuch uns anzugreifen, der ihnen bald theuer zu stehen gekommen wäre; denn mehre unserer feurigen Hinterwäldler hatten mehrmal ihre rostigen, aber nie fehlenden Rifles auf die Eindringlinge gerichtet, von welchen sicherlich einige gefallen wären, hätten sich nicht ein paar von den klügeren Kaufleuten ins Mittel geschlagen. Die Indianer bewiesen sich nicht minder feindselig, indem sie mit gespanntem Bogen über einige von unseren Leuten herfielen, die nach Wasser ausgegangen waren, und es hätte ein Unglück entstehen können, wäre nicht der Ungestüm der Krieger durch die Weisen des Volks im Zaume gehalten worden.

Die Indianer umschwärmten uns jedoch in so großer Anzahl, daß man es für rathsam hielt, sie zu verscheuchen, damit wir unsern Weg fortsetzen oder wenigstens eine vortheilhaftere Stellung einnehmen könnten. Unsere Streitmacht trat daher in Reih und Glied, und wir rückten in Schlachtordnung und mit Trommeln und Pfeifen gegen den Kern des feindlichen Heeres. Die Indianer schienen über diese seltsame Parade und Musik mehr erfreut als erschrocken zu sein — wahrscheinlich war es für sie ein völlig neues Schauspiel — und sie hielten vielleicht das ganze Manöver mehr für einen höflichen Gruß als für eine feindliche Bewegung, denn es war kein Dolmetsch vorhanden, durch wel-

chen wir uns hätten erklären können. Aber welcher Art die Eindrücke auch waren, die sie empfingen, Eines ist gewiß — daß der bedeutendste Häuptling, der ein langes rothes Gewand von grobem Zeuche trug, volles Vertrauen auf die Tugenden seines Calumet zu haben schien; denn er brannte es an und näherte sich dreist unserem kriegerischen Haufen — ruhig seine „Friedenspfeife" rauchend. Unser Hauptmann that nun einen Zug bei dem Wilden und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, er möchte seine Leute zurückgehen lassen. Die meisten folgten dem Geheiß, um dem langen Zuge von Weibern und Kindern und Gepäck sich anzuschließen, der in diesem Augenblicke über die jenseitigen Hügel kam. Sie gingen langsam zu den Ufern des Flusses hinab und schlugen hier ihre Wigwams und Wohnungen auf, so daß deren bald über fünfhundert das weite Thal vor uns bedeckten und der kurz vorher noch mageren Gegend das Ansehen eines ungeheueren Indianerdorfes gaben. Die Gesammtzahl dieser Wilden konnte sich auf nicht weniger als zwei- bis dreitausend belaufen, obgleich Einige von unserer Gesellschaft behaupten wollten, es müßten deren wenigstens viertausend Seelen sein. In solchem Falle mußten sie wenigstens tausend Krieger zählen, während wir nur wenig über zweihundert stark waren; aber dennoch fanden wir uns durch die Ueberlegenheit unserer Waffen und den Schutz unserer Wagen im Vortheil, selbst wenn man auch auf beiden Seiten gleiche Tapferkeit vorausgesetzt hätte. Das Erscheinen der Weiber und Kinder überzeugte uns jedoch bald, daß die Indianer wenigstens für den Augenblick keine feindlichen Absichten hatten, und so gingen wir ebenfalls in das Thal hinab und schlugen einige hundert Schritte weiter unten unser Lager auf. Die Hauptleute der Weißen und Indianer hielten hierauf eine Versammlung, und aufs neue das Calumet rauchend, beschlossen sie, Freunde zu sein.

Obgleich wir uns jetzt unmittelbar an den Ufern des Cimarron befanden, so schienen doch selbst die erfahrensten Kaufleute unserer Gesellschaft, sei es vor Schreck oder aus Unkenntniß, nicht

die geringste Ahnung hiervon zu haben. Wir waren weit von dem gewöhnlichen Annäherungspunkte in das Thal hinabgegangen, und da in dem sandigen Flußbett kein Tropfen Wasser zu finden war, so hielt man es für „Sand-Creek", und nachdem wir daher unsere große Friedensconferenz geschlossen und unsere Mahlzeit verzehrt hatten, zogen wir wieder südwärts, um den Cimarron aufzusuchen. Bei unserem Aufbruch umschwärmten uns Krieger, Weiber und Kinder, um staunend unsere Wagen anzugaffen; denn viele von ihnen hatten vielleicht noch nie solche Fuhrwerke gesehen. Einige Häuptlinge und andere Indianer folgten uns bis zu unserem nächsten Lagerplatze in der Nacht aber wurden sie weggeschickt.

Wir verdoppelten nun unsere Wachen, weil ein nächtlicher Angriff befürchtet wurde; denn obgleich es uns allen bekannt war, daß die Indianer niemals Gewaltthätigkeiten sich erlauben, sobald ihre Familien in der Nähe sind, so ließ sich doch vermuthen, daß sie dieselben während der Nacht fortschicken oder verbergen konnten. Bald nach Eintritt der Dunkelheit schien diese Besorgniß sich bestätigen zu wollen, indem dreißig bis vierzig Indianer unserem Lager sich näherten. Wir machten schnell alle Vorbereitungen, sie anzugreifen, als es sich ergab, daß es ein Haufen Weiber war, die nur wenige Männer bei sich hatten und schnell in die Flucht gejagt wurden, ohne daß man erst den Zweck ihres Besuches zu erforschen suchte. Am nächsten Morgen erschienen noch einige andere, die ganz auf dieselbe Weise behandelt wurden; aber wir vermißten ein Pferd, das, wie wir vermutheten, die Indianer gestohlen hatten.

Wir setzten unsere Reise in südlicher Richtung fort, mit der Hoffnung, den verlorenen Fluß zu finden; nach einigen Meilen jedoch gelangten wir an eine Reihe Sandhügel, die uns den Weg abschnitten und uns zwangen, für den übrigen Theil des Tages ihren Saum nach Westen hin zu verfolgen. Da wir in dieser Nacht nur wenig und am nächsten Tage gar kein Wasser fanden, so stellte sich gegen Mittag eine traurige Besorgniß bei

uns ein; denn es giebt für den Prairieenreisenden nichts Entsetzlicheres als Wassernoth. Bald stimmten wir Alle überein, daß wir verloren wären — verloren in jener unwirthbaren Wüste, die der Schauplatz so vieler Leiden gewesen war, und unser Weg durch Sandberge versperrt! Die Erfahrneren gingen über unsere Noth zu Rathe, und es ward sogleich beschlossen, die Richtung nach Nordwest zu nehmen, um das trockene Flußbett aufzusuchen, das wir hinter uns gelassen hatten und das, wie man jetzt zu vermuthen begann, der Cimarron gewesen war.

Kaum hatten wir diese Richtung genommen, als ein paar Indianer erschienen und uns das Pferd brachten, das wir in der vorigen Nacht verloren hatten — ein deutlicher Beweis ehrlicher Freundschaft, wie man sie kaum erwarten konnte. Es war offenbar ein Versuch, unsere Gunst zu gewinnen und vielleicht irgend einen Verkehr oder einen Handel zu bewerkstelligen. Aber die Gewaltthätigkeiten, welche andere Karawanen vielleicht von denselben Indianern erduldet hatten, waren noch in frischem Andenken, so daß niemand ihren Freundschaftsbetheuerungen Vertrauen schenken wollte. Wir fragten sie jedoch durch Zeichen nach dem nächsten Wasser, und nach der Richtung deutend, die wir eben eingeschlagen hatten, übernahmen sie freiwillig den Dienst als Führer und geleiteten uns auf dem kürzesten Wege in das Thal des lange ersehnten Cimarron, das ganz verschieden von dem Orte, wo wir vorher übergegangen waren, mit seinem erquicklichen Grün und dem wellenden Flusse uns ein Elysium dünkte gegen das, was wir seit einiger Zeit gesehen hatten, und erfreut, wieder einen „Hafen" gefunden zu haben, nahmen wir hier unser Lager.

Aber unsere Ruhe sollte nicht von langer Dauer sein; denn um Mitternacht weckte uns Lärmruf und wir hörten den Ton indianischer Trommeln, dann und wann von einem abscheulichen Geheul begleitet, in welchem unsere aufgeregte Phantasie sogleich den entsetzlichen Schlachtgesang erkennen wollte. Wir blieben zwei Stunden unter den Waffen, als jedoch die Gefahr nicht

näher kam, gingen wir wieder zur Ruhe. Kurze Zeit vor Tagesanbruch aber wurden wir aufs Neue durch den Ruf erschreckt: „Die Indianer kommen! Sie sind schon vor dem Lager!“ Augenblicklich hatte sich Jeder bewaffnet, und mehre Flinten waren bereit, die Besucher zu begrüßen, als zu unserer nicht geringen Demüthigung es sich ergab, daß ihrer nur acht bis zehn an der Zahl waren. Es wurde ihnen durch Zeichen zu verstehen gegeben, sich bis zum Morgen entfernt zu halten, und sie thaten es.

Am folgenden Tage waren wir kaum einige Minuten unterwegs, als uns die Indianer in großer Anzahl zu umschwärmen begannen, und am Abend hatten sich vielleicht tausend dieser halsstarrigen Geschöpfe — Männer und Weiber, von jedem Alter und jeder Beschaffenheit — um unser Lager versammelt. Während der Nacht wurden außer offener Gewalt alle Mittel angewendet, sie wegzutreiben, aber ohne vollständigen Erfolg. Ein kleiner Haufen von Kriegern zog um unser Lager und brachte uns mit einem eintönigen Gesang von „Hi — o hi!“ ein nicht eben sehr reizendes Ständchen, wahrscheinlich in der Hoffnung, die Erlaubniß zum Dableiben zu erhalten; denn ohne Zweifel dachten sie während dieser Nacht im Stehlen gute Geschäfte zu machen. Wirklich wurden auch schon einige unbedeutende Gegenstände vermißt, und man entdeckte eben, daß sie einen Klumpen Blei sich zugeeignet hatten, den man unvorsichtig auf einem der Kanonenkarren hatte liegen lassen. Dieß vermehrte die Unruhe nicht wenig, die sich bereits der Gemüther bemächtigt hatte. Viele von uns dachten sich die Bleimasse bereits in Kugeln umgegossen, die wir noch vor dem Morgen aus den Läufen der indianischen Flinten empfangen sollten, und Einige waren wohl auch so großmüthig und drückten ihre Bereitwilligkeit aus, den Dieben lieber zu verzeihen, als ihnen die Mühe zu machen, das gestohlene Gut auf so eilige Weise zurückzuerstatten. Es war daher nach einer beschwerlichen Nacht ängstlicher Spannung und vielfacher Vermuthungen kein geringer Trost für diejenigen, die ihre Gefühle

auf diese Art aufgeregt hatten, als sie beim Erwachen sich überzeugten, daß jeder seine Schädelhaut noch besaß.

Wir brachen diesen Morgen ungewöhnlich früh auf, in der Hoffnung, unsere indianischen Quälgeister hinter uns zu lassen; aber sie waren früher wach als wir, und als die Fuhrleute mit dem Anschirren ihrer Gespanne fertig waren, hatten auch die Indianerweiber ihre Hunde „angeschirrt" und sie mit den Pfählen und Decken zu ihren Zelten und allerlei Beute beladen, und folgten uns hart auf den Fersen. Zu unserer Beruhigung jedoch verließ uns der größte Theil vor Anbruch der Nacht; am nächsten Tage aber holten uns wieder mehre Häuptlinge ein, die sehr eifrig nach einer Erneuung des Friedensvertrags zu verlangen schienen. Unser voriges Bündniß war nämlich unbesiegelt geblieben, das heißt, sie hatten keine Geschenke bekommen, wodurch jedes ihrer Bündnisse mit den Weißen bestätigt werden muß. Wir schossen verschiedene Waaren zusammen, deren Werth ungefähr funfzig bis sechzig Dollars betrug, womit die Wilden scheinbar sehr befriedigt sich entfernten, und obgleich sie einige Tage lang sich dann und wann noch blicken ließen, so waren sie doch endlich ganz verschwunden.

Man glaubte damals allgemein, es sei eine große Anzahl Comanche- und Arrapahoe-Indianer unter ihnen; aber es waren größtentheils, wenn nicht durchgängig, Blackfeet und Gros-Ventres, und wir erfuhren später, daß sie auf ihrem Rückwege nach den nördlichen Gebirgen durch die Sioux-Indianer und andere benachbarte Stämme eine furchtbare Niederlage erlitten hatten.

Wir hatten jetzt mit sehr nassem Wetter zu kämpfen, und in der That ist diese Gegend wegen kalter, oft zwei bis drei Tage anhaltender Regengüsse berüchtigt. Hagel in der Größe von Hühnereiern ist keine Seltenheit, und oft begleitet ihn ein furchtbarer Sturm, daß schwere Wagen umgerissen werden, während zu gleicher Zeit die Ebene vom Regen überschwemmt wird.

Bei solchem Unwetter sind die Wachen oft sehr unvorsichtig; und dieß war besonders bei uns der Fall, obgleich wir eine

Horde Wilder in der Nähe wußten. Die Karawane ließ sich überhaupt so wenig befehligen, daß die Geduld unseres Hauptmanns einigen sehr harten Prüfungen unterworfen wurde und er mehr als einmal abzudanken drohte. Es giebt in der That keine bessere Schule der Gemüthsruhe als den Befehl über eine gemischte Karawane unabhängiger Händler. Jeder Besitzer eines Wagens mit zwei Pferden ist im Stande, sich eben so viel Gewalt zuzueignen als der Befehlshaber selbst, und seine Befehle ergehen zu lassen, ohne danach zu fragen, ob sie im Hauptquartiere Billigung finden. Es ist daher leicht begreiflich, daß die Stellung eines Hauptmanns nichts weniger als beneidenswerth ist. Man erwartet von ihm, daß er Ordnung halte, während Wenige geneigt sind, ihm zu gehorchen, und bei jedem Unglück, sei es zufällig oder nicht, ist er es, den man mit Vorwürfen und Verwünschungen überhäuft. Es ist zu bedauern, daß bei diesen Handelszügen nicht eine Art Seedisciplin eingeführt ist, um Ordnung und Gehorsam zu erhalten, was nie geschehen kann, wenn der Befehlshaber mit keiner gesetzlichen Gewalt ausgerüstet wird. Ich wenigstens sehe keinen Grund, warum der Hauptmann einer Prairieen-Karawane nicht eben so viel Macht haben soll, seine Leute wegen Ungehorsam und Meuterei zur Rechenschaft zu ziehen, wie der Kapitän eines Schiffes auf hoher See.

Nachdem wir dem Laufe des Cimarron noch zwei Tage lang gefolgt waren, erreichten wir endlich einen Ort Namens „Willow-Bar“, wo wir die gewöhnliche Mittagrast von zwei bis drei Stunden hielten, um unseren Thieren Zeit zum Fressen und unseren Köchen Zeit zur Bereitung der Mahlzeit zu gönnen. Unsere Wagen wurden regelmäßig aufgefahren und die Thiere ausgespannt, um sie nach Wohlgefallen weiden zu lassen, während nur eine einzige Tagwache sie beaufsichtigte. Diejenigen, die ihre Mahlzeit zu sich genommen hatten, lagen ausgestreckt auf ihren Decken und wollten eben einer behaglichen Siesta sich hingeben, als plötzlich der furchtbare und oft wiederholte Ruf:

„Indianer!“ diese Ruhe in ein Schauspiel lärmender Verwirrung verwandelte.

Ueber die jenseitige Höhe, ungefähr eine Meile entfernt, stürmte jetzt ein Haufen Wilder gerade auf uns zu, und bald war das Thal von ihrem abscheulichen Geschrei erfüllt. Bei uns schrie Alles unter einander; jeder glaubte ein Befehlshaber zu sein und ließ demnach seine Befehle erschallen. Ausrufe wie: „Greifen wir sie an! — Feuert auf sie! — Wartet, bis sie näher sind!“ — zerrissen die Luft, und die Stimme des Hauptmanns, der solche vorschnelle Handlungsweise zu verhindern suchte, war in dem allgemeinen Lärm kaum vernehmbar. Da die Prairieen-Indianer oft ihren Freunden wie ihren Feinden auf diese Weise sich nähern, wollte er nicht sogleich zum Aeußersten schreiten; aber ein knallender Gruß und das Pfeifen von Flintenkugeln über unseren Köpfen, that uns bald ihre Absichten kund, und wir dankten höflich mit einem Riflefeuer, das aber der großen Entfernung wegen ohne Wirkung blieb.

Es drängten sich jetzt ein Dutzend Kanoniere um unsere Geschütze, die mit Kartätschen geladen waren. Natürlich hatte jeder hinein zu reden. „Richtet sie hoch, oder die Kugel fährt in den Grund!“ rieth einer. „Jetzt wird sie über das Ziel hinaus gehen,“ wollte ein anderer wissen, und nachdem der Sechspfünder verschiedene Male tiefer und höher gerichtet worden war, und die Indianer unterdessen Zeit gehabt hatten, sich aus dem Bereich des Schusses zu ziehen, wurde endlich die Lunte angelegt und die Ladung fuhr auf der Mitte des Weges in die Erde. Es folgten zwei bis drei andere Schüsse mit einfachen Kugeln, aber ohne Erfolg, obgleich einige Scharfsichtige sich einbildeten, sie sähen bei jedem Feuer Indianer oder Pferde zusammensinken. Eben so unversehrt gingen auch wir aus dem Kampfe hervor; ein Pferd von wenig Werth, das davon lief und von dem Feinde gefangen wurde, war unser ganzer Verlust. Die Indianer waren ungefähr hundert Mann stark und wurden für Comanches

gehalten, obgleich es eben so gut Krieger von dem Haufen sein konnten, den wir hinter uns gelassen hatten.

Am nächsten Tage lagerten wir in der Nähe des „Battle-Ground" oder Kampfplatzes, wo im Jahre 1829 eine Karawane und eine Abtheilung mexicanischer Truppen unter dem Befehl eines Obersten Vizcarra mit einer Bande Gros-Ventres ein Scharmützel gehabt hatten. Die vereinigten Züge hatten sich eben am Cimarron nicht weit von der Stelle gelagert, wo im vorigen Jahre das Begräbniß stattgefunden hatte, als ungefähr hundertundzwanzig Indianer zu Fuß sich ihnen näherten, und nachdem die Amerikaner keine Lust gezeigt, mit ihnen zu verkehren, in das Lager des mexicanischen Befehlshabers gingen, wo sie zum Mißfallen der Kaufleute freundliche Aufnahme fanden. Da die Indianer geneigt schienen, bis zum Morgen zu bleiben, so wollte sie der Oberst entwaffnen lassen; aber die schlauen Schufte machten eine Entschuldigung, um die Uebergabe ihrer Waffen zu verzögern, bis sich Gelegenheit zu einem Ueberfall darbot, und die Wilden aufspringend, mit furchtbarem Geschrei auf die arglosen Soldaten feuerten. Ihr Hauptziel scheint der Oberst gewesen zu sein, und man erzählt, daß ein zu dem mexicanischen Geleite gehörender Taos-Indianer, als er sah, daß eine Flinte auf seinen Befehlshaber gerichtet war, vorgesprungen sei und die tödtliche Kugel mit seinem Leibe aufgefangen habe. Man verfolgte die Wilden mehre Meilen weit in die Berge, und eine bedeutende Anzahl wurde verwundet oder getödtet. Von den Amerikanern hatte kein einziger ein Leid erfahren, von den mexicanischen Dragonern aber hatten ein Kapitän und zwei bis drei Gemeine das Vertrauen auf indianische Redlichkeit mit dem Tode gebüßt.

Fünfter Abschnitt.

Aufbruch der „Runners." — Der vierte Julius in den Prairieen. — Der Büffeljäger. — Traurige Nachrichten von Sublette's Gesellschaft. — Ein Mord durch die Indianer. — Wagnisse der Jäger. — Sublette in Gefahr. — Die Ciboleros. — Fleischpökelung. — Reinheit der Luft. — Round-Mound. — Luftspiegelung. — Die Büffel und ihre Abnahme. — Eine „Estampida." — Wagenausbesserung. — Rio Colorado. — Ein Zusammentreffen mit alten Freunden. — Mejicanisches Geleit. — Auflösung der Karawane. — Ein furchtbarer Donnerschlag. — Die ersten Spuren der Civilisation. — San Miguel. — Santa Fe. — Einzug der Karawane. — Dolmetscher und Steuerwesen.

Es war am letzten Junius, als wir „Upper Spring" erreichten — einen kleinen Quell, der in eine Schlucht fällt, die drei bis vier Meilen nordwärts nach dem Cimarron sich hinabsenkt. Der Mangel an Wasser in diesen öden Gegenden giebt jedem unbedeutenden Bächlein eine Wichtigkeit, deren es anderwärts sich nicht erfreuen würde. Wir hielten zu Mittag am Bache unten und schlugen dann eine Durchschnittrichtung südwestlich nach dem Gewässer des Canadian ein. Da der Weg für die Wagen eine Viertelmeile südlich von dem Quell abweicht, so verfolgten Einige von uns, um an dem erfrischenden Wasser sich zu laben, einen Pfad längs der Schlucht durch dickes Gebüsch und Strauchwerk, wo die wilden Johannisbeer- und Schlehensträucher unter ihren unreifen Früchten sich beugten. Die Wildheit dieses Ortes mit seinen hohen Klippen und schroffen Bergnasen machte einen doppelt bänglichen Eindruck auf uns, indem wir daran dachten, daß wir im Mittelpunkte der wildesten Ge-

gend waren, wo man leicht jedes Klappern eines Kiesels für das Schnappen eines Feuerschlosses, jedes Zurückschnellen eines Zweiges für das Zischen eines Pfeiles hält. Wir erquickten uns an dem köstlichen Tranke, der aus der reinen Quelle sprudelte, und nachdem wir an den rauhen Höhen hinangestiegen waren, gelangten wir eine halbe Meile jenseit wieder zur Karawane.

Es lag jetzt ein ebener, nicht zu verfehlender Weg vor uns, und eine Anzahl Vorreiter, die in der technischen Sprache der Prairieen den Namen „Runners" oder Läufer führen, trafen nun Vorbereitung, der Karawane nach Santa Fe vorauszueilen, obgleich wir noch mehr als zweihundert Meilen von dieser Stadt entfernt waren. Diese „Runners" pflegen in der Nacht von den Karawanen aufzubrechen, um den Späherblicken eines Feindes zu entgehen, der zufällig in der Nähe des Lagers lauern könnte. Es sind gewöhnlich Eigenthümer von Handelsgütern oder Mäkler, und ihr Hauptzweck ist, neuen Vorrath von Lebensmitteln anzuschaffen und zurückzusenden, und — was nicht weniger wichtig ist — mit den Zollbeamten in ein freundliches Verständniß zu treten.

Es war am zweiten Tage nach dem Aufbruche dieser Vorreiter, und wir lagerten am Mac-Nees-Flüßchen, als der vierte Julius — der Tag der amerikanischen Unabhängigkeit — über uns erwachte. Kaum hatte das graue Dämmerlicht die düsteren Wolken von seiner Stirne gewischt, als unser patriotisches Lager lebhaft jene Freude verrieth, womit das Herz eines jeden Amerikaners diesen siegreichen Jahrestag begrüßt. Der Donner unserer Geschütze und das Knallen unserer Flinten und Rifles widerhallte von jeder Höhe, und die Trommel und Pfeife gaben dem Schauspiel einen kriegerischen Reiz, der ganz geeignet war, die Gemüther zu beleben. Die begeisterten Freudenrufe unserer Leute wollten kein Ende nehmen, und auf jedes neue Jubelgeschrei gaben die Thäler eine freudige Antwort. Mit solcher Herzlichkeit wird dieser ruhmvolle Tag immer von den Wanderern in der einsamen Wüste gefeiert, denn hier weiß man nichts

von den Kämpfen und Ränken des Parteigeistes, und Niemand drängt sich hier ein, um den Einklang der Gefühle und die fast fromme Begeisterung zu stören, die mit diesem großen Tage in den Herzen aller wahren Amerikaner erwacht.

Bei unserer nächsten Tagereise erblickten wir acht bis zehn Meilen südlich von uns die Hügel Namens „Rabbit-Ear-Mound", die früher den Reisenden zu Wegweisern gedient hatten. Die erste Wagen-Karawane war über die Ebenen auf der Südseite jener Hügel gegangen, indem sie bei „Cool-Spring", wo wir am ersten Julius unser Nachtlager gehalten hatten, von dem jetzigen Wege sich abwendete; aber obgleich die Richtung, die wir verfolgten, etwas zu weit nordwärts sich hindehnte, so nahm doch jene der ersten Karawane einen noch größeren Umweg südwärts, der überdieß bei weitem beschwerlicher war.

Während wir weiter zogen, sahen wir einen Reiter nahe kommen, der anfänglich eine bedeutende Neugier erregte. Seine malerische Kleidung jedoch und sein eigenthümliches Wesen verriethen bald den mejicanischen Cibolero oder Büffeljäger. Diese kühnen Männer tragen in der Regel lederne Hosen und Jacken und flache Strohhüte, und an der Schulter hängt der Köcher für Pfeil und Bogen. Der lange Schaft ihrer Lanze steckt in einer Scheide und wird von einem am Sattelknopfe bevestigten ledernen Riemen gehalten, während die Spitze hoch über den Kopf emporragt. Ihre Flinte, wenn sie eine haben, hängt in gleicher Weise auf der anderen Seite und die Mündung ist gewöhnlich mit einem buntfarbigen Büschel verstopft.

Der Cibolero begrüßte uns freudig, und auch uns war dieses Zusammentreffen nicht minder angenehm; denn wir konnten uns nun über Santa Fe berichten lassen, von wo seit der Rückkehr der Karawane im vorigen Herbst keine Nachrichten eingegangen waren. Kaufleute und Vergnügungsreisende drängten sich mit gleicher Neugier um den neuen Gast, und jeder, der ein spanisches Wort zu sprechen verstand, richtete eine Frage an ihn: „Wie sind die Aussichten? — Wie stehen die Waaren? —

Was giebt's Neues aus dem Süden?" — während die erfahreneren Händler sich hauptsächlich für die Zollverhältnisse interessirten und sich angelegentlich erkundigten, wer die gegenwärtigen Steuerbeamten wären; denn während der Abwesenheit einer Karawane treten oft ungünstige Veränderungen ein.

Unsere Freude wurde aber bald durch die höchst betrübende Nachricht von dem traurigen Tode eines berühmten und erfahrenen Gebirgsabenteurers in aufrichtige Bekümmerniß verwandelt. Es ist bereits erwähnt worden, daß ein Kapitän Sublette mit einer Gesellschaft uns fast um einen Monat vorausgegangen war. Wir hatten häufig ihre Spur gesehen und einigemal durch Indianer unbestimmte Nachricht über sie eingezogen, aber immer nichts Genügendes. Unser Gast erzählte uns nun, daß ein Kapitän von jenem Zuge von den Indianern ermordet worden wäre, und aus seiner Beschreibung schlossen wir, daß es Kapitän Smith, einer der Theilnehmer, gewesen sei, was sich später mit vielen anderen einzelnen Abenteurern dieser Karawane auch bestätigte.

Kapitän Smith und seine Gefährten waren Anfänger im Santa-Fe-Handel, als erfahrene Reisende im Felsengebirge aber glaubten sie, jede andere Reise unternehmen zu können, und zogen unbedachtsam in die Prairieen, ohne daß auch nur ein Einziger bei ihrer Gesellschaft sich befand, der des Weges völlig kundig gewesen wäre. Sie zählten einige zwanzig Wagen und ungefähr achtzig Mann. Den Arkansas, bis wohin ein sehr deutliches Gleis sich verfolgen läßt, erreichten sie ohne besondere Schwierigkeiten; von hier aus aber bis zum Cimarron war außer den unzähligen Büffelwegen, welche diese Ebenen durchschneiden und den Wanderer in den Prairieen irre leiten, keine Spur eines Wagens zu finden. Ich habe häufig gesehen, daß jene Wege das Ansehen ungeheuerer Landstraßen haben, die von ganzen Kriegsheeren mehrmal benutzt worden; sie führen gewöhnlich zu einem Wasser, oft aber auch nur zu einem ausgetrockneten

Bette, so daß der durstige Reisende, der ihnen folgt, beständigen Täuschungen unterliegt.

Sublette's Karawane hatte in dieser dürren Ebene alle Qualen des Wassermangels zu erdulden. Schon mehre Tage waren sie herumgezogen, und den erschöpften und verzweifelten Reisenden starrte der entsetzliche Tod der Verdurstung ins Antlitz, als sich endlich der Kapitän Smith entschloß, einen jener verführischen Büffelwege zu verfolgen, in der Hoffnung, an das Ufer eines Flusses oder Weihers zu gelangen. Er ging allein, denn es trieb ihn in diesem Augenblicke nicht nur die Verwegenheit, die aus der Verzweiflung entspringt, sondern er hatte auch niemals Furcht gekannt; er war in der That einer der kühnsten Männer, die je das Felsengebirge durchwandert sind, und wenn nur die Hälfte von dem wahr ist, was man ihm nachsagt — von seinen verwegenen Unternehmungen, seinen tollkühnen Wanderungen, seinen Kämpfen mit den Wilden und seinen Gefahren, so hat er sicherlich Anspruch auf einen der erhabensten Sitze in dem Olymp der Prairieen-Mythologie. Aber nachdem er so oft den Pfeilen und Schlingen der verschmitzten Gebirgs-Indianer entgangen war, mochte er auf seiner Wanderung unter der sengenden Sonne wohl nimmer ahnen, daß seine Gebeine auf diesem dürren Sande bleichen sollten. Er hatte sich bereits viele Meilen weit von seinen Gefährten entfernt und stieg jetzt über eine Anhöhe, als ihn der freudige Anblick eines kleinen Flusses begrüßte, der durch das Thal seinen Weg nahm. Es war der Cimarron, und der verschmachtende Wanderer eilte hinzu, um den Brand seiner verdorrten Lippen zu löschen; — aber man denke sich seine Täuschung, als er in dem Flusse nur ein Bett von trocknem Sande fand. Er hatte jedoch bald mit seinen Händen ein ziemlich zwei Fuß tiefes Loch gegraben, in welchem sich allmälig das Wasser aus dem gesättigten Sande sammelte, und er beugte sich hinab, um in dem Quell seinen brennenden Durst zu stillen — als er von den Pfeilen eines lauernden Haufens Comanche-Indianer durchbohrt wurde. Aber er kämpfte

tapfer bis zum letzten Augenblick, und wie die Indianer selbst erzählt haben, tödtete er zwei oder drei von ihnen, ehe er erlag.

Die kleine Karawane scheint von allem möglichen Mißgeschick verfolgt worden zu sein. So erfuhren wir unter Anderem auch, daß schon vor ihrem Uebergange über den Arkansas einer ihrer Leute durch die Pawnie-Indianer seinen Tod gefunden hatte. Dieß ist vielleicht der einzige Fall in der Geschichte der Handelszüge nach Santa Fe, daß einer auf der Jagd um sein Leben kam, obgleich man diese Seltenheit nicht eben für ein Ergebniß kluger Vorsicht halten darf. Sobald eine Karawane das Büffelgebiet erreicht hat, vergeht fast kein Tag, wo jene Jäger sich nicht eine Unbesonnenheit zu Schulden kommen lassen, indem sie sich häufig allein, und nur selten ihrer zwei oder drei, fünf, gar wohl auch zehn Meilen von der Karawane entfernen. Es ist daher kein Wunder, wenn ihnen häufig von räuberischen Wilden aufgelauert wird, und daß sie fast eben so häufig mit dem Leben davon kommen, verdanken sie zum Theil der Feigheit der Indianer; denn im Allgemeinen sind diese wirklich selten muthig genug, selbst auch nur einen einzelnen bewaffneten Mann anzugreifen, wenn er sich nicht im entschiedenen Nachtheil befindet. Die erfahrenen Jäger feuern daher nie bei der ersten Annäherung der Indianer, denn diese greifen an, sobald sie sehen, daß die Flinten losgebrannt sind; während oft wenige entschlossene Männer durch das Vorhalten ihrer Flinten, ohne sie abzuschießen, eine ganze Schaar von Wilden in Schach hielten, bis Beistand kam.

Smith's Gefährten, die den Cimarron an einer anderen Stelle erreichten, empfingen die Nachricht von seinem traurigen Schicksal erst durch einige mejicanische Kaufleute, die aus dem Munde der mörderischen Wilden selbst davon gehört hatten. Nicht lange nachher entging die Gesellschaft nur mit knapper Noth einem völligen Verderben, indem sie mit jener ungeheueren Horde von Blackfeet und Gros-Ventres zusammen traf, die später auch uns belästigten, und da die Kaufleute wirklich nur eine

Handvoll gegen jene Tausende waren, so glaubten sie sich eine Weile ernstlich gefährdet, in vollem Sinne aufgefressen zu werden. Aber Kapitän Sublette besaß bedeutende Erfahrung und verstand diese tückischen Wilden zu behandeln, so daß er trotz der drohenden Stellung, die sie einnahmen, mit seiner Karawane ohne ernstliche Belästigung vorüberzog und endlich wohlbehalten Santa Fe erreichte.

Doch kehren wir zu unserem Cibolero zurück. Er war begierig, Lebensmittel an uns zu verkaufen, was nur willkommen sein konnte; denn bei den meisten von uns war das Brot ausgegangen und auch Fleischmangel begann fühlbar zu werden, da wir seit unserem ersten Zusammentreffen mit den Indianern am Cimarron nur wenig Büffel zu sehen bekommen hatten. Der Jäger kehrte in sein nahes Lager zurück und brachte uns alsdann mit einigen seiner Gefährten einen reichlichen Vorrath getrockneten Büffelfleisches und einige Säcke mit grobem, im Ofen gerösteten harten Brote, das bei den mexicanischen Kaufleuten viel in Gebrauch ist, aber erst genießbar wird, nachdem man es in Wasser oder noch besser in heißem Kaffee hat aufweichen lassen.

Ein Wort über die Ciboleros dürfte hier an seiner Stelle sein. Jedes Jahr ziehen große Gesellschaften Neu-Mexicaner — theils mit Maulthieren und Eseln, theils mit Carretas oder Rollkarren und Ochsen — in diese Prairieen hinaus, um ihre Familien mit Büffelfleisch zu versorgen. Sie jagen wie die wilden Indianer, vorzüglich zu Pferde und mit Bogen und Pfeil oder mit der Lanze, und haben in kurzer Zeit ihre Karren oder Lastthiere mit reichlichen Vorräthen bepackt. Das Einpökeln des Fleisches bewirken sie selbst im Mittsommer ohne Schwierigkeit, indem sie es in dünne Stücke schneiden und diese in die Sonne legen oder, wenn sie Eile haben, wohl auch am Feuer etwas rösten lassen. Bei dieser Pökelung ahmen sie oft den Gebrauch der Indianer nach und treten oder kneten das Fleisch mit den Füßen.

Es bewährt sich hier auffallend die außerordentliche Reinheit der Luft. Die Karawanen pflegen sich inmitten des Büffelgebietes mit Fleischvorräthen zu versehen, um da, wo die Rinder der Prairieen seltener werden, vor Mangel gesichert zu sein — eine Vorschrift, die wir in der Zeit des Ueberflusses leider etwas vernachlässigt hatten — und sie verfahren hierbei eben so wie die Neu-Mejicaner, nur mit Weglassung des Tretens. Man zieht von einem Ende des Wagens zum anderen eine Leine und läßt die Fleischschnitten Tag für Tag darauf hangen, bis sie hinlänglich trocken sind, um eingeschichtet werden zu können. Dieß geschieht ohne Salz, und dennoch tritt nur selten Fäulniß ein, weil in der That die Schmeißfliegen hier gänzlich unbekannt sind. Bei Erwähnung dieser Insecten mag hier noch hinzugefügt werden, daß auch die Roßfliegen nicht mehr vorkommen, sobald man die Gegend des langen Grases, zwischen der Gränze von Missouri und dem Arkansasfluß, im Rücken hat. Wir selbst hatten, nach unseren eigenen Prairieen urtheilend, von jenen unausstehlichen Peinigern nicht geringes Unheil erwartet und fanden uns daher aufs angenehmste getäuscht.

Wir näherten uns jetzt dem „Round Mound", einem schönen rundgipfeligen Kegel, der sich fast tausend Fuß über die Ebene erhebt, von welcher er größtentheils umgeben ist. Er lag wenigstens noch drei Meilen weit entfernt, als Einige von uns zu Fuß sich aufmachten, um ihn zu besteigen und die umliegende Gegend zu überschauen. Sie glaubten mit Gewißheit, ihn in einer halben Stunde erreichen zu können, doch da es sich ergab, daß die Entfernung größer war, als man berechnet hatte, blieben Viele zurück und gesellten sich bald wieder zu den Wagen. Die optischen Täuschungen, welche die dünne durchsichtige Atmosphäre dieser hohen Ebenen erzeugt, sind oft wahrhaft merkwürdig und liefern einen neuen Beweis für die Reinheit der Luft. Man glaubt fast durch ein Fernrohr zu sehen, denn häufig erscheinen die Gegenstände vergrößert, erhöht und kaum im vierten Theil ihrer wirklichen Entfernung. Ich habe manch-

mal bemerkt, wie man Antilopen für Elenthiere oder wilde Pferde und in noch größerer Entfernung für Reiter hielt; ich habe gesehen, wie Gras oder Unkraut, oder Büffelgebeine, die auf der Prairie zerstreut lagen, bis zu mehren Fuß vergrößert wurden und so das Ansehen menschlicher Wesen erhielten. Auf gleiche Weise hat man Raben nicht selten für Indianer oder Büffel gehalten, und eine Heerde der letzteren erscheinen dem ungeübten Auge in ferner Ebene wie eine Gruppe hoher Bäume. Hierzu kommt noch in der Regel, daß ein beständiges Wogen und Wallen die fernen Gegenstände so verzerrt und unbestimmt macht, daß sie sich schwer unterscheiden lassen. Wahrscheinlich entsteht die Täuschung durch gasartige Dünste, die aus der Erde emporsteigen, während sie von den Sonnenstrahlen beleuchtet werden.

Die seltsamsten und zugleich überraschendsten Erscheinungen jedoch, die durch optische Täuschung hervorgebracht werden, sind die Luftspiegelungen oder, wie man sie in den Prairieen gewöhnlich nennt, die „falschen Weiher". Selbst der erfahrene Reisende wird in den dürren Ebenen, wo man jede Täuschung bitter empfindet, noch oft von ihnen verlockt. Der durstige Wanderer, der viele Stunden unter einem brennenden Himmel mühsam sich fortgeschleppt hat, erspäht endlich einen Teich — ja es muß ein Wasser sein, es sieht zu natürlich aus, als daß seine Blicke ihn täuschen könnten. Er beschleunigt seine Schritte mit freudiger Zuversicht auf einen kühlenden Trunk; aber ach, wenn er sich nähert, weicht die lockende Wasserfläche zurück oder verschwindet ganz, und hat er das scheinbare Ufer erreicht, dann traut er wohl seinen eigenen Augen nicht, denn er sieht nichts als eine verdorrte Ebene zu seinen Füßen. Erst wenn er ein Dutzend Male auf diese Weise sich hat täuschen lassen, giebt er die Verfolgung auf, und sieht er dann ein wirkliches Wasser, so geht er vorüber, aus Furcht, aufs neue betrogen zu werden.

Die physikalischen Grundsätze, worauf diese „falschen Weiher" beruhen, scheinen im Allgemeinen nicht ganz richtig erkannt zu

werden. Man schreibt sie gewöhnlich einer Refraction zu, durch welche ein Theil des begränzenden Himmels unter dem Horizonte erscheinen soll; aber ohne Zweifel sind sie nichts Anderes als Folge einer Reflexion auf eine Gasausströmung, vielleicht aus der von der Sonne erhitzten Erde und aus Pflanzenstoffen; oder es mag auch sein, daß eine Ueberladung von Kohlensäure, die durch die Wirkung der Sonne auf die Flächen und Vertiefungen dieser Ebenen niedergeschlagen ist, sie hervorbringt. Wenigstens scheint sie, schräg betrachtet, von hinlänglicher Dichtigkeit zu sein, um die jenseitigen Gegenstände zurückzuwerfen, und indem sich so der Himmel in dem Gasweiher spiegelt, entsteht die trügerische Erscheinung des Wassers. Als Beleg, daß hier nichts Anderes als die Wirkung einer Reflexion obwaltet, führe ich noch an, daß ich oft bemerkt habe, wie ferne Bäume und Höhen, die über den Horizont emporragen, in dem „Weiher" verkehrt sich abspiegeln, während sie dagegen, wenn man die Wirkung einer Refraction annehmen wollte, aufrecht stehend auf der Oberfläche erscheinen müßten. Es giebt in der That viele seltsame atmosphärische Erscheinungen in den Ebenen, die dem wißbegierigen Naturphilosophen ein weites Feld interessanter Forschungen öffnen würden.

Endlich gelang es einigen der beharrlichsten unserer Abenteurer, den Gipfel des „Round-Mound" zu erreichen, der eine vollständige, nach einigen Richtungen wohl hundert Meilen weite Aussicht über das umliegende Land gewährt. Südwärts zeigt sich eine Gegend mit Hügeln, Ebenen, Erhöhungen und wellenförmigen Sandflächen; auf der Nordseite aber liegen endlose Ebenen, die nur hier und da von einzelnen Hügeln unterbrochen werden. Weit über diese hinaus, nach Nordwest, und tief am Horizonte erscheint auf azurnem Grunde ein silberweißer Streifen; das sind die mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel des östlichen Vorsprungs des Felsengebirges.

Diese ungeheueren Gränzebenen und selbst die einzelnen Hügel sind nirgend mit Holz bewachsen, nur daß vielleicht am Rande eines steilen Ufers oder einer Schlucht ein einsamer Baum sich

erhebt, der kaum einige Abwechselung in die Landschaft zu bringen vermag. Nicht einmal ein Büffel ließ sich blicken, um die öde Einförmigkeit einigermaßen zu beleben; obgleich in einigen Jahreszeiten, und besonders im Herbst, die Prairieen von ganzen Heerden dieser Thiere buchstäblich bedeckt sind. Aber die Büffel sind ein wanderndes Geschlecht, und selbst mitten in den Prairieen, wo es im Allgemeinen ihrer so viele giebt, reist man oft mehre Tage, ohne einen einzigen zu erblicken, obgleich weder von einem Jäger noch von einem Indianer eine Spur sich entdecken läßt. Aber die Wahrheit zu gestehen, ich habe sie nirgend in den Prairieen in so großer Anzahl gesehen, als einige Reisende in ihren Schilderungen angeben — in dichten Massen, welche die ganzen Prairieen verdunkeln. Ich habe sie nur in einzelnen Heerden von Hunderten und zuweilen auch Tausenden gefunden, und wo sie am zahlreichsten waren, hatten sie sich immer weit und breit, aber in großen Zwischenräumen zerstreut. Sie vermindern sich sehr merklich und schnell. Man sagt, die Weißen verscheuchen sie; aber ich möchte fragen, wohin sie entfliehen? Unleugbar werden einige — um einen Jägerausdruck zu gebrauchen — „aus der Haut gejagt"; aber für jeden Büffel, der von Weißen getödtet wird, fallen Hunderte, vielleicht Tausende durch die Hände der Wilden. Vor diesen giebt es in der That keine Rettung, denn sie verfolgen ihre Beute, wohin sie auch fliehen mag; und so lernen die armen Thiere instinctmäßig die vesten Ansiedlungen und zum Theil auch die gewöhnlichen Reisestraßen der Weißen vermeiden.

Während die Karawane am nördlichen Fuße des „Round-Mound" vorüberzog, gewährte sie denjenigen, die auf dem Gipfel standen, ein höchst anziehendes Schauspiel. Die Wagen fuhren langsam in vier gleichlaufenden Säulen, aber in unterbrochenen Reihen, zuweilen mit Zwischenräumen von mehren Ruthen. Das unaufhörliche Peitschengeknall der Fuhrleute klang wie der Widerhall eines fernen Gewehrfeuers, so daß man hätte glauben können, es fände zwischen zwei feindlichen Parteien ein heftiges

Scharmützel statt; für die armen Thiere wenigstens war es wirklich ein feindlicher Angriff, denn ihre Seiten bluteten zuweilen unter den unbarmherzigen Peitschenhieben, wozu die muthwilligen Carrettieri oft keine andere Ursache zu haben schienen als eben ihr Wohlgefallen an dem Schwingen und Knallen ihrer Geißeln.

Wir nahmen unser Lager in einer freundlichen Ebene in geringer Entfernung westlich vom „Round Mound", und wenn es hier auch an Wasser fehlte, so ließ sich doch dieser Mangel verschmerzen, da wir am Mittag uns hinlänglich bevorrathet hatten. Wie gewöhnlich wurden jetzt unsere Thiere, nachdem sie einige Stunden geweidet hatten, in die Wagenhürde gesperrt; unsere Leute lagen bereits in friedlichem Schlummer — die Wachen ausgenommen, die rings um das Lager ruhig auf ihren Posten standen — als plötzlich gegen die verhängnißvolle Mitternachtstunde ein furchtbarer Lärm entstand, so daß alle Ruhenden erschrocken aufsprangen und zu den Waffen griffen. Es schien eines der Thiere vor einem Hunde scheu geworden zu sein und durch sein plötzliches Auffahren seine Nachbarn in wilde Bewegung gebracht zu haben; der panische Schreck verbreitete sich gleichzeitig durch die ganze Hürde, und es folgte ein Aufruhr, der Alles, was wir seither erlebt hatten, weit übertraf. Eine allgemeine „Estampida", wie die Mejicaner es nennen, war das Ende. Trotz daß unsere Wagen, Rad an Rad, mit Stricken oder Ketten vest zusammen gebunden waren, hatten die Ochsen sich bald einen Ausgang gebrochen und jagten nun, meist paarweise zusammengejocht, wie toll in die Ebene hinaus. Alle Versuche, sie aufzuhalten waren fruchtlos; denn wer soll einem Paar Ochsen in den Weg treten, wenn sie einmal völlig scheu geworden sind; am nächsten Morgen aber machten wir ernstliche Anstalten, wenigstens so viele Gespanne zusammenzubringen, als zum Aufbruch der Karawane nöthig waren. Am „Rock-Creek" oder Felsflüßchen, ungefähr sieben Meilen von unserem Lagerplatze, trafen wir diejenigen unserer Gefährten wieder, welche die flüchtigen Thiere verfolgt hatten. Bis auf einige, die für immer verloren blieben,

waren alle Ochsen wieder gefunden. Von den Maulthieren hatten wir keines eingebüßt; die wenigen, die mit durchgegangen waren, hatten sich schnell wieder einfangen lassen. Die Wahrheit ist, daß Maulthiere am leichtesten scheu werden, Ochsen aber am schlimmsten sind, wenn sie einmal der Schreck erfaßt hat, zugleich aber auch wieder den Vorzug haben, daß die Indianer sich nicht eben sehr begierig zeigen, sie zu stehlen, und auf eine Ochsen-Karawane kaum einen Angriff unternehmen würden.

Wir kamen jetzt in eine Gegend mit rauhem und stellenweise felsigem Wege, da alle Flüsse zwischen hier und den Gebirgen mit feinem Sandstein berandet sind. Dieser holperige Boden wirkte sehr nachtheilig auf unsere Wagen; das Holz war in der Trockenheit und Dünnigkeit dieses hohen Luftkreises zusammengeschrumpft, die Räder wurden locker und wackelig und die Speichen fingen an, sich in ihren Naben zu drehen, so daß man bei jedem Halt, den wir machten, immer zu gleicher Zeit ein Dutzend Räder auszubessern hatte, und in dem Lärm der Hämmer, die bei diesen Gelegenheiten in Thätigkeit waren, hätte man sich einbilden können, man befinde sich auf einem Schiffswerft.

Diese beschwerliche Gegend verlassend, zogen wir bald an dem „Point of Rocks“, einem kleinen von Norden auslaufenden Bergarme, vorüber, an dessen Fuße eine liebliche Quelle sprudelt, und am nächsten Tage, nachdem wir die Hochebene verlassen, erreichten wir den Hauptarm des Canadian, der hier, obgleich schon achtzig Meilen von seiner Quelle in den nördlichen Gebirgen entfernt, nur ein rieselndes, kaum zwölf Schritt breites Bächlein ist. Sein Bett ist von vestem Felsen, und die Furt wird daher von den Ciboleros sehr bezeichnend „die Steinfurt“ (el Vado de Piedras) genannt; die Ufer sind sehr niedrig und leicht zu ersteigen. Bei den Mejicanern führt der Fluß den Namen „rother Fluß“ (Rio Colorado), und die Amerikaner nennen ihn in wörtlicher Uebersetzung „Red River“. Dieser Umstand gab vielleicht zu der Vermuthung Anlaß, daß dieß die Hauptquelle des amerikanischen Flusses gleiches Namens sei; obgleich die

nächsten Wässer des echten Red River von Natchitoches noch hundert Meilen südwärts von hier entfernt sind.

Indem wir nach dem Rio Colorado hinabgingen, trafen wir mehre Landsleute aus Taos, wohin ein gerader, aber beschwerlicher, sechzig bis siebzig Meilen weiter Weg über die Gebirge führt. Es war ein freudiges Zusammentreffen, denn wir fanden unter ihnen viele alte Bekannte, die wir seit Jahren nicht gesehen hatten. Wir waren in unserer Kindheit in ein und dieselbe Landschule gegangen, hatten zusammen buchstabiren gelernt und so manchmal mit kindlicher Fröhlichkeit die wilden Wälder durchstreift. Sie kehrten mit uns um, und wir waren für den übrigen Theil unserer Tagereise vollauf beschäftigt, ihre eifrigen Fragen nach ihren Freunden und Verwandten in den Vereinigten Staaten zu beantworten.

Ehe wir den Fluß erreichten, begegnete uns noch eine andere Gesellschaft von Besuchern, die, größtentheils aus Agenten oder Schreibern des Zollamts bestehend, mit einem militärischen Geleite sich auf den Weg gemacht hatte, um die Karawane nach der Hauptstadt zu führen. Der vorgebliche Zweck dieser Bedeckung war Verhinderung der Schmuggelei, und es wird zu diesem Behufe jährlich ein Haufen Soldaten mit dem strengen Befehle ausgesendet, die Karawanen zu beaufsichtigen. Diese Maßregel scheint seitdem fast außer Gebrauch gekommen zu sein, und sie könnte ohne Nachtheil völlig aufgegeben werden; denn wenn irgend jemand schmuggeln wollte, würde er nicht eben große Mühe haben, sich der Dienste dieser verhütenden Wächter zu versichern, die durch ein unbedeutendes Geschenk sich gewinnen lassen würden, dergleichen Absichten wirksam zu unterstützen, statt ihnen hindernd in den Weg zu treten. Als wir in dem Thale dem Lagerplatze dieser Escorte gegenüber unser Lager nahmen, beehrte uns der Befehlshaber Oberst Vizcarra mit einem Gruß aus seinen Geschützen, der von unserer kleinen Kanone schleunig erwidert wurde.

Da wir uns jetzt — obgleich noch immer fast hundert und funfzig Meilen von Santa Fe entfernt — wenigstens die Ge-

fahren indianischer Feindseligkeiten überstanden zu haben glaubten und den beßten Willen hatten, unserer Bedeckung so viel Mühe als möglich zu machen, so wurde einige Meilen jenseit des Colorado die Organisation unserer Karawane aufgelöst, und ihre Glieder verfolgten jetzt den Weg nach der Hauptstadt in fast eben so vielen kleinen Abtheilungen, als es Handelsgesellschaften gab. Der Weg von hier nach San Miguel — nach einer fast hundert Meilen weit entfernten Stadt — läuft am Fuße jenes Zweiges schneebedeckter Gebirge hin, dessen bereits erwähnt wurde.

Diese Gegend zeichnet sich besonders durch heftige Regengüsse, Hagelstürme und furchtbare Gewitter aus. Die plötzliche Kühle und Zusammenziehung der Atmosphäre kehrt sehr oft den Strom der unteren Luftschicht um, so daß eine Wolke, die eben aufgehört hat, sich ihres Inhalts zu entladen, und fortgezogen ist, in wenigen Minuten zurückgebracht wird und den Wanderer mit einem neuen Strome überschüttet. Ein Schauspiel, wovon ich im Sommer 1832, ungefähr zwei Tagreisen jenseit des Colorado Augenzeuge war, machte einen tiefen Eindruck auf mich. Wir lagerten zu Mittag, als eine düstere Wolke hinter den Gebirgen hervorzog, und nachdem sie eine Weile über uns geschwebt hatte, einem jener furchtbaren Donnerschläge Luft machte, wie sie diesen Gegenden eigenthümlich zu sein scheinen, und der die Elemente erschütternd, uns so betäubte und bestürzte, daß einige Secunden vergingen, ehe jeder im Stande war zu der Ueberzeugung zu kommen, daß ihn der Blitz nicht erschlagen habe. Die Luft war mit Schwefeldunst erfüllt; aber der Blitzstrahl war über die Wagen hingefahren und in die „Caballada“ geschlagen, die nahe dabei weidete. Wir sahen nachher einige unserer Thiere todt oder betäubt auf der Ebene liegen, und merkwürdig genug fanden wir auch einen Ochsen, den der Blitz erschlagen hatte, während sein Gefährte unter demselben Joche unversehrt an seiner Seite stand.

Eine Strecke jenseit des Colorado verließ ich mit einer Gesellschaft von ungefähr zwölf Personen die Wagen, um nach Santa

Fe voraus zu eilen. Funfzig Meilen jenseit des Hauptarmes jenes Stromes gingen wir über den „Mora-Fluß" oder wie die Mejicaner ihn nennen „Rio de lo de Mora", das letzte Wasser des Canadian, und von hier bis zu dem „Rio de las Gallinas", dem ersten Wasser des „Rio del Norte", dehnt sich der Weg durch eine hohe, von keinem Bergrücken unterbrochene Ebene. Am Gallinas-Flusse sahen wir eine große Schafheerde auf der nahen Ebene weiden, und eine kleine Hütte am Fuße einer Klippe ließ uns erkennen, daß es ein „Rancho" war. Es erschien bald ein schwarzbrauner „Ranchero", von welchem wir einen Trunk Ziegenmilch und etwas schmuzigen Schafkäse erlangten, der die Stelle des Brotes vertreten mußte.

Einige zwanzig Meilen von hier erreichten wir San Miguel, die erste erwähnenswerthe Niederlassung auf unserem Wege. Sie besteht aus unregelmäßigen Gruppen von Lehmhütten und liegt in dem fruchtbaren Thale des „Rio Pecos", eines silberhellen Flüßchens, das von den schneeigen Gebirgen von Santa Fe herabrieselt.

Einige Meilen, bevor man die Stadt erreicht, läuft der Weg, nachdem er, um einen Durchgang durch den erwähnten Gebirgszweige zu finden, den nicht unbedeutenden südlichen Bogen über San Miguel gemacht hat, aufs Neue in eine offene Ebene aus. Von einer tafelförmigen Erhöhung aus überschauten wir nordwestlich ein weites Thal, in dessen Mitte zerstreute Baumgruppen von grünen Korn- und Weizenfeldern umgeben, und einzelne viereckige blockartige Haufen emporragten. Etwas weiter hinaus und gerade vor uns in nördlicher Richtung entdeckten unsere Blicke ähnliche Gruppen. „O wir nähern uns den Vorstädten!" dachte ich, als ich die Kornfelder und jene Erhöhungen sah, die, wie ich glaubte, nichts anderes als nach allen Richtungen zerstreute Ziegelbrennereien waren. „Allerdings sind dieß Haufen ungebrannter Ziegelsteine", sprach ein Freund an meiner Seite, als dergleichen Bemerkungen laut wurden — „aber dennoch sind es Häuser — das ist die Stadt Santa Fe."

Fünf bis sechs Tage nach unserer Ankunft erschien endlich die Karawane, und Wagen auf Wagen rollte den letzten nur noch eine Meile von der Stadt entfernten Abhang hinab. Nach den lärmenden Freudenbezeigungen der Leute und der heiteren Aufregung zu urtheilen, worin sich die Maulthiertreiber zu befinden schienen, mußte der Anblick ihnen eben so neu gewesen sein als mir. Es war wirklich ein Schauspiel, in welchem der Pinsel eines Künstlers hätte schwelgen können. Selbst die Thiere schienen die Lust ihrer Reiter zu theilen, die immer fröhlicher und lärmender wurden, als sie nach der Stadt hinabzogen. Kurz ich zweifle, daß der erste Anblick der Mauern Jerusalems bei den Kreuzfahrern eine so stürmische und seelenbegeisternde Freude erweckte.

Die Ankunft rief unter den Eingeborenen eine nicht geringe Bewegung hervor: „**Los Americanos! — Los carros! — La entrada de la caravana!**“ — erscholl es von allen Seiten, und Frauen und Kinder versammelten sich, während wie gewöhnlich Haufen von „**léperos**“ um die Wagen sich herumtrieben, um zu sehen, was es zu stehlen gab. Die Fuhrleute waren bei dieser Gelegenheit nicht ganz frei von Aufregung. Von der Prüfung unterrichtet, die ihnen bevorstand, hatten sie den Morgen mit Putzen zugebracht und zeigten sich nun mit reinlichen Gesichtern, glatt gekämmtem Haar und im besten Sonntagstaate, um vor den „schönen Augen von glänzender Schwärze“ zu bestehen, die sie sicherlich mustern würden. Aber es bedurfte zu einem vortheilhafteren Auftreten noch einer anderen Vorbereitung. Jeder Fuhrmann knüpfte eine funkelneue Schmitze an seinen Peitschenriem; denn auf der Fahrt durch die Straßen und über die „**plaza publica**“ sucht jeder seinen Gefährten in der Geschicklichkeit zu übertreffen, womit er dieses Lieblingszeichen seiner Macht zu schwingen versteht.

Unsere Wagen waren bald in den Niederlagen des Zollhauses abgeladen, und da uns nun einige Tage der Muße zur Verfügung standen, so hatten wir Zeit, uns jene Erholung zu

verschaffen, die uns nach einer ermüdenden Reise von zehn Wochen so nöthig war. Die Fuhrleute und viele von den Händlern, besonders die Neulinge, strömten nach den zahlreichen Fandangos, die nach der Ankunft einer Karawane regelmäßig unterhalten werden. Der größere Theil der Kaufleute aber war eifrig mit seinen Angelegenheiten beschäftigt, und jeder hätte gern zuerst seine Waaren aus dem Zollhause zurückerhalten und ein gutes Geschäft mit den Landkrämern machen mögen, die alljährlich bei diesen Gelegenheiten nach der Hauptstadt kommen.

Nun beginnt die Ernte der Dolmetsche, deren die Händler, wovon nur wenige Spanisch zu schreiben verstehen, größtentheils sich bedienen müssen. Diese gesetzmäßigen Zwischengänger verpflichten sich, gegen gewisse Gebühren die nöthigen Anordnungen zu treffen, die „Manifiestos," — das heißt die Declarationen der Waaren — zu übersetzen und in allen Beziehungen den Geschäften der Dolmetsche vorzustehen.

Es erfolgt nun die Untersuchung der Waaren, wobei man aber selten mit vorschriftmäßiger Strenge verfährt, denn eine „lebendige Theilnahme" für die Kaufleute und der „lebhafte Wunsch", den Handel zu befördern, veranlassen den Beamten, nur einige von denjenigen Colli zu öffnen, die mit der Declaration am wenigsten in Widerspruch stehen.

Die mejicanischen „derechos de arancel" oder Tarifsteuern sind äußerst drückend und betragen durchschnittlich hundert Procent des Einkaufpreises eines gewöhnlichen Santa Fe = Sortiments. Nach dem Tarif von 1837 — und früher war er noch höher — zahlen alle glatt gewebten Baumwollwaaren, seien sie weiß oder gedruckt, zwölf und einen halben Cent Steuer für die Vara und rechnet man die Verbrauchsteuer hinzu, mindestens funfzehn. Aber es braucht kaum erwähnt zu werden, daß es sehr wenige Häfen in der Republik geben soll, wo man mit Strenge auf diesen harten Forderungen besteht.

Der Gouverneur Armijo von Santa Fe führte für einige Jahre einen eigenen, völlig willkürlichen Tarif ein, indem er

für jede Wagenladung, mochte sie groß oder klein sein, feine oder schlechte Waare enthalten, fünfhundert Dollars verlangte. Natürlich war dieß für die Kaufleute, die große Wagen und theuere Waaren führten, sehr vortheilhaft, um so drückender aber für diejenigen mit kleineren Fuhrwerken oder Waaren von geringerem Werth. Wie vorauszusehen war, luden die Kaufleute ihre Güter bald nur auf die größten, mit acht bis zwölf Maulthieren bespannten Wagen und waren klug genug, alle schwereren Artikel wegzulassen. Dieß führte den Gouverneur zu einem Zoll nach dem Werthe der Waaren zurück, ohne jedoch hierbei auf den Generaltarif des Landes Rücksicht zu nehmen. Wie viel von diesen Zollgebühren ihren Weg in die Staatskasse gefunden haben, mag dahin gestellt bleiben.

Die Ankunft einer Karawane in Santa Fe giebt dem Orte auf einmal ein verändertes Ansehn. Statt der Trägheit und Geschäftsstille, die vorher in seinen Straßen herrschte, findet man nun überall das lärmende Treiben einer lebhaften Marktstadt.

Sechster Abschnitt.

Frühere Geschichte von Santa Fe. — Oñate's Bittschrift. — Dessen seltsame Forderungen. — Grausamkeiten der spanischen Sieger. — Gedeihen der neuen Colonie. — Die Ureinwohner in den Minen. — Indianeraufstand im Jahre 1680. — Ermordung der Spanier. — Belagerung von Santa Fe. — Auszug der spanischen Bevölkerung. — Paso el Norte. — Ermordung eines spanischen Priesters. — Wiedereroberung des Landes. — Der Aufstand von 1837. — Der Statthalter Armijo, seine Ränke und sein Erfolg. — Zweite Rottung der Insurgenten und ihre Niederlage.

Ein fast neunjähriger Aufenthalt in Neu-Mejico bot mir zu Beobachtungen vielfache Gelegenheit dar, und es dürften einige Schilderungen dieses Landes, der ersten Ansiedelungen, der älteren und neueren Kämpfe mit den Eingeborenen und einige Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche des Volkes dem Leser um so willkommener sein, je spärlicher die Berichte hierüber seither gewesen sind.

Die Provinz Neu-Mejico, wovon die Hauptstadt Santa Fe eine der ersten Niederlassungen war, gehört zu den ältesten Kolonien Amerikas. Nach einigen Ueberlieferungen soll kurz nach Eroberung der Stadt Mejico durch Hernan Cortes eine kleine Anzahl von Abenteurern so weit nördlich vorgedrungen sein. Der Geschichtschreiber Mariana spricht von einigen Versuchen, dieses Land zu erobern, zur Zeit jenes berühmten Helden. Es erscheint dieß jedoch sehr zweifelhaft; denn man kann kaum glauben, daß die Spanier, bei all ihrer Sucht nach Golde, so früh schon ihre Siege zweitausend Meilen in das Innere verfolgt,

durch die Gebiete feindlicher Wilden *ihren* Weg genommen und zwischenliegende, nicht nur reizendere, sondern an jenen kostbaren Metallen auch weit reichere Gegenden unerforscht zurückgelassen haben sollten.

Herrera, der von den Ereignissen des Jahres 1550 schreibt, erwähnt Neu=Mejico als einer bekannten, aber nur von den Urvölkern bewohnten Provinz, nördlich von Neu=Galicien. Den Namen „Neu=Mejico" verdankt das Land wahrscheinlich der Aehnlichkeit seiner Einwohner mit jenen der Stadt Mejico und deren Umgegend. Sie scheinen in ihren Gebräuchen, ihrem Landbau, ihren Manufacturen und Wohnungen mit einander übereingestimmt zu haben, während die Bewohner des Zwischenlandes — die Chichimmecos u. s. w. — in einem weit roheren Zustande lebten, und bei einem unsteten Wanderleben von Ackerbau, Künsten und dergleichen wenig Kenntniß hatten.

Die einzige Urkunde in den Archiven von Santa Fe, die über die erste Ansiedlung von Neu=Mejico einigen Aufschluß giebt, ist die Bittschrift eines Don Juan de Oñate, eines Bürgers von Zacatecas, datirt vom 21. September 1595. Es wurde in diesem Gesuch die vicekönigliche Regierung von Mejico um Erlaubniß und Beistand zur Gründung einer Kolonie am Rio del Norte, in dem als Neu=Mejico bereits bekannten Lande angegangen, und wie aus den Urkunden sich folgern läßt, brachte man nach einem günstigen Erfolg dieser Eingabe, im Laufe des folgenden Frühjahrs das Unternehmen in Ausführung.

Dieß scheint die erste rechtmäßige Ansiedlung in der Provinz gewesen zu sein; aus verschiedenen Punkten in Oñate's Bittschrift jedoch läßt sich ersehen, daß schon vor ihm ein Abenteurer, als Kapitän Francisco de Leyva Bonillo bekannt, ohne königliche Erlaubniß mit einigen Begleitern die Provinz in Besitz genommen hatte, und ihn zu verhaften und zu bestrafen, war Oñate bevollmächtigt. Einige Geschichtschreiber behaupten, Neu=Mejico sei zuerst von einigen Missionären im Jahre 1581 besucht worden, und eine Sage im Lande nennt das Jahr 1583 als den

Zeitpunkt der ersten Niederlassung — beide Angaben beziehen sich ohne Zweifel auf Leyva und seinen Anhang.

Oñate machte sich verbindlich, zweihundert Soldaten nach Neu-Mejico zu führen und die Provinz mit den nöthigen Vorräthen für das erste Jahr, mit Pferden, Rindvieh, Schafen u. s. w., sowie mit Kaufmannswaaren, Ackergeräthschaften und Handwerkzeug hinlänglich zu versorgen — und zwar Alles auf seine Kosten oder vielmehr am Ende auf Kosten der Ansiedler.

Er bedingt sich in seinem Gesuche auch noch einige außerordentliche Verwilligungen von Seiten des Königs — als Geschütze und andere Waffen, Kriegsbedarf u. s. w. — sechs Priester mit vollständigem Büchervorrath und Kirchenschmuck, ein Darlehn von 20,000 Dollars aus dem königlichen Schatze — dreißig Quadratmeilen Land, wo immer er es sich auswählen würde, mit allen vorhandenen Vasallen (Indianern) — den erblichen Marquistitel für seine Familie — das Amt des Statthalters mit dem Range eines Obergenerals für vier Generationen — einen Jahrgehalt von 8000 castilischen Ducaten — die Befugniß, Minen anzulegen, ohne Abgabe an die Krone — das Recht, die Urbewohner unter seine Offiziere und Leute zu vertheilen und, außer anderen Vergünstigungen für seine Brüder und Verwandte, die Oberaufsicht über die Indianer — oder mit anderen Worten das Recht, sie in den Minen als Sklaven zu verwenden — und hierüber noch so viele Vortheile, Gerechtsame und Ermächtigungen, als hinreichend waren zu einer Despotie, wie kein neuerer Herrscher Europas sie anzunehmen wagen würde; und wurden diese unmäßigen Forderungen auch nicht alle gewährt, so beweisen sie doch, durch welche Reizmittel an Geldvortheilen und Ehren der König von Spanien die Entdeckung, Beruhigung und Bekehrung („descubrimiento, pacificacion y conversion") — wie man es bescheiden nannte — der armen Urvölker Amerikas zu bewirken suchte.

Aus allen Theilen dieser seltsamen Urkunde blickt deutlich jene schmuzige Gier nach Gold und Macht hervor, die allen

spanischen Siegen in Amerika einen unverlöschlichen Makel aufdrückte — jene Glaubenswuth, jener Kreuzfahrergeist, durch welchen so viele Tausende der Ureinwohner der neuen Welt unter spanischer Herrschaft geopfert wurden.

In einem Artikel seines Gesuchs fragt jener Unternehmer, oder Vertragschließer, oder wie man sonst ihn nennen will: „Im Fall die Eingeborenen nicht gutwillig zur Erkenntniß des wahren christlichen Glaubens sich bekennen, auf das Wort des Evangeliums nicht hören und dem Könige, unserem Herrn, nicht Gehorsam leisten wollen, was sollen wir dann nach den Gesetzen der katholischen Kirche und den Befehlen seiner Majestät mit ihnen thun, und welchen Tribut an die Krone und an die Unternehmer sollen wir ihnen für die Wohlthat, christlich geboren zu werden, auflegen?" Beweis genug, daß diese „Missionäre" — wie sie sich zu nennen pflegten, — die Indianer nicht nur ihres Landes und ihrer Schätze beraubten und niedrige Sklaven aus ihnen machten, sondern sie noch überdieß mit Schatzungen belegten — daß sie das Evangelium auf den Spitzen der Bajonette verkündigten und die Taufe mit Waffengewalt ertheilten, indem sie die Indianer zwangen, den „apostolisch-römisch-katholischen Glauben" zu bekennen, ohne daß diese auch nur den entferntesten Begriff davon hatten. Cervantes, der um diese Zeit seinen Don Quixote schrieb, hatte ohne Zweifel einen Hieb gegen diesen grausamen Geist religiöser Schwärmerei im Sinne, indem er jenen Helden von seinen Gefangenen das Bekenntniß verlangen läßt, daß seine Dulcinea an Schönheit alle Anderen übertreffe; und als diese dagegen einwendeten, daß sie jene Dame niemals gesehen hätten, erklärte er, „darin liegt eben die Bedeutung, daß ihr, ohne sie gesehen zu haben, es glauben, eingestehen, behaupten, beschwören und vertheidigen müßt."

Es ist sehr zu bedauern, daß es von den Kriegen und Metzeleien, von den unzähligen Vorfällen und Abenteuern, woran das erste Jahrhundert der Ansiedlung von Neu-Mejico gewiß sehr reich gewesen ist, keine sicheren Berichte giebt. Es scheint jedoch,

als hätten die Urbewohner in der ersten Zeit einen merkwürdig friedlichen und gelehrigen Charakter gezeigt, so daß dem Eroberer in der Ausführung seiner Niederlassungsplane wenig Hindernisse in den Weg traten. Geduldig der weltlichen und geistlichen Macht der Eindringlinge sich unterwerfend, wurden sie leicht ins Joch gespannt, und sie hatten weder Verstand noch moralische Kraft genug zum Widerstande, bis die Verzweiflung sie aufreizte.

Die Kolonie war schnell emporgeblüht; die Ansiedelungen erstreckten sich nach allen Theilen des Gebietes, in den entlegensten Gegenden erhoben sich Dörfer und selbst Städte von bedeutender Wichtigkeit, deren Dasein jetzt nur noch durch Trümmer bekundet wird, während kaum eine Ueberlieferung von dem Schicksale der einst gedeihenden Bevölkerung erzählt. Man entdeckte und baute, wie die Sage geht, viele ergiebige Minen, aber ihre Stätten sind verschwunden, oder wie die Mejicaner erzählen, haben die Indianer sie verborgen, um eine Wiederholung jener grausamen Gewaltthätigkeiten zu verhindern, die sie darin erduldet hatten. Sei dieß nun gegründet oder nicht, auf jeden Fall mochte ihnen der Wunsch nicht zu verargen sein, diejenigen zu verbergen, die ihnen bekannt waren; denn sie waren in diesen Minen unter den Streichen der Geißel zu den schwersten Arbeiten gezwungen worden, bis die menschliche Kraft gebrochen war. Vielleicht aber würden sie auch dann noch nicht zum Widerstand geschritten sein, hätte nicht ein beredter Krieger von einem entfernten Stamme sie angereizt. Er behauptete, Montezuma's Macht geerbt zu haben, für dessen Abkömmlinge all diese Indianer bis auf den heutigen Tag noch gelten wollen, und wie in neueren Zeiten Tecumseh, sammelte unser Held die verschiedenen Stämme und entwarf den Plan zu einer Verschwörung und einer allgemeinen Ermordung ihrer Unterdrücker, indem er erklärte, daß Alle, die dem Bunde nicht beiträten, das Schicksal der Spanier theilen sollten. Durch die Güte des Staatsecretärs Don Guadalupe Miranda, dem ich eine Abschrift von Oñate's Gesuch verdankte, erhielt ich auch eine Erzählung dieses Aufstands und

der Ermordung der spanischen Bevölkerung, nach dem in den öffentlichen Archiven von Santa Fe aufbewahrten Tagebuche des damaligen Statthalters und Befehlshabers Don Antonio de Otermin.

Wie es scheint, war die Nacht des dreizehnten August des Jahres 1680 zum Ausbruch des allgemeinen Aufstandes aller Stämme und Pueblos *) bestimmt. Zu einer gewissen Stunde sollte die Ermordung der Spanier ihren Anfang nehmen. Alle sollten gemordet werden, ohne Rücksicht auf Geschlecht und Alter — die jungen und schönen Frauen ausgenommen, welche die Indianer zu Weibern sich auswählen würden. Obgleich diese Verschwörung gewiß lange Zeit gegohren hatte, so war man doch so heimlich und verschwiegen zu Werke gegangen, daß man bis wenige Tage vor der bestimmten Zeit die Gefahr weder kannte, noch ahnete. Wie es heißt, war kein einziges Weib in das Geheimniß gezogen worden, aus Furcht, den Erfolg des furchtbaren Planes zu gefährden; aber diese Vorsicht war nutzlos gewesen, er wurde von zwei Indianer-Häuptlingen dem Statthalter verrathen, und zu gleicher Zeit lief von einigen Beamten zu Taos die Kunde von der Verschwörung ein.

Die gefährliche Lage des Landes erkennend, ließ der Statthalter Otermin augenblicklich Befehl ergehen, daß sich die Bevölkerung des Südens in dem Pueblo von Isleta, wo der Untergouverneur seinen Sitz hatte, die Bevölkerung des Nordens und der benachbarten Bezirke aber in Santa Fe versammeln sollte. In den Befestigungen von Isleta fand sich eine bedeutende Menge ein, und vielen Familien aus den benachbarten Bezirken glückte es, die Hauptstadt zu erreichen; eine große Anzahl aber wurde unterwegs von den Indianern ermordet, denn als diese sahen, daß ihr Plan verrathen war, erwarteten sie nicht die bestimmte Zeit, sondern begannen augenblicklich das Werk der Vernichtung.

*) Die allgemeine Benennung aller katholischen Indianer von Neu-Mexico und ihrer Dörfer.

Man traf alle möglichen Vorbereitungen zu einer nachdrücklichen Vertheidigung der Hauptstadt. Die Bewohner der Vorstädte erhielten die Weisung, sich in die innere Stadt zu verfügen, und die Straßen wurden verschanzt. Am Abend des zehnten Augusts trafen zwei Soldaten von Taos ein, die nur mit großer Gefahr und Mühe der Wachsamkeit der Indianer entgangen waren, und brachten die Nachricht, daß die Pueblos von Taos sich alle in Aufruhr befänden. Der Gouverneur schickte nun eine Abtheilung Soldaten auf Kundschaft aus und sie kehrten am zwölften mit der schmerzlichen Nachricht zurück, daß sie auf ihrem Wege viele Todte gefunden hätten, daß die Kirchen geplündert und die Heerden aus den „Ranchos" davon getrieben wären.

In mehren benachbarten Pueblos erklärten sich nun die Indianer ohne Hehl für Ermordung der Spanier, und bei der drohenden Gefahr für Santa Fe ließ der Gouverneur die Regierungsgebäude in Vestungen umwandeln. Um dieselbe Zeit brachten zwei befreundete Indianer, die man in der Richtung nach Galisteo ausgesendet hatte, die Nachricht, daß fünfhundert Krieger vom Stamme der Tagnos — die südlich von Santa Fe ihre Wohnsitze haben — gegen die Stadt heranrückten und nur noch ungefähr eine Wegstunde entfernt wären. Die Kundschafter hatten mit den Feinden gesprochen und ihre Gesinnung und Absicht zu erforschen gesucht. Sie schienen mit Gewißheit auf Erfolg zu rechnen — „denn der Gott der Christen ist gestorben", sagten sie, „der unsrige aber, die Sonne, stirbt nie" — und erklärten dann, daß sie nur die Ankunft der Teguas — worunter fast alle Pueblos zwischen Santa Fe und Taos begriffen waren — der Taosas und Apaches erwarteten, um ihr blutiges Werk zu vollenden.

Am nächsten Morgen näherten sich die Wilden aus südlicher Richtung. Bei ihrer Ankunft nahmen sie ihr Einlager in den verlassenen Wohnungen der Vorstädte, um ihre Bundesgenossen zu erwarten, ehe sie die Belagerung der Stadt begännen. Es

kam bald eine Unterredung mit den bedeutendsten Häuptlingen zu Stande, und diese sagten den Spaniern, sie hätten zwei Kreuze mitgebracht, worunter sie ihnen die Wahl ließen; das eine wäre roth und bedeute Krieg, das andere weiß und bedeute Frieden, unter der Bedingung, daß sie ohne Aufschub die Provinz räumten. Der Statthalter suchte sie durch die Zusicherung zu versöhnen, es sollten alle Verbrechen, die sie begangen hätten, vergessen sein, wenn sie gute Christen und getreue Unterthanen würden; aber die Indianer spotteten seiner und lachten herzlich über seine Vorschläge. Er schickte nun einen Theil seiner Streitmacht aus, um den Feind zu vertreiben, mußte aber am Ende in eigner Person und mit allen streitbaren Leuten, die er auftreiben konnte, diesen Ausfall unterstützen. Der Kampf dauerte den ganzen Tag und kostete vielen Indianern und auch einigen Spaniern das Leben. Spät des Abends aber sah man von Norden her die Teguas, Taosas und andere gegen die Stadt heranziehen, und die Soldaten mußten die errungenen Vortheile aufgeben, um zur Vertheidigung der Vestungswerke zu eilen.

Die Belagerung hatte nun neun Tage gewährt, in welcher Zeit das Heer der Indianer beständig sich vermehrt hatte. In den letzten achtundvierzig Stunden war es ihnen gelungen, der Stadt alles Wasser zu nehmen, indem sie den Fluß ableiteten, der sie seither versorgt hatte, und da auch der Mangel an Lebensmitteln mit jedem Augenblicke drückender wurde und keine Aussicht auf Rettung oder Flucht vorhanden war, beschloß der Statthalter Otermin, am nächsten Morgen einen Ausfall zu machen und lieber mit dem Schwerte in der Hand zu sterben, als auf so jämmerliche Weise durch Mangel an Mundbedarf umzukommen. Bei Sonnenaufgang machte er einen verzweifelten Angriff auf den Feind und trieb ihn in kurzer Zeit, trotz seiner weit schwächeren Streitmacht, aus seiner Stellung. Die Indianer wurden vollständig in Verwirrung gebracht, mehr als dreihundert getödtet und, nebst einer reichlichen Beute, siebenundvierzig als Gefangene davon geführt, die nach einem Verhör über den Hergang der Verschwör=

ung ohne Ausnahme erschossen wurden. Die Spanier zählten nur, wenn man ihrem eigenen Berichte über das Treffen glauben darf, vier bis fünf Todte, aber eine bedeutende Anzahl Verwundeter.

Die Stadt Santa Fe, obschon noch eine Bevölkerung von wenigstens tausend Seelen fassend, konnte der Streitmacht, von welcher sie bedrängt wurde und die jetzt ziemlich bis auf dreitausend sich vermehrt hatte, nicht über hundert rüstige Männer entgegenstellen. Der Statthalter Otermin beschloß daher, von dem Rathe der einsichtvollsten Bürger unterstützt, sie zu verlassen, und so zog am folgenden Tage — es war der 21. August — die ganze Einwohnerschaft, größtentheils zu Fuß und mit ihren Bedürfnissen beladen, denn die Thiere reichten kaum für die Verwundeten, aus den gefährdeten Mauern. Ihr Zug wurde von den Indianern nicht belästigt, die nur bis Isleta ihre Bewegungen beobachteten und dann sich nicht mehr blicken ließen. Auch die Bewohner dieser Ansiedlung hatten sich vor einigen Tagen nach Süden zurückgezogen; alle Pueblos waren von den Indianern verlassen und die Spanier, die dazu gehörten, ermordet worden.

Nach einigen Tagen befand sich die Karawane gänzlich außer Stande, die Wanderung fortzusetzen; denn es fehlte ihr nicht nur an Thieren, sondern sie war auch auf dem Punkte zu verhungern, indem die Indianer den Weg von Allem entblößt hatten, was den Reisenden hätte Hilfe gewähren können. In dieser Noth sendete Otermin einen Boten an den Unterstatthalter, der eine bedeutende Strecke voraus war, und empfing hierauf von dessen Zuge einige Wagen mit Lebensmitteln. Gegen Ende des Septembers erreichte er mit seinen Leidensgefährten „Paso del Norte“ — ungefähr 320 Meilen südlich von Santa Fe — und hier stießen sie auf die Flüchtlinge, die ihnen vorangegangen waren.

Otermin schickte sogleich einen Bericht von dem Unglück an den Vicekönig von Mejico und bat um Verstärkungen zur Wieder=

eroberung der verlorenen Provinz; aber sie erschienen erst im folgenden Jahre. Mittlerweile blieben die Flüchtlinge, wo sie waren, in einem weiten fruchtbaren Thale, wo mehre den Spaniern treu gebliebene Pueblos lagen, und gründeten — den beßten Ueberlieferungen zu Folge — die Stadt el Paso del Norte, so benannt zum Andenken an jenen „Zug aus Norden".

Don Diego de Vargas Zapata, Otermin's Nachfolger, begann das Werk der Wiedereroberung. Der Krieg dauerte zehn Jahre. Im Jahre 1688 kam Don Pedro de Cruzate in die Provinz und unterwarf das Pueblo von Zia, das durch seinen tapferen und hartnäckigen Widerstand sich vorzüglich hervorgethan hatte. In diesem Angriffe fielen mehr als sechshundert Indianer beiderlei Geschlechts und eine bedeutende Anzahl wurde zu Gefangenen gemacht, hierunter auch ein wegen seiner Tapferkeit berühmter Krieger, Namens Ojeda, der geläufig Spanisch sprach und von Allem, was während dieses Aufstandes sich zutrug, einen geschriebenen Bericht lieferte. Er erzählte, daß die Spanier und besonders die Priester überall auf das unmenschlichste wären gemordet worden, und erwähnt besonders der Ermordung des Geistlichen von Zia, dessen Schicksal eines der grausamsten gewesen sei. Er wurde in der Nacht des Aufstandes von den Indianern aus dem Kloster geschleppt und nackend auf ein Schwein gesetzt. Dann zündete man Fackeln an und führte ihn in diesem Zustande unter beständigen furchtbaren Geißelhieben durch das Dorf und mehrmal um Kirche und Kirchhof. Aber hiermit noch nicht zufrieden, stellten sie den alten schwachen Mann auf alle Viere, und sich abwechselnd auf seinen Rücken setzend, trieben sie ihn mit ununterbrochenen Schlägen durch die Straßen, bis er leblos zusammensank.

Die Uneinigkeit, die bald unter den verschiedenen Pueblos herrschend wurde, erleichterte ihre zweite Unterjochung, und durch diese kleinen Kriege entvölkert und verwüstet, verschwanden ganze Dörfer, deren Namen nur noch die Geschichte nennt.

Im Jahre 1698, nachdem das Land seit einiger Zeit wieder

unter völliger Botmäßigkeit der Spanier gestanden hatte, brach eine neue Empörung aus, in welche viele Pueblos verwickelt waren, die aber durch das kräftige Einschreiten des Statthalters Vargos Zapata bald wieder unterdrückt wurde.

Seit diesem letzten Versuche sind die Indianer mit etwas mehr Menschlichkeit behandelt worden, indem man jedem ihrer Dörfer einige Meilen Land vergönnte und ihnen die Freiheit ließ, sich selbst zu regieren. Sie unternahmen keinen neuen Aufstand, bis sie im Jahre 1837 mit den mexicanischen Insurgenten sich verbanden und in einer anderen blutigen Verschwörung ihren nie erloschenen glühenden Haß gegen ihre Besieger aufs Neue an den Tag legten. Einige Zeit vor diesen traurigen Ereignissen ging unter ihnen die Verheißung, daß ein neues Volk aus Osten erscheinen würde, um sie vom spanischen Joche zu befreien. Vielleicht bauten sie ihre Hoffnungen auf die Amerikaner, da sie von den Texanern noch nichts zu wissen schienen; in Wahrheit aber sind die Pueblos in allen Theilen von Mexico stets reif zur Empörung gewesen, und es ist bekannt, daß das Heer des revolutionären Häuptlings Hidalgo größtentheils aus dieser Volksklasse zusammengesetzt war. Der gegenwärtige Ausbruch im Norden ging jedoch von der spanisch-mexicanischen Bevölkerung aus und war hauptsächlich durch den Uebergang der Föderativ-Regierung zum Centralismus im Jahre 1835 veranlaßt worden. Es kam damals aus Mexico ein neuer Statthalter, Namens Albino Perez, um die Verwaltung dieser entlegenen Provinz zu übernehmen, und das „souveräne Volk", das seither fast immer nur von einheimischen Statthaltern regiert worden war, fand diese Neuerung nicht eben sehr angenehm; doch da die veränderte Regierungsform etwas Neues war und nicht in die pecuniären Interessen des Volkes griff, wurde sie ruhig hingenommen, und selbst als man es zur Erhaltung der neuen Organisation für nöthig fand, ein dem Lande seither völlig unbekanntes System directer Besteuerung einzuführen, regte sich noch keine Spur von Gewalt, so tief der Keim der Empörung auch schon wurzeln

mochte. Die Gefangennehmung eines Alcalde durch den Prefecto des nördlichen Districts erweckte den ersten thätlichen Widerstand. Der Beamte wurde augenblicklich von einem Pöbelhaufen in Freiheit gesetzt, und hiermit schien die Losung zum allgemeinen Aufstande gegeben zu sein.

Diese neuen Bewegungen begannen zu Anfang August, des Jahres 1837 und bald sammelte sich bei La Cañada — einer Stadt ungefähr fünf und zwanzig Meilen nördlich von Santa Fe — ein ungeheuerer Volkshaufen, unter welchem sich die bedeutendsten Krieger aller nördlichen Pueblos befanden. Der Statthalter Perez ließ Befehle an die Alcalden ergehen, die Miliz zusammenzuziehen; aber Alles, was sich aufbieten ließ, waren ungefähr hundert und funfzig Mann. Mit dieser unzulänglichen Streitmacht wagte er es, aus der Hauptstadt zu rücken, wurde aber bald von den Insurgenten überfallen, die bei La Cañada im Hinterhalt lagen. Seine Leute gingen zum Feinde über, und es blieb ihm mit einigen zwanzig ihm treu gebliebenen Freunden nichts Anderes übrig, als sein Heil in der Flucht zu suchen. In Santa Fe war nicht auf Sicherheit zu rechnen, die Flüchtlinge wendeten sich daher nach Süden; aber die erbitterten Indianer hatten sie bald eingeholt, und der Statthalter wurde auf die grausamste Weise gemordet.

Am neunten August schlug ein Insurgentenhaufen von ungefähr zweitausend Mann sein Lager in den Vorstädten der Hauptstadt auf, und jeder zitterte jetzt vor einer Plünderung. Die amerikanischen Kaufleute waren besonders unruhig, indem sie jeden Augenblick befürchteten, der wilde Haufe möchte ihr Leben und Eigenthum als Opfer begehren. Zum größten und angenehmsten Erstaunen aller jedoch, blieben Einwohner und Kaufleute von bedeutenderen Gewaltthätigkeiten fast gänzlich verschont. Ein großer Theil der Insurgenten hielt sich ungefähr zwei Tage in der Stadt auf, und während dieser Zeit wurde einer ihrer kühnsten Anführer, John Gonzales aus Taos — ein wackerer

und rechtschaffener Jäger, aber höchst unwissender Mann — zum Statthalter erwählt.

Der erste Schritt der Rebellen war, sich des Eigenthums ihrer vogelfreien oder gemordeten Opfer zu bemächtigen, das hierauf durch eine Verordnung der „Asamblea general“ — so hieß ein vom Statthalter Gonzales berufener und aus allen Alcalden und den bedeutendsten Männern des Gebiets zusammengesetzter Rath — unter die Sieger vertheilt wurde. Die Familien dieser unglücklichen Opfer wurden auf diese Weise all ihrer Habe beraubt, und den fremden Kaufleuten, die den Beamten im Vertrauen auf ihr Eigenthum und ihren Gehalt bis zu bedeutenden Summen Kredit gegeben hatten, blieb kein Hilfsmittel, ihre Forderungen zu erlangen. Da diese Verluste hauptsächlich durch Mangel des nöthigen Schutzes von Seiten der Generalregierung entstanden waren, so setzten die amerikanischen Kaufleute eine Bittschrift auf und übersendeten sie mit einem Verzeichnisse der verschiedenen unbezahlten Rechnungen an Powhattan Ellis, den amerikanischen Gesandten in Mejico. Diese Forderungen waren gewiß gerechter als viele von denjenigen, die einige Jahre später die französische Blokade verursachte; aber es wurde den armen Gläubigern keine Aussicht auf Entschädigung gegeben.

Im Süden beschuldigte man allgemein die Amerikaner als Anstifter dieses Aufstandes, den man offen für einen zweiten Tejas-Kampf erklärte. Ihre Güter wurden unter den unbedeutendsten Vorwänden oder wegen angeblicher Regelwidrigkeiten in den nöthigen Papieren und Scheinen eingezogen oder mit Beschlag belegt; obgleich es offenkundig war, daß diese und andere Schändlichkeiten als Strafe für Ereignisse auf sie gehäuft wurden, welche zu verhüten nicht in ihrer Macht gestanden hatte; und diese gemißhandelten Kaufleute waren in der That nicht nur unschuldig an aller Theilnahme bei diesen aufrührischen Bewegungen, sondern hatten auch die Regierung mit Mitteln zur Unterdrückung des Aufstandes unterstützt.

Wie bereits erwähnt, waren die Pueblo-Indianer die thätig-

sten Helfer in dem verzweifelten Streite, obgleich die Partei der Insurgenten aus all den verschiedenartigen Bestandtheilen einer mexicanischen Bevölkerung zusammengesetzt war. Die Rancheros und andere aus den niedrigsten Klassen waren nur Werkzeuge gewisser unzufriedenen Vornehmen, die sich mit der Hoffnung schmeicheln mochten, nach dem Untergange ihrer Feinde sich selbst zu erhöhen. Zu ihnen gehörte der gegenwärtige Statthalter Armijo, ein ehrgeiziger und ungestümer Demagog, der aus dieser oder jener Ursache den Sturz der ganzen Verwaltung sehr eifrig zu wünschen schien.

Sobald Armijo von der Begebenheit Nachricht empfing, eilte er in die Hauptstadt und erwartete — wie mir sein eigener Bruder vertraute — mit Gewißheit, zum Statthalter erwählt zu werden; da er aber nicht den mindesten persönlichen Beistand geleistet hatte, wollte die Pöbelmacht seinen Anspruch auf ihre Wahlstimme nicht anerkennen. Er kehrte daher, wie Santa Ana, auf seinen Wohnsitz bei Albuquerque zurück, um in Nachahmung seines großen Vorbildes Mittel und Wege zu suchen, wie er der Wirkung seiner eignen Ränke entgegen arbeiten könnte, und er war in seinen Entwürfen so glücklich, daß er schon gegen den September eine bedeutende Streitmacht versammeln und eine Gegenrevolution zu Gunsten der Föderativregierung ausrufen konnte. Zu gleicher Zeit machten die aufgelösten Truppen der Hauptstadt unter Kapitän Caballero eine ähnliche Erklärung, indem sie Waffen verlangten und sich erboten, ohne Lohn zu dienen. Die Pöbeldynastie war so weit gegangen, Mexico den Gehorsam aufzukündigen, und wollte sich unter den Schutz von Texas stellen, ohne daß irgend ein Verständniß mit dieser Republik vorhergegangen war.

Armijo rückte jetzt mit seiner ganzen Streitmacht gegen Santa Fe, und der Statthalter Gonzales, der kein Heer zu seiner Vertheidigung besaß, floh nach Norden. Nach Armijo's triumphirendem Einzuge in die Hauptstadt, ließ er sich zum Statthalter und General ernennen und schickte augenblicklich Boten mit glänzenden

Berichten von seinen Thaten nach Mejico, die ihm eine Bestätigung jener Titel und Würden auf acht Jahre auswirkten.

Mittlerweile waren ungefähr zweihundert Dragoner aus Zacatecas und eben so viele regelmäßige Truppen aus Chihuahua in Neu-Mejico eingerückt, und diese vereinigten sich bei ihrer Ankunft in Santa Fe mit Armijo's kleinem Heere und zogen im Januar des Jahres 1838 gegen die Rebellen, die sich jetzt wieder in bedeutender Anzahl bei La Cañada versammelt hatten.

Die Hauptstadt schwebte in banger — unruhiger Erwartung; denn bei einem neuen Siege des Empörerhaufens stand ihr eine furchtbare Plünderung bevor. Fremde Kaufleute hatten wie gewöhnlich die meiste Ursache zu Besorgnissen, denn man hatte ihnen für die Unterstützung, die sie der Regierungspartei hatten zukommen lassen, offen Rache geschworen. Sie waren daher beständig auf ihrer Hut und hatten Alles zu einer schnellen Flucht nach den Vereinigten Staaten vorbereitet. In kurzer Zeit jedoch kam die beruhigende Nachricht von der völligen Niederlage der Insurgenten.

Armijo scheint beim Anblick der feindlichen Haufen fast Willens gewesen zu sein, ohne Angriff wieder umzukehren, als ein Dragonerhauptmann Namens Muñoz ihm zurief: „Was ist zu thun, General? Gebt mir nur Erlaubniß, und ich verjage dieses Lumpengesindel mit meiner Kompagnie allein.“ Armijo verweigerte es nicht, und der tapfere Hauptmann stürzte sich auf die Rebellen, die schnell in wilder Flucht sich auflösten.

Siebenter Abschnitt.

Neu=Mejicos geographische Lage. — Der Rio del Norte. — Der versunkene Fluß. — Santa Fe und seine Oertlichkeit. — El Valle de Taos. — Neu=Mejicos Boden. — Der erste Ansiedler in Taos und sein Vertrag mit den Indianern. — Klima. — Bevölkerung. — Ackerbau. — Hauptproducte des Landes. — Tortillas. — Atole, Frigolas und Chile. — Seltsame Sitte. — Flachs und Kartoffel heimisch. — Tabak. — Früchte. — Waldungen. — Die Palmilla oder Seifenpflanze. — Triften.

Neu=Mejico besitzt nur wenige von jenen natürlichen Vortheilen, die zu einem schnellen Fortschreiten in der Civilisation nöthig sind. Obgleich nördlich und östlich von dem Gebiete der Vereinigten Staaten, südlich von Tejas und Chihuahua und westlich von Ober=Californien begränzt, ist es von Gebirgketten und Prairiewüsten umgeben, die außer in der Richtung von Chihuahua, wovon seine Ansiedlungen durch eine menschenleere Einöde von fast zweihundert Meilen getrennt sind, über fünfhundert Meilen weit sich ausdehnen — ohne durch einen einzigen Wasserweg mit irgend einem anderen Theile der Welt verbunden zu sein.

Das ganze nominelle Gebiet umfaßt mit Einschluß jener öden, unbewohnbaren Gegenden, wovon es durchschnitten ist, gegen zweimalhunderttausend Quadratmeilen, natürlich nach seinen ursprünglichen Gränzen und daher unabhängig von Tejas Ansprüchen auf den Rio del Norte. Zu welchem Staatsgebiete dieser Landstrich auch wirklich gehören mag, der Theil desselben wenigstens, der bewohnt ist, sollte vereinigt bleiben. Ein Versuch von Tejas, den Rio del Norte zur Gränzlinie zu machen,

würde die endliche Erwerbung des Gebietes bedeutend verzögern und mindestens ein Drittel der an dieselbe Regierung gewöhnten, durch Bande des Blutes und durch gleiche Sitten verbundenen Bevölkerung völlig der Gewalt der benachbarten Wilden preisgeben, die westlich die Cordilleren bewohnen. Diese große Gebirgkette, welche die Ufer des Rio del Norte nicht weit über „El Paso“ erreicht, wäre von da nach Norden die natürlichste Gränze zwischen beiden Ländern.

Es giebt nicht einen einzigen schiffbaren Fluß in Neu-Mexico. Der berühmte Rio del Norte ist den größten Theil des Jahres so seicht, daß kaum indianische Boote ihn befahren können, und überdieß wird unterhalb Santa Fe auf einer Strecke von mehr als tausend Meilen die Schifffahrt durch häufige Sandbänke und Untiefen unterbrochen.

Herr von Humboldt spricht von einem außerordentlichen Ereignisse, das im Jahre 1752 sich zugetragen haben soll, und das, wie er sagt, noch immer im Gedächtnisse der Bewohner von Paso del Norte lebe. „Das ganze Bett des Flusses“ — erzählt der gelehrte Reisende — „wurde mehr als neunzig Meilen über und sechzig Meilen unter dem Paso plötzlich trocken, und das Wasser stürzte sich in einen neu gebildeten Abgrund und kam erst bei dem Presidio *) San Eleazeario wieder zum Vorschein. — Endlich nach Verlauf von mehren Wochen nahm es wieder seinen alten Lauf, ohne Zweifel, weil der Abgrund und die unterirdischen Kanäle sich angefüllt hatten.“ Ich muß bekennen, daß dieß bedeutend an's Mährchenhafte streift, da nicht die mindeste Kunde von diesen Thatsachen auf das gegenwärtige Geschlecht sich fortgepflanzt hat. Bei großer Trockenheit jedoch soll dieser Fluß an manchen Stellen zwischen San Elceario und dem Presidio del Norte gänzlich im Sande verschwunden sein.

Von den zahlreichen Nebenflüssen, die ihren Lauf nach dem Rio del Norte nehmen, erreichen nur wenige ihre Bestimmung,

*) Presidio bedeutet einen bevestigten Platz mit Besatzung.

ehe sie sich völlig erschöpfen. Rio Puerco, so genannt wegen der Trübe seines Wassers, macht, wie es scheinen möchte, von dieser Regel eine Ausnahme; aber auch er, obgleich zum wenigsten hundert Meilen lang, ist während einer gewissen Zeit des Jahres an seiner Mündung trocken. Selbst das Flüßchen von Santa Fe, obgleich wild und rauschend in der unmittelbaren Nähe der Gebirge, sinkt zur Bedeutunglosigkeit und verliert sich oft völlig, ehe es den Hauptstrom erreicht. Die Flüsse Pecos und Conchos, seine bedeutendsten Wasserspender, möchten kaum Erwähnung verdienen, wäre es nicht wegen eines geographischen Irrthums des Herrn von Humboldt, der den ersteren als den Quellfluß des Red River von Natchitoches bezeichnet. Diese Flüsse sind die ersten, von welchen der Rio del Norte, südlich von Santa Fe — das heißt auf einer Strecke von fünfhundert Meilen — beständig Wasser empfängt. Kein Wunder, daß dieser „große Fluß des Nordens" in seinem Laufe immer mehr an Wassermasse abnimmt. Oberhalb des Flutwassers ist er für den größten Theil des Jahres fast aller Orten zu durchwaten und, außer zur Zeit der Ueberschwemmungen, selten mehr als knietief. Seine Ufer sind meist sehr seicht, und erheben sich oft nicht zehn Fuß über den niedrigen Wasserstand. Dennoch aber kommen in Folge der unverhältnißmäßigen, meist auf drei bis vierhundert Fuß sich belaufenden Breite des Flußbettes, keine Austritte vor. Seine mächtigsten Anschwellungen ereignen sich zur Zeit der jährlichen Ueberschwemmungen nach dem Schmelzen des Bergschnees.

Dieser Fluß ist bei den Bewohnern von Nord-Mexico nur unter den Namen Rio del Norte oder Nordfluß bekannt, weil er aus dieser Richtung herabkommt, nach Süden hin jedoch wird er wegen seiner Ausdehnung an einigen Stellen auch „Rio Grande" genannt; den Namen „Rio Bravo" — d. h. wilder oder reißender Strom — den man ihm so oft auf Karten giebt, hört man selten oder gar nicht unter dem Volke. Trotz seiner ungeheuren Länge — denn er muß, seine Windungen verfolgend, von seiner Quelle im Felsengebirge bis zu dem Golf von

Mejico gewiß bedeutend mehr als zweitausend Meilen zurückle- gen — ist er dennoch nur eine Strecke von zweihundert Meilen oberhalb seiner Mündung schiffbar.

Santa Fe, die Hauptstadt von Neu-Mejico, ist die einzige Stadt von einiger Bedeutung im Gebiete. Man findet es zu- weilen Santa Fe de San Francisco geschrieben, indem die- ser ihr Schutzheiliger ist. Wie die meisten Städte in diesem Theile des Landes steht sie auf der Stätte eines alten Pueblo oder Indianer-Dorfes, dessen Bevölkerung seit vielen Jahren aus- gestorben ist. Sie liegt zwölf bis funfzehn Meilen östlich von Rio del Norte, am westlichen Fuße eines schneebedeckten Berges, an einem kleinen Flüßchen von unbedeutender Mühlentreibkraft, das in eisigen Wasserfällen hinunter sprudelnd, einige zwanzig Meilen südwärts den Rio del Norte erreicht. Die Bevölkerung der Stadt selbst wird die Zahl von 3000 nur um weniges übersteigen; mit Einschluß einiger benachbarten Dörfer jedoch, die unter die- selbe Gerichtsbarkeit gehören, beläuft sie sich fast auf 6000 See- len *).

Die Stadt ist sehr unregelmäßig angelegt, und die meisten Straßen sind nicht viel besser als gewöhnliche Landstraßen und durchschneiden zerstreut liegende Wohnungen, zwischen welchen Kornfelder sich ausbreiten, die fast hinlänglich sind, die Einwoh- nerschaft mit Getreide zu versehen. Nur an einem Punkte der Stadt findet man einen Anschein von regelmäßiger Bauart, näm- lich in den vier Reihen Häuser, deren Vorderseiten von Portalen oder „Corredores" der rohesten Art beschattet werden. Sie stehen um den Marktplatz und enthalten das „Palacio" oder die Statt-

*) Die Breite von Santa Fe ist nach verschiedenen Beobachtungen 35° 41′ — obgleich es auf den meisten Karten fast einen Grad weiter nördlich liegt — seine Länge ungefähr 106° westlich von Greenwich. Die Meereshöhe beträgt fast 7000 Fuß, und die höchste Gebirgsspitze, die mit ewigem Schnee bedeckt, gegen zehn Meilen von der Stadt entfernt liegt, berechnet man auf 5000 Fuß Höhe über Santa Fe.

halterwohnung, das Zollhaus, die Kaserne, womit zugleich das furchtbare „Calabozo" verbunden ist, die „Casa Consistorial" der Alcalden, die „Capilla de los Soldados" oder Militärkapelle, und verschiedene andere Privatwohnungen, sowie die Gewölbe der meisten amerikanischen Kaufleute.

Die Bevölkerung von Neu-Mejico ist größtentheils auf Städte und Dörfer eingeschränkt, und die Vorstädte sind in der Regel Meiereien. Selbst die einzelnen „Ranchos" und „Haciendas" sind Dörfer geworden — eine fast unumgängliche Folge des mangelnden Schutzes gegen die räuberischen Wilden in den benachbarten Wildnissen. Die bedeutendsten dieser Niederlassungen liegen in dem Thale des Rio del Norte und erstrecken sich von fast hundert Meilen nördlich, zu fast hundert und funfzig Meilen südlich von Santa Fe. Die Niederlassungen den Fluß aufwärts von der Hauptstadt aus, sind unter dem allgemeinen Namen „Rio Arriba" bekannt, die am Flusse abwärts liegenden, unter dem Namen „Rio Abajo". Die letzteren enthalten mehr als ein Drittel der Bevölkerung und Neu-Mejicos größten Reichthum. Der bedeutendste von den der Hauptstadt zunächst liegenden Wohnsitzen ist „El Valle de Taos" *), so genannt zu Ehren des Taosa-Indianerstammes, wovon noch ein Ueberrest im Norden des Thales ein Pueblo bildet. Kein Theil Neu-Mejicos gleicht diesem Thale an Vortrefflichkeit des Bodens, an üppigem Wachsthum und überhaupt an Schönheit. Alles, was man in seinen fruchtbaren Boden wirft, und was die zeitigen Herbstfröste reifen lassen, wächst zu wunderbarer Vollkommenheit empor. So hat man besonders Weizen von ausgezeichneter Güte und in solcher Fülle erbaut, daß er, wie man versichert, oft mehr als das hundertste Korn gab. Es soll jedoch hiermit nicht gesagt

*) Das „Thal Taos" umfaßt, ohne daß es eine Stadt dieses Namens giebt, mehre Dörfer und andere Ansiedelungen, wovon Fernandez und Los Ranchos, die vier bis fünf Meilen von einander entfernt liegen, die größten sind.

sein, daß dieß ein günstiges Beispiel des neu-mexicanischen Bodens ist; denn in Wahrheit, wenn auch viele Niederungen von der fruchtbarsten Beschaffenheit sind, das Hochland muß größtentheils unfruchtbar bleiben, zum Theil wegen der Armuth des Bodens, aber ohne Zweifel eben so sehr aus Mangel an Bewässerung. Deßhalb liegen fast alle Landgüter und Ansiedelungen in jenen Thälern, die durch einen beständig fließenden Fluß bewässert werden. Aber auch das Hochland besitzt zuweilen einen außerordentlichen Grad von Fruchtbarkeit; denn es ist zum Beispiel Thatsache, daß viele der Felder auf dem Hügellande in den Vorstädten von Santa Fe schon über zwei hundert Jahre beständig bebaut werden und, ohne je eine Düngung erhalten zu haben, dennoch leidliche Ernten tragen.

Der erste Ansiedler in dem reizenden Thale von Taos, seit das Land den Indianern wieder abgenommen wurde, soll ein Spanier, Namens Pando, in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, gewesen sein. Diesem Glücksritter aus Norden, der sich von den Plünderungen der Comanches-Indianer bedeutend heimgesucht sah, gelang es, die Freundschaft dieses Stammes durch das Versprechen zu gewinnen, seine Tochter, damals noch ein Kind von großer Schönheit, einem der Häuptlinge zur Frau zu geben. Als jedoch das abgeneigte Mädchen sich geweigert hatte, den Vertrag zu vollziehen, wurde die Ansiedelung von den Wilden augenblicklich überfallen und außer der verlobten Jungfrau, die man in die Gefangenschaft führte, Alles niedergemetzelt. Nachdem die Unglückliche einige Jahre lang bei den Comanches in den großen Prairieen gelebt hatte, wurde sie an die Pawni-Indianer vertauscht, von welchen sie endlich ein Franzose in St. Louis kaufte. Einige sehr achtbare Familien in dieser Stadt stammen von ihr her und es leben hier noch Viele, die sich zu erinnern wissen, mit welchem rührenden Ausdrucke sie die Geschichte ihres Unglücks zu erzählen pflegte. Sie starb erst vor einigen Jahren.

Gesundheit des Klimas ist unbestreitbar der Hauptvorzug Neu-Mejicos. Nirgend — selbst nicht unter dem vielgepriesenen sicilianischen Himmel — kann es eine reinere und gesündere Atmosphäre geben. Gallenkrankheiten, diese furchtbaren Plagen im Thale des Missisippi, sind hier fast unbekannt. Außer einem epidemischen Fieber von typhusartigem Charakter, das in den Jahren von 1837 bis 1839 in der ganzen Provinz seine Verwüstungen anrichtete und das mit den Blattern, die 1840 zum Ausbruch kamen, fast zehn Procent der Bevölkerung hinwegraffte, hat Neu-Mejico sehr wenig von Fieberkrankheiten zu leiden gehabt, so daß man hier eine eben so lange Lebensdauer erreicht als in irgend einem anderen Theile der bewohnten Welt. Man sieht hier Leute, die fast zu Mumien verdorrt sind, und deren Alter sich nur aus ihrer Erinnerung an gewisse merkwürdige Ereignisse, die in längst vergangenen Zeiten stattgefunden haben, vermuthen läßt.

Ein schwüler Tag nördlich von Santa Fe ist ein sehr seltenes Ereigniß. Die Sommernächte sind gewöhnlich so kühl und angenehm, daß ein Paar Decken ein kaum zu entbehrendes Bedürfniß der Behaglichkeit sind. Die Winter sind lang, aber nicht so plötzlichen Veränderungen unterworfen als in einem feuchteren Klima. Der durchschnittliche Stand des Thermometers ist das Jahr hindurch von 10° zu 75° Fahrenheit über Null. Herr von Humboldt hat sich in Bezug auf das Klima Neu-Mejicos zu einem eben so großen Irrthum verleiten lassen wie in Bezug auf die Flüsse; denn er bemerkt, daß bei Santa Fe und etwas weiter nördlich „der Rio del Norte oft mehre Jahre nach einander mit so dickem Eise bedeckt sei, daß es Pferden und Wagen einen Uebergang gewähre" — ein Umstand, der für die Neu-Mejicaner kaum ein geringeres Wunder sein würde als ein ähnliches Ereigniß in dem Hafen von Neu-York für dessen Bewohner.

Die große Erhöhung all dieser Ebenen über das Felsengebirge ist vielleicht die Hauptursache der außerordentlichen Trockenheit der Atmosphäre. Es giebt wenig Regen im Jahre, aus-

genommen vom Julius bis zum October, die sogenannte Regenzeit, und da die Kaufleute vom Missouri gewöhnlich zu deren Anfang ankommen, so hat dieses Zusammentreffen beim Volke den Aberglauben erweckt, daß die Amerikaner den Regen bringen. In Zeiten der Trockenheit sieht man daher mit Sehnsucht, wie den Spendern augenblicklicher Hilfe, der Ankunft der jährlichen Karawanen entgegen.

Man hat nie eine genaue Volkszählung in Neu-Mexico vorgenommen. Ueber die Ergebnisse einer im Jahre 1832 versuchten äußert sich der Staatssecretair in Santa Fe wie folgt: „Gegenwärtig (1841) können wir die spanische oder weiße Bevölkerung auf 60,000 Seelen anschlagen, als Ueberrest von den 72,000, die nach der vor sieben bis acht Jahren unternommenen Zählung damals in Neu-Mexico lebten." Er schreibt diese bedeutende Abnahme dem Wüthen jener furchtbaren Krankheiten zu, von welchen bereits die Rede war. Die Verminderung der Bevölkerung durch diese Ursachen ist jedoch übertrieben, und die Verschiedenheit muß ihren Grund in der ursprünglichen Ungenauigkeit der erwähnten Zählung haben.

Wenn man die ununterjochten Wilden ausnimmt, so kann man nach den beßten Schätzungen, die ich habe erlangen können, die ganze Bevölkerung Neu-Mexicos mit Einschluß der Pueblo-Indianer nicht höher als 70000 Seelen angeben. Diese lassen sich folgender Weise vertheilen: weiße Creolen 1000, Mestizen oder gemischte Creolen 59000, und Pueblos 10000. Die Zahl der naturalisirten Bürger ist sehr gering — kaum zwanzig, und wenn man die durchreisenden Kaufleute abrechnet, so giebt es nur doppelt soviel fremde Inwohner. Es giebt keine Neger in Neu-Mexico und folglich weder Mulatten noch Zambos.

Der Ackerbau befindet sich, wie fast Alles in diesem Lande, in einem sehr urthümlichen unausgebildeten Zustande. Ein großer Theil der Landbauer bearbeitet sein Land bloß mit der Hacke; ihre Pflüge, wenn sie welche haben, werden nur bei weichem Boden benutzt, da sie zu plump gebaut sind, um irgend

irgend andere Dienste thun zu können. Diejenigen, die ich gesehen habe, waren meist auf folgende Weise zusammengesetzt: man hatte ein Stück Baumstamm, ungefähr acht bis zehn Zoll im Durchmesser, gegen zwei Fuß lang abgeschnitten und einen kleinen Ast als Handhabe daran gelassen, hiermit ist eine Stange verbunden, an welche Ochsen gejocht sind. Die Pflugschar geht flach und macht eine Furche wie der gewöhnliche Schaufelpflug. Eben so verdient bemerkt zu werden, daß die Pflüge oft nur einzig und allein aus Holz bestehen und nicht das mindeste Eisen, nicht einmal einen Nagel, an sich tragen.

Die labores und milpas — bebaute Felder — sind oft, ja sehr gewöhnlich ohne Einfriedigung, die Eigenthümer von Vieh sind deßhalb gezwungen, es von Hirten beständig beaufsichtigen zu lassen, denn für jede Betretung der Felder durch Heerden muß der Besitzer der letzteren Strafe bezahlen; statt daß daher, wie in den Vereinigten Staaten, der Landbauer genöthigt ist, sein Getreide gegen das Vieh zu schützen, müssen die Viehbesitzer ihr Vieh vor den Feldern schützen. Nur hier und da sieht man eine mit Stangen, die auf Gabeln liegen, oder mit einer lockeren Hecke eingehegte Meierei, gelegentlich wohl auch Mauern.

Die Nothwendigkeit der Bewässerung hat der Ackerbau hauptsächlich auf die Thäler beständig fließender Flüsse beschränkt, und wird ihn ohne Zweifel auch für die Zukunft darauf beschränken. An manchen Orten gehen die Ernten häufig durch das Austrocknen der Flüsse verloren; wo es aber hinreichendes Wasser giebt, hat in der Bewässerung die Kunst die Natur soweit ersetzt, daß es fast fraglich ist, ob ein Einmischen der Natur in diese Sache nicht nachtheilig sein würde. Der Landwirth braucht seine Felder nicht überfluten zu lassen, wenn er das Wasser selber leitet, noch viel weniger braucht er sie der Vertrocknung auszusetzen; er ist daher seiner Ernte gewisser, als wenn er den Launen des Wetters in mehr begünstigten landwirthschaftlichen Gegenden ausgesetzt wäre.

Eine acequia madre, d. h. ein Muttergraben, liefert gewöhnlich hinlängliches Wasser zur Bewässerung eines ganzen Thales oder wenigstens aller Felder einer Stadt oder Ansiedlung. Ein solcher Graben wird unter Oberaufsicht der Alcalden von der Gemeinde angelegt und erhalten, und es sind Arbeiter dabei angestellt, wie anderwärts bei Landstraßen. Die Größe dieses Hauptgrabens richtet sich natürlich nach der Größe des zu bewässernden Landes. Er wird über den höchsten Punkt des Thales geführt, der bei diesen Gebirgflüssen meist den Bergen zunächst liegt, und von hier aus leitet jeder Eigenthümer einer Feldwirthschaft einen kleineren Graben in ähnlicher Weise über die erhabenste Stelle seiner Aecker. Wo kein großer Ueberfluß an Wasser ist, was besonders an den kleineren Flüssen vorkommt, hat jeder Feldwirth seinen Tag oder seine Stunden zur Bewässerung seiner Felder, und es ist ihm nicht gestattet, zu einer anderen Zeit aus der acequia madre Wasser zu schöpfen. Sobald der Landwirth das Wasser in seinen kleineren Graben gelassen hat, dämmt er ihn ab, erst an einer Stelle, dann an einer anderen, so daß jedesmal ein Theil der Felder überrieselt wird, und indem er mit seiner Hacke Erhöhungen beseitigt und Löcher zuscharrt, bewirkt er, daß das Wasser gleichmäßig über die Oberfläche rinnt. Obgleich das Verfahren etwas beschwerlich scheint, so kann doch ein geschickter Bewässerer in einem Tage seine fünf bis sechs Acker Feld bewässern, wenn es eben und Alles gut vorgerichtet ist; auf unebenem Boden jedoch wird er kaum im Stande sein, in gleicher Zeit halb so viel zu leisten.

Alle Hauptgräben im Thale des Rio del Norte werden aus diesem Flusse hergeleitet, ausgenommen, wo ein ihm zufließendes Wasser eine bequemere Benutzung erlaubt. Da die Ufer sehr seicht sind, der Fluß aber einen bedeutenden Fall hat, so wird das Wasser bald auf die Oberfläche gebracht, mittels eines horizontalen Grabens, der von einem Orte des Flusses ausgehend, wo das Wasser nie versiegt, längs einem geneigten Ufer hin-

läuft, gewöhnlich ohne Damm, hier und da einen Steinhügel ausgenommen, um den Strom in den Kanal zu lenken.

Die Haupterzeugnisse des Landes sind Mais und Weizen. Der erstere wird sehr reichlich zur Bereitung von „Tortillas" verwendet, eine vom Volke sehr gesuchte Speise, deren Gebrauch es von den Ureinwohnern ererbt hat. Das Korn wird mit etwas Kalk in Wasser gekocht, und wann es hinlänglich weich ist, um es von den Hülsen zu reinigen, wird es auf einem metate*) zu Teig gerieben und in einen dünnen Kuchen geformt. Dieser wird alsdann auf einer kleinen Eisen- oder Kupferplatte — Komal, von den Indianern Komalli genannt — über's Feuer gesetzt, und in weniger als drei Minuten ist er gebacken und zu genießen. Die Dünnheit der Tortilla ist stets ein großer Beweis von der Geschicklichkeit der Köchin, und es wird in der Kunst der Bereitung viel gewetteifert.

Eine Art dünnen Mußes „Atole" genannt, der aus Maismehl bereitet wird, ist eine andere Kost, deren Bereitung von den Ureinwohnern stammt, und sie ist so gebräuchlich, daß man sie im Norden häufig „el café de los Mejicanos", den Kaffee der Mejicaner nennt. Er ist in der That das Frühstück, Mittag- und Abendessen bei den niederen Klassen und bildet mit frijoles und „chile-Bohnen" und rothem Pfeffer ihre hauptsächliche Nahrung. Der unmäßige Gebrauch des rothen Pfeffers bei den Mejicanern ist wirklich sprüchwörtlich geworden. Es fehlt dieses Gewürz in keinem Gerichte einer Mahlzeit und ist oft so vorherrschend, daß man nicht weiß, was für Speisen man zu sich nimmt. Er wird auch zu Brühe gerieben und in dieser Gestalt reichlicher verwendet als Butter. Chile verde, grüner Pfeffer, gilt nicht nur als bloße Würze, sondern auch als Salat, den man auf verschiedene Weise zubereitet, für die größte Leckerei. Aber so sehr man den Geschmack der Mejicaner in die-

---

*) Von dem indianischen Worte metatl, ein hohler länglicher Stein, der als Reibwerkzeug benutzt wird.

ser Beziehung auch in Zweifel ziehen mag, so kann doch niemand zögern, ihre unvergleichliche Chocolade zu preisen, in deren Bereitung die Mejicaner sicherlich jedes andere Volk übertreffen.

Außerdem sind noch mehre andere dem Lande eigenthümliche und von den Ureinwohnern angenommene Speisen in Gebrauch, oft von kräftigem und vortrefflichem Geschmack, und obgleich gewöhnlich sie den Fremden anfänglich nicht munden wollen, so finden diese doch zum größten Theil in kurzer Zeit die Gerichte höchst wohlschmeckend.

Die Rancheros und alle niederen Klassen benutzen sehr selten einen Tisch zu ihren Mahlzeiten, eine Unbequemlichkeit, die sehr wenig empfunden wird, weil die Speisen in der Regel nach der Reihe jedem Gaste auf einem einzelnen Teller zugetragen werden, den man auf die Kniee nimmt. Messer und Gabeln werden ebenfalls für entbehrlich gehalten, indem die Speisen meist klein gehackt oder so weich gekocht werden, daß man sie mit Löffeln essen kann. Diese werden häufig durch Tortillas ersetzt, wovon man ein Stück so geschwind zwischen die Finger quetscht, daß es für alles, sei es noch so weich oder flüssig, einen ziemlich brauchbaren Löffel bildet. So kann man mit Recht sagen — wie es in der Geschichte des morgenländischen Herrschers heißt — daß diese Rancheros zu jedem Mundvoll einen neuen Löffel nehmen; denn jedes Stück Tortilla wird mit der Substanz, die es zum Munde führt, hinunter geschluckt.

Die seltsame Sitte, während der Mahlzeit sich jedes Getränkes zu enthalten, hat mich häufig nicht wenig belustigt; obgleich vor jedem Gaste ein großer Becher mit Wasser steht, so ist es doch gegen allen Gebrauch, zu trinken, ehe das Mahl beendigt ist, und wenn irgend jemand während des Essens danach greifen sollte, so ist der Wirth im Stande und ruft: „Halt, halt, es kommt noch mehr!" Ich habe mich nie über die Bedeutung dieser Eigenthümlichkeit vollkommen belehren können; aus der Strenge jedoch, womit man sie beobachtet, muß man natürlich vermuthen, daß jeder Trunk während des Essens für höchst

ungesund gehalten wird *). Die Neu-Mejicaner trinken nur wenig Wein bei Tische und ausschließend das Gewächs von Paso del Norte.

Doch kehren wir zu den Erzeugnissen des Bodens zurück. Baumwolle wird nur sparsam gebaut, obgleich sie von jeher in dem Lande für einheimisch gegolten hat und die ehemaligen Manufacturen der Ureinwohner beweisen, daß sie es vorzugweise in dieser Provinz gewesen. Flachsbau wird gänzlich vernachlässigt, und dennoch findet man eine Pflanze, die dem linum usitatissimum vollkommen ähnlich ist, in großem Ueberfluß in vielen Gebirgsthälern. Die Kartoffel — la papa — obgleich erst sehr spät in diesem Lande angebaut, ist ohne Zweifel ein einheimisches Gewächs, indem sie in einer Art von Naturzustand sehr klein, selten größer als Lambertsnüsse — in vielen Gebirgsthälern gefunden wird. Es scheint sonach, daß diese treffliche Frucht nicht ausschließend in Süd-Amerika heimisch war, wie heutiges Tages die Meinung geht. So allgemein der Gebrauch des Tabaks unter diesem Volke auch ist, so wird doch nur wenig gebaut, und dieser ist hauptsächlich von leichter und schwacher Art, aber ebenfalls einheimisch und wird an einigen Orten wild wachsend gefunden. Das Volk mag sich vorzüglich durch das Monopol der Föderativ-Regierung abhalten lassen, dem Tabakbau seine Aufmerksamkeit zu schenken; denn obgleich die Tabakgesetze in Neu-Mejico nicht vollzogen werden — indem es hier kein Estanquillo d. h. öffentliches Vorrathhaus giebt, so kann doch das Volk sein Product nirgend anders als in der Republik zum Verkauf bringen, ohne sofortige Beschlagnahme zu wagen. Ein anderes Hemmniß, das diesem wie jedem anderen Zweige des Ackerbaus in Neu-Mejico entgegenwirkt, ist der Mangel aller

*) Nicht minder seltsam kommt es dem Fremden in diesem Lande vor, daß die Frauen selten mit den Männern offen — wenigstens nicht in Gegenwart von Fremden — sondern gewöhnlich in der Küche ihre Mahlzeit zu sich nehmen.

Bayerische Staatsbibliothek München

schiffbaren Flüsse, als billiger und bequemer Mittel zur Versendung auf entfernte Märkte.

So berühmt die mejicanische Republik ihres Obstes wegen auch gewesen ist, diese Provinz hat seltsamer Weise nichts von dergleichen aufzuweisen. Zufällig stößt man wohl auf einige Obstgärten mit Aepfel=, Pfirsich= und Aprikosenbäumen, aber sie haben nur Werth in Ermangelung besserer. Im Thale des Rio del Norte findet man auch einige kleine Weinberge, aber die Traube gedeiht hier nicht wie zu El Paso.

Einheimische wilde Früchte gehören nicht zu den Seltenheiten; ein deutlicher Beweis, daß der Mangel an angebauten Früchten nicht Fehler der Natur, sondern vielmehr die Folge der Vernachlässigung von Seiten des Volkes ist. Die Stachelbirn findet man in großem Ueberfluß und in verschiedenen Arten, und obgleich sie weder gesund noch wohlschmeckend ist, wird sie dennoch viel gegessen.

Es giebt nur wenig Holz in Neu=Mejico, ausgenommen in den Gebirgen und an den Ufern der Flüsse; die Hochebenen und Thäler sind gewöhnlich offene Prairieen. Ueberdieß bieten die Waldungen im ganzen Norden von Mejico nur eine spärliche Verschiedenheit in den Arten der Hölzer dar, worunter die gewöhnliche Harztanne am meisten vorherrschend ist. Der Baum, welcher dem Lande hauptsächlich eigen zu sein scheint, ist eine Art Fichte, piñon genannt, die in der Regel bis zu einer Höhe von zwanzig oder dreißig Fuß wächst und immer grüne, kaum einen Zoll lange Nadeln trägt. Aus der Rinde dieses Baumes schwitzt eine Art Terpentin, ähnlich dem Fichtenharz, vielleicht nur weniger harzig. Das Holz ist weiß und vest und wird viel zur Feuerung benutzt. Doch das Merkwürdigste an diesem Baume ist seine Frucht, die unter demselben Namen bekannt ist. Es ist eine kleine Nuß ungefähr von der Größe einer türkischen Bohne, mit einem öligen wohlschmeckenden Kern in einer dünnen Schale und wird, außer daß die Eingeborenen sie sehr viel essen, jährlich in großen Massen nach den südlichen Städten ausgeführt.

Der Mezquite-Baum in Texas, wo er einiger Berühmtheit genießt, gewöhnlich „Muskit" genannt wächst in einigen der fruchtbaren Thäler von Chihuahua bis zur Höhe von dreißig zu vierzig Fuß mit einem Stamm von ein bis zwei Fuß im Durchmesser. Das Holz giebt vortreffliche Feuerung; aber es wird selten zu anderen Zwecken benutzt, denn es ist krumm, knotig und sehr hart und spröde.

An den Flüssen giebt es, außer Baumwollenbäumen, die spärlich an den Ufern zerstreut stehen, wenig Holz. Die Ufer des Rio del Norte sind jetzt fast völlig nackt auf der ganzen Strecke durch die Ansiedlungen, und die Einwohner müssen ihren Feuerungbedarf aus den fernen Gebirgen holen.

Unter den wilden Erzeugnissen Neu-Mejicos darf nicht die „Palmilla" vergessen werden, eine Art Palmetto, die man Seifenpflanze nennen könnte. Ihre Wurzeln geben gekocht, wie die einer anderen Art, Palma genannt, eine seifenartige Masse, die von den Eingeborenen zum Waschen der Kleider sehr viel gebraucht wird und zur Reinigung von Wollenzeuchen der Seife selbst vorzuziehen sein soll.

Aber das wichtigste einheimische Produkt des neu-mejicanischen Bodens sind seine Triften. Die meisten Hochebenen bieten das herrlichste Weideland von der Welt, während sie aus Mangel an Wasser für jede andere Benutzung untauglich sind. Jene spärliche Feuchtigkeit, die hinreicht, die natürliche Vegetation hervorzubringen, ist ohne Hilfe von Bewässerungen nicht genügend für landwirthschaftliche Erzeugnisse. Jene lieblich blühenden und duftenden Pflanzen, weßhalb die Gränzprairieen der Vereinigten Staaten so berühmt sind, findet man nicht auf diesen Hochebenen, meist nur verschiedene Arten eines sehr nahrhaften Grases, grama genannt, von kurzer lockiger Beschaffenheit. Da das Hochland, das allein diese Grasart hervorbringt, selten eher als bis nach der Regenzeit grün wird, so ist das grama nur vom August bis zum October in seines

Vollkommenheit. Obgleich die Winter strenge sind, so ist doch die Stallfütterung der Heerden fast unbekannt in Neu-Mexico, und so ungeheuer viele es deren auch giebt, so erhalten sie sich doch während der kalten Jahreszeit in vorzüglichem Zustande allein auf dem trockenen Weideland, bis im nächsten Sommer der Regen aufs Neue das grüne Gras hervortreibt.

Achter Abschnitt.

Die Minen von Neu-Mejico. — Ihre Verbergung durch die Indianer. — Trümmer von La Gran Quivira. — Alte Minen. — „Placeres" — Ueble Folgen amtlicher Einmischung. — Die „Gambucinos." — Gold überall in Neu-Mejico. — Silberminen. — Kupfer, Zink und Blei. — Schwefelquellen. — Gips und versteinerte Bäume. —

Die Sage erzählt von zahlreichen und ergiebigen Minen, die vor der Austreibung der Spanier im Jahre 1680 in Neu-Mejico bearbeitet worden; aber sie erzählt auch, daß die Indianer erkannten, wie die Gier ihrer Besieger die Ursache der grausamen Unterdrückungen gewesen war, die sie erduldet hatten, und deßhalb alle Minen durch Verschüttung zu verbergen und soviel als möglich jede Spur derselben zu vertilgen beschlossen. Dieß wurde so erfolgreich bewerkstelligt, daß nach der zweiten Eroberung — da die Spanier zu gleicher Zeit eine Reihe von Jahren den Bergwerken keine Aufmerksamkeit geschenkt — die folgenden Geschlechter sie niemals wieder entdecken konnten. Es herrscht jetzt wirklich unter der spanischen Bevölkerung allgemein der Glaube, daß die Pueblo-Indianer noch heutiges Tages die Lage jener großen Anzahl wundervoller Minen kennen, dies Geheimniß aber aufs strengste bewahren. Das Gerücht sagt ferner, die Alten und Weisen der Pueblos belehrten von Zeit zu Zeit die Jugend über diese Sache und warnten sie, den Spaniern die Minen zu entdecken, damit nicht die Grausamkeiten der ersten Sieger an ihnen erneuert und sie gezwungen würden, wie ehemals in diesen Gruben sich zu plagen und zu dulden. Um die Bewahrung

des Geheimnisses noch sicherer zu machen, sollen sie auch noch den Aberglauben zu Hilfe genommen haben, indem sie behaupten, daß der Indianer, der die Lage jener verborgenen Schätze verrathe, sicherlich durch den Zorn ihrer Götter untergehen werde.

Die Leichtgläubigkeit des Volkes benutzend, macht sich zuweilen ein schelmischer Indianer den Spaß, daß er vorgiebt, einige der versteckten Fundgruben entdecken zu wollen. So erklärte sich ein schalkhafter Wilder dieser Art bereit, ein Thal zu zeigen, wo man das Jungfergold korbweise einsammeln könnte. An einem dazu bestimmten Sonntagmorgen brach der kichernde Indianer auf, und hinter ihm her zog eine Schaar Mejicaner mit Maulthieren und Pferden und einer großen Anzahl Mehlsäcke, um die goldenen Vorräthe heimzuschaffen. Doch als die Schatten des Abends kamen, entdeckte der Wilde seinen Begleitern, es sei ihm, als könne er den Ort nicht finden.

Es ist jedoch nicht wahrscheinlich, daß die Urbewohner den zehnten Theil von der Kenntniß dieser alten Quellen des Reichthums besitzen, die man ihnen zutraut; aber daß einst viele kostbare Minen in dieser Provinz bearbeitet wurden, das wird nicht nur durch Ueberlieferung, sondern durch beglaubigte Berichte und viele noch vorhandene Ueberreste zur Genüge bewiesen. In allen Theilen des Gebietes stößt man noch immer auf Spuren ehemaliger Aushöhlungen und hier und da auf die Trümmer bedeutender Städte, die offenbar des Bergbaus wegen erbaut worden waren. Hierunter sind die merkwürdigsten die Ueberreste von La Gran Quivira, ungefähr hundert Meilen südwärts von Santa Fe. Dieß scheint eine ansehnliche Stadt gewesen zu sein, bei weitem größer und reicher, als die heutige Hauptstadt Neu-Mejicos jemals gewesen ist. Noch immer stehen viele Mauern, besonders von Kirchen, aufrecht inmitten der Verwüstung, die sie umgiebt, als wäre ihre Heiligkeit ein Schild gewesen, gegen welchen die Zeit vergebens ihre Streiche führte. Die Bauart übertrifft durchgängig Alles, was gegenwärtig nördlich von Chihuahua zu finden ist; die Gebäude waren aus zugehaue-

nen Steinen gebaut, ein in Neu-Mejico völlig ungebräuchliches Baumaterial. Merkwürdiger aber ist, daß es innerhalb zehn Meilen von den Trümmern kein Wasser giebt; aber man findet verschiedene Steincisternen und Ueberreste von acht bis zehn Meilen langen Aquaducten, die von den benachbarten Gebirgen auslaufend, ohne Zweifel von dorther Wasser zuführten; und da sich keine Spur entdecken läßt, daß die Bewohner jemals sich mit Ackerbau beschäftigt haben, so ist schwer zu begreifen, was anders als die Nähe einiger kostbaren Minen zur Erbauung einer Stadt in einer so dürren und waldlosen Ebene wie diese hätte veranlassen können. Nach dem eigenthümlichen Charakter und den Ueberresten der Cisternen scheint ein Placer der Betriebsgegenstand gewesen zu sein, das heißt eine Mine mit Goldstaub, der mit Erde vermischt ist. Doch ohne Zweifel hat man in den benachbarten Gebirgen auch andere Minen bearbeitet, da noch viele geräumige Gruben, wie man sie gewöhnlich anlegt, wenn man auf Silbererz u. s. w. baut, zu finden sind; und überdieß sollen an manchen Stellen auch Haufen von Schlacken liegen.

Einige haben diese Trümmer für die Ueberreste eines alten Pueblo oder einer Stadt der Urvölker gehalten. Dieß ist jedoch nicht wahrscheinlich; denn wenn man auch die Trümmer urvölkerlicher Tempel möglicher Weise für die Ueberreste katholischer Kirchen halten mag, so läßt sich doch nicht annehmen, daß man spanische Wappen an ihren Façaden finde, wovon es mehre Beispiele giebt. Nach den vernünftigsten Angaben war es eine reiche spanische Stadt vor dem allgemeinen Blutbade des Jahres 1680, wo bis auf einen einzigen, wie die Sage geht, die ganze Einwohnerschaft ihren Untergang fand, während ihre ungeheueren Schätze unter den Trümmern begraben wurden. Einige leichtgläubige Abenteurer haben neuerlich an der Stelle Nachsuchung nach den lange verlorenen Koffern gehalten, aber bis jetzt hat noch keiner etwas gefunden. In der Nähe sind noch einige andere Trümmer ähnlicher Art, aber von geringerem Umfange; die

bedeutendsten darunter sind die Ruinen von Abó, Tagique und Chilili, wovon das letztere von den Mejicanern jetzt wieder angebaut wird.

Die Minen von Cerrillos, zwanzig Meilen südlich von Santa-Fe sind trotz ihrem unbezweifelten Alter, allem Anschein nach in diesem Jahrhundert in einiger Ausdehnung bearbeitet worden. Man hat sie seit Menschengedenken wieder geöffnet, doch da das Unternehmen wenig Erfolg hatte, sie wieder aufgegeben. Unter den zahlreichen Gruben, die man noch an diesem Orte findet, ist eine von ungeheuerer Tiefe in vesten Felsen gegraben, die nicht weniger als 100,000 Dollars gekostet haben kann. In den Gebirgen von Sandía, Abiquiú und besonders von Picuris und Embudo giebt es ebenfalls zahlreiche Eingrabungen von bedeutender Tiefe. Vor einigen Jahren unternahm es ein speculativer Amerikaner, eine der Gruben bei Picuris wieder aufzugraben; aber nachdem er bis zu einer Tiefe von mehr als hundert Fuß gelangt war, ohne den Grund der ursprünglichen Eingrabung erreicht zu haben, gab er aus Mangel an Mitteln sein Unternehmen auf. Seitdem sind noch andere Versuche gemacht worden, aber mit eben so wenig Erfolg. Ob an solchem Mißlingen Mangel an Vermögen und Ausdauer Schuld ist, oder ob die Erzadern von den ersten Anbauern erschöpft worden sind, müssen zukünftige Unternehmungen lehren.

Die einzigen ergiebigen Minen in Neu-Mejico sind heutiges Tags die Goldminen, wovon „El Real de Dolores", allgemein aber unter dem bezeichnenden Namen „El Placer" bekannt, eine der bedeutendsten ist. Diese Mine liegt in einem niedrigen abgesonderten Theile des Gebirges, sieben und zwanzig Meilen südlich von der Hauptstadt. Im Jahre 1828 kam eines Tages ein Sonoreño, der ein in den Gebirgen verirrtes Maulthier verfolgte, an diese Stelle, und zufällig einen Stein aufhebend, entdeckte er sogleich, daß dieser derselben Klasse angehörte, wie man sie in den Goldregionen von Sonora findet. Nach näherer Untersuchung entdeckte er verschiedene Theilchen Gold, und dieser

Fund verfehlte nicht, einige Anregung im Lande hervorzubringen. Der Ertrag, den man in den ersten zwei bis drei Jahren diesen Minen abgewann, war allerdings sehr unbedeutend; aber man erreichte den Zweck, die Güte des Metalls zu erforschen, das von ungewöhnlicher Reinheit war, und es wurde daher bald ein Verkehr mit fremden Kaufleuten eröffnet.

Die Goldmasse, die man zwischen den Jahren 1832 und 1835 gewann, kann sich auf nicht weniger als 60,000—80,000 Dollars jährlich belaufen haben. Seit dieser Zeit jedoch ist ein bedeutendes Sinken eingetreten und einige Jahre nur ein Werth von 30,000—40,000 Dollars verarbeitet worden. Trotzdem aber will man wissen, daß der ganze Gewinn seit der ersten Entdeckung mehr als eine halbe Million Dollars betragen habe. Die Verminderung der Ausbeute in den letzten Jahren ist mehr dem Mangel an Ausdauer und Unternehmungsgeist als einer Erschöpfung des kostbaren Metalles zuzuschreiben, da nur erst ein kleiner Theil der „Goldgegend" ausgegraben ist, und die Erfahrung gezeigt hat, daß der „Staub" an einem Orte derselben so gut wie an jedem anderern sich findet. Die beßten Gruben in der unmittelbaren Nähe des Wassers sind jedoch trefflich ausgebeutel und die Berge und Thäler an manchen Stellen wirklich durchlöchert wie eine Honigscheibe.

Einige haben die Idee gehabt, daß das Gold dieser Gegend ursprünglich an einem besonderen Orte aufgespeichert gelegen habe, durch einen vulkanischen Ausbruch aber auf diese Weise über das Land zerstreut worden sei.

Hat man bei diesen Eingrabungen eine Tiefe erreicht, die eine Leiter unentbehrlich macht, so haut man Stufen in einen zehn bis fünfzehn Fuß langen Stamm und setzt ihn in diagonaler Richtung in die Oeffnung. Sobald die Grube tiefer wird, läßt man einen neuen hinab, so daß nach und nach eine etwas unsichere Zickzacktreppe entsteht, die der gewandte Bergmann hinab und herauf steigt, ohne selbst seine Hände dabei zu benutzen, obgleich er eine große Last von Erde auf seinen Schultern

trägt. Auf diese Weise wird dieser Schutt größtentheils aus der Erde gebracht, denn Winden und Maschinen irgend welcher Art werden selten angewendet.

Gewöhnlich wird die Winterzeit von den Arbeitern vorgezogen, weil dann die Goldwäscher stets Wasser in der Nähe haben; denn der Mangel an diesem Element bei den Gruben bildet zu jeder anderen Jahreszeit ein fast unbesiegbares Hinderniß. Im Winter nämlich gewinnt man Wasser, indem man eine Masse Schnee in eine Vertiefung wirft, worin heiße Steine liegen. Das Waschen wird sehr häufig von den Weibern und Kindern der Arbeiter verrichtet. Ein rundes hölzernes Gefäß, „Patea" genannt, dient zum Waschfaß, das sie mit der Golderde anfüllen und dann in den Pfuhl Schneewasser tauchen. Sie rühren hierauf mit ihren Händen so lange, bis der lockere Schmuz davon schwimmt und das Gold auf dem Boden bleibt. Man hat einige Versuche gemacht, mit Maschinerie zu waschen, bis jetzt aber noch ohne Erfolg, theils weil es an Wasser, eben so sehr aber vielleicht weil es an Beharrlichkeit fehlt und weil man den Fremden, welche am Ende die einzigen sind, die jemals dergleichen Verbesserungen versucht, zu despotische Beschränkungen auferlegt.

Als der „Placer" in seiner größten Blüthe war und den Unternehmern bedeutenden Gewinn brachte, stieg das „Minir-Fiber" zu einer solchen Höhe unter den Neu-Mejicanern, besonders unter den Regierungsbeamten, daß jeder die Pforten zur Aufhäufung fürstlicher Reichthümer für sich geöffnet sah.

Doch damit nicht auch Fremde die Schätze dieser Gebirge theilten, so erschien eine Verordnung, welche nur Einheimischen die Bearbeitung von Minen gestattete und auf diese Weise diejenigen, welche bereits begonnen und bedeutende Kosten darauf verwendet hatten, mit Verlust ihrer Mühe und Auslagen ihre Arbeit aufzugeben zwang.

Politische Beschränkungen dieser Art haben die Amerikaner entmuthigt, fernere Versuche zu machen, obgleich das Verbot

nicht mehr vollzogen wird. Ließe sich irgend einiges Vertrauen in die Redlichkeit der Regierung setzen, so könnte man, wie ich nicht zweifle, mit einem hinreichenden Kapital und mit Hilfe von Maschinen — wie man sie in den Minen von Georgia und Carolina benutzt — die alten Gruben dieser Provinz wieder öffnen und eine große Anzahl von „Placeres" sehr umfänglich und gewinnreich bearbeiten. Doch wie Neu-Mejico jetzt regiert wird, so ist für ein Unternehmen dieser Art keine Sicherheit vorhanden; denn der gute Erfolg eines fremden Unternehmers ist jederzeit in Gefahr, durch den Neid der Regierung gehemmt zu werden, wie zahlreiche Beispiele beweisen.

Die Goldgegenden sind größtentheils eine Art gemeinschaftlichen Eigenthums und sind meist von einer sehr bedürftigen Volksklasse bestellt worden, die man gewöhnlich „Gambucinos" nennt, der Name unbedeutender Bergknappen, die für ihren eigenen Gewinn arbeiten. Hierunter sind sehr selten Fremde zu finden; denn bei der jetzigen einfachen Art zu arbeiten, ist der Gewinn zu klein und zu unsicher, um den unabhängigen amerikanischen Arbeiter anzulocken, der selten für weniger als einen Dollar den Tag, alle Ausgaben abgerechnet, arbeiten will, während der mejicanische „Gambucino" mit zwei bis drei Realen zufrieden ist, wovon das Meiste für Nahrungmittel darauf geht. Es führen demnach diese Bergknappen ein elendes Leben. Wann die Mittel spärlich sind, erhalten sie sich oft von einem einzigen Real für den ganzen Tag, indem ihre gewöhnliche Nahrung aus Brot und einer Art schlechten Kuchenzuckers, „Piloncillo" genannt, zuweilen wohl auch noch aus etwas Ranchero-Käse besteht; aber wie es scheint, sind sie vollkommen zufrieden.

Um unter einer so gemischten Menge, wie man sie an den Minenplätzen findet, Uneinigkeiten zu vermeiden, hat man einige Municipal-Verordnungen ergehen lassen, nach welchen Jeder auf freiem Grund und Boden eine Grube anlegen kann, einer anderen aber nicht weiter als bis auf zehn Schritt sich nähern darf, während auch er zu einem gleichen Umfang nach allen Richt-

ungen hin berechtigt ist, sobald nicht ältere Ansprüche ihm im Wege stehen. Doch wenn der Eigenthümer für eine gewisse Zeit seine Grube verläßt, so kann jeder, dem es beliebt, Besitz davon nehmen.

Außer dem „Placer„, von welchem ich bereits gesprochen habe, hat man neuerlich noch andere in derselben Gebirgsschicht nach Süden hin entdeckt, wovon einer jetzt sehr bedeutend bearbeitet wird und bereits mit Kramladen aller Art angefüllt ist, wo man das gewonnene Gold entweder verkauft oder eintauscht. Die Gambucinos, welchen in der Regel alle anderen Hilfmittel mangeln, sind oft genöthigt, ihr Gold täglich abzusetzen, und sehr häufig in Theilchen, die nur einige Cents *) an Werth haben. Auch in den Gebirgen von Abiquiú, Taos und anderswo hat man „Placeres" entdeckt und sie ziemlich benutzt. In der That, die Einwohner haben recht, wenn sie ganz Neu-Mejico einen „Placer" nennen, da Spuren von Gold fast auf der ganzen Oberfläche des Landes zu entdecken sind. Die früher herrschende Meinung, daß Gold nur in südlichen Himmelsgegenden zu finden sei, scheint hier völlig widerlegt zu werden; denn an einem Punkte, „Sangre de Cristo" genannt, der bedeutend nördlich von Taos — über dem 37. Breitengrad — liegt und der wegen seiner Lage in den Schneegebirgen dieser Gegend die Hälfte des Jahres mit Eis bedeckt ist, hat man einen sehr reichen „Placer" entdeckt, der jedoch eben jener ausgesetzten Lage wegen wenig genutzt wird.

In dem letzten Jahrhundert sind in Neu-Mejico keine Silberminen mit Erfolg bearbeitet worden. Vor einigen Jahren entdeckte man bei dem Dorfe Manzano, in den Gebirgen von Tomé, eine Silberader, die gewinnreich zu werden versprach; doch als das Erz geprüft wurde, fand man das Gestein so hart, daß man alle weiteren Versuche aufgegeben hat.

---

*) Ein Cent gleich $\frac{1}{100}$ Dollar.

Außer Gold und Silber giebt es an vielen entlegenen Orten auch Kupfer-, Zink und Bleierz, obgleich das letztere so sehr mit Kupfer und anderen harten Metallen vermischt ist, daß es zu den gewöhnlichen Zwecken sich kaum benutzen läßt. An Eisen fehlt es gleichfalls nicht.

Nächst den Metallminen, die entdeckt sind oder in den Gebirgen Neu-Mexicos noch verborgen liegen, sind die Salzgruben oder Salzlachen, wie man sie vielleicht nennen würde — die „Salinas“ von nicht geringer Wichtigkeit. Ziemlich hundert Meilen südlich von der Hauptstadt, auf jenem hohen Tafelland zwischen dem Rio del Norte und Pecos giebt es einige bedeutende Salzweiher, die einen unerschöpflichen Vorrath dieses unentbehrlichen Bedürfnisses nicht allein für diese Provinz, sondern zum Theil auch für die benachbarten Districte liefern. Die größte dieser „Salinas“ hat fünf bis sechs Meilen im Umfang. Die beßte Jahreszeit zur Sammlung des Salzes sind die trocknen Monate, wo die Weiher nur wenig Wasser enthalten; aber selbst wenn sie überschwemmt sind, läßt sich das Salz vom Grunde heraufschaufeln, wo es in ungeheueren Schichten, an manchen Stellen bis zu einer unbekannten Tiefe, verwahrt liegt. Getrocknet ist es dem Steinsalz ähnlich. Das beßte jedoch steigt als Schaum zur Oberfläche des Wassers.

Die „Salinas“ sind öffentliches Eigenthum, und die Einwohner kommen zu verschiedenen Zeiten des Jahres dorthin, aber stets in Karawanen zum Schutz gegen die Wilden der Wüste, in welcher die Teiche gelegen sind. Obgleich dieses Salz nichts kostet, als die Mühe es wegzuschaffen, so sind doch die Gefahren vor den Indianern und die Beschwerden eines Auszugs nach den „Salinas“ so groß, daß man in der Hauptstadt selten weniger als einen Dollar für den Scheffel bezahlt. Auf derselben großen Ebene, noch hundert Meilen weiter südwärts, giebt es noch eine andere Saline von derselben Art.

Bei diesem Gegenstande kann ich mir eine kurze Bemerkung über die Mineralquellen Neu-Mexicos nicht versagen. Es besitzt

verschiedene warme Quellen (ojos calientes), deren in der Regel schwefelhaltiges Wasser zur Heilung von Rheumatismen und anderen chronischen Krankheiten für höchst wirksam gehalten wird. Einige sind lebhafte Sprudler und haben eine höchst angenehme Badetemperatur; im Westen der Provinz jedoch findet man eine Quelle, die, spärlich aus den Felsenritzen fließend, so heiß ist, daß man jede Speise darin kochen kann. Seltsam genug, entspringt wenige Schritte davon eine andere, die vollkommen kalt ist.

Neu-Mejico bietet viele interessante geologische Erzeugnisse dar, worunter der „Yeso" oder Gips, den es an manchen Orten in großer Masse giebt, für die Bewohner das Nützlichste ist. Da man ihn in blätterigen Stücken findet, die aus Scheiben zusammengesetzt sind, welche man mit einem Messer sehr leicht in Platten — von der Stärke des Papiers bis zur Stärke des Fensterglases, und eben so durchsichtig als letzteres — durchschneidet, so benutzt man ihn in den Ranchos und Dörfern zu Fensterscheiben, die er recht gut ersetzt.

An verschiedenen Orten stößt man auf einige treffliche Proben versteinerter Bäume. Zwischen Santa Fe und dem „Placer" giebt es einen, der seit seiner Versteinerung in Stücke zerbrochen liegt, aber jeden Knorren, jeden Riß und jeden Splitter wie im natürlichen Zustande zeigt. Man sagt, daß in der Nähe von Galisteo einige dergleichen Baumversteinerungen noch aufrecht stehen.

Neunter Abschnitt.

Hausthiere. — Pferde. — Maulthiere und ihre Bepackung. — Die Arrieros. — Die „Mulera“ oder Glockenstute. — Der Lazo und seine Anwendung. — Lächerliche Gebräuche in Bezug auf das Eigenthumsrecht der Thiere. — Der „Burro.“ — Hirten und die wandernden Heerden der Ebenen. — Der Schafhandel. — Räubereien der Indianer. — Vortreffliches Fleisch — Ziegen. — Wilde Thiere. — Wilde Vögel und Reptilien. — Die Honigbirnen.

Nichts ist im Kreise meiner Beobachtungen in Neu-Mejico mir mehr aufgefallen als die geringe Sorgfalt, die man hier auf die Vervollkommnung der Hausthiere wendet. Während andere Nationen wahrhaft wahnsinnig geworden sind in ihren Versuchen, die Racen ihrer Pferde zu verbessern und alle vier Welttheile nach dem beßten Blute und den beßten Stammbäumen durchsucht haben, überlassen die Neu-Mejicaner — mit Recht berühmt wegen ihrer Reiterkunst, und dem Reiten so leidenschaftlich ergeben, daß man sie ein Centaurenvolk genannt hat — die Fortpflanzung ihrer Pferde ausschließend dem Zufall, indem sie ihre schönsten und beßten Rosse zu Sattelpferden wählen.

Die Race ihrer Pferde ist dieselbe, die wild in den Prairieen herumläuft und unter dem Namen „Mustang“ bekannt ist. Obgleich in der Regel sehr klein, sind sie doch flüchtig, lebendig und voll Feuer, und würden sie nicht gewöhnlich durch das Zähmen zu sehr verderbt, so möchten sie ohne Zweifel eben so ausdauernd und langlebig sein als irgend jede andere Race. Es giebt **Caballos de silla**, oder Sattelpferde, die so merkwürdig

gut abgerichtet sind, daß sie bei dem geringsten Winke plötzlich wie eingewurzelt stehen bleiben, ohne Beben gegen eine Mauer sprengen und selbst versuchen, hinanzuklimmen.

Diese geringe Aufmerksamkeit, die man in Neu-Mejico der Pferdezucht widmet, mag vielleicht dem Umstande zuzuschreiben sein, daß das Volk, durch die steten Beraubungen der feindlichen Indianer für sein Lieblingsgeschäft entmuthigt, bis jetzt seine ganze Sorgfalt auf die Zucht der Maulthiere gerichtet hat. Dieses Thier ist in der That für den Mejicaner, was das Kameel jederzeit für den Araber gewesen ist — unschätzbar für die Fortschaffung von Lasten durch sandige Wüsten und über Gebirgspfade, wo keine anderen Transportmittel sich anwenden ließen. Die Maulthiere reisen viele hundert Meilen mit einer Bürde, die häufig drei- bis vierhundert Pfund wiegt.

Der „Aparejo“ oder Packsattel, wenn man es so nennen kann, ist ein großes ledernes, mit Heu gepolstertes Kissen, das den Rücken des Thieres bedeckt und auf beiden Seiten bis zur Hälfte herabreicht. Dieses Polster schnürt man mit einem Gurt von Seegras so vest, daß der Leib des armen Thieres bis zur Hälfte seines natürlichen Umfanges zusammengepreßt wird.

Die Maulthiertreiber behaupten, daß ein vest zusammengeschnürtes Thier besser laufe oder wenigstens Lasten mit größerer Leichtigkeit trage, und obgleich sie hierin zu weit gehen, so läßt sich doch kaum bezweifeln, daß eine mäßige Spannung den Muskeln eine größe Stärke verleiht. Es ist ferner auch um deßwillen nöthig, den „Aparejo“ vest zu schnüren, damit er nicht rutsche und den Rücken des Thieres aufreibe. Doch bei all diesen Vorsichtsmaßregeln werden Rücken, Widerrist und Seiten des armen Thieres oft so furchtbar zerrissen, daß ich manchmal die entfleischten Rippen gesehen habe; dennoch aber trägt das Thier wie gewöhnlich seine Last von dreihundert Pfund. Diese Bepackung hinterläßt größtentheils jene Narben und Merkmale, die bei den mejicanischen Maulthieren so gewöhnlich sind.

Die „Carga,“ wenn sie aus einem einzelnen Pack besteht,

wird dem Maulthiere über den Rücken gelegt; besteht sie aber aus zweien, so werden sie zusammengebunden und mit einem Stricke von Seegras so vest als möglich auf den „Aparejo" geschnürt. Das Maulthier ist anfänglich so eng zusammengepreßt, daß es kaum gehen zu können scheint; aber das Gewicht der Ladung hat den „Aparejo" bald zusammengedrückt und die Gurte und Stricke so aufgelockert, daß es häufig nöthig ist, sie kurze Zeit nach dem Aufbruche wieder vestzuknüpfen. Man legt die Tagereisen ohne Mittagrast zurück, denn das Ab- und Aufpacken, das dabei nöthig wäre, würde zu viel Zeit rauben; und da ein Zug schwerbeladener Maulthiere selten länger als fünf bis sechs Stunden unterwegs ist, so kommen sie täglich nicht weiter als zwölf bis funfzehn Meilen.

Es ist wirklich merkwürdig, mit welcher Gewandtheit und Geschicklichkeit die „Arrieros" oder Maulthiertreiber ihre Waarenballen den Thieren aufzupacken verstehen. Ein halbes Dutzend genügen für vierzig bis funfzig Maulthiere. Es sind immer zu gleicher Zeit zwei Männer mit einem Maulthiere beschäftigt, und diese brauchen selten länger als fünf Minuten, ihm den „Aparejo" und die „Carga" aufzuschnüren. Bei dieser Arbeit entwickeln sie häufig eine wunderbare Geschicklichkeit in Anwendung ihrer Kraft. Ein einzelner Mann hebt oft eine Ladung, die er in einer verzweifelten Lage kaum würde von der Erde erheben können, und aus seinen Knieen eine Stütze, aus seinen Armen und seinem Körper einen Hebel machend, legt er die Last mit solcher scheinbaren Leichtigkeit auf des Thieres Rücken, als ob es ihm nur unbedeutende Anstrengung kostete. Auf den Anhalteplätzen zeigen sie beim Abpacken eine noch größere Gewandtheit. Die Packe werden in einer Reihe auf der Erde aufgehäuft, und im Fall es regnet, mit den „Aparejos" zugedeckt, über welche man wiederum sogenannte „mantas de guangoche," d. h. Decken von Seegrasgewebe, breitet, welche die Güter gegen die heftigsten Unwetter schützen. Außerdem umzieht man den Waarenhaufen noch mit einem Graben, damit er vor der Bespülung des Wassers ge-

sichert sei. Auf diese Weise schafft man Lasten von Ort zu Ort und über die rauhesten Felsenpfade mit viel geringeren Kosten, als Fremde ihre Waaren auf Wagen selbst über ebenes Land führen können. Die Wohlfeilheit dieser Fortschaffung hat ihren Grund in dem geringen Lohne, den man den Arrieros bezahlt, und in den unbedeutenden Ausgaben, welche die Nahrung für sie sowohl als für die Thiere erheischt.

Eine solche Maulthierkarawane wird in sehr systematischer Weise geführt, indem jeder „Arriero" seinen ihm zugewiesenen Wirkungskreis hat. Auch fehlt es nicht an Ordnungmäßigkeiten und technischen Ausdrücken, die, wenn auch nicht so zahlreich, doch eben so unverständlich für den Uneingeweihten sind als die Ausdrücke der Seeleute. Einer der Arrieros, der „Savanaro" genannt, hat während der Nacht die Aufsicht über die Maulthiere, die man alle, ohne sie anzupflöcken, freiläßt, während die „Mulera" oder Glockenstute ihre Zerstreuung verhindert. So groß die Anhänglichkeit der Maulthiere an die „Mulera" auch scheint, sie mag eben so sehr dem Glöckchen als dem Thiere gelten. Was die Bienenkönigin einem Bienenkorbe ist, das ist die „Mulera" für einen Maulthierzug. Von welchem Naturell ein Maulthier auch sein mag, es wird sich selten von ihr forttreiben lassen, und wenn sie zufällig ihren Gefährten entzogen wird, so verfallen alle augenblicklich in eine tiefe Niedergeschlagenheit und laufen und wiehern nach allen Richtungen, als wenn sie rettungslos verloren wären. Außer der Bereitung der Mahlzeiten für die Gesellschaft ist es Pflicht der „Madre" oder Mutter, wie der Koch scherzhaft genannt wird, die Mulera während der Reise voranzuführen, welcher dann der ganze Packzug in regelmäßiger Ordnung nachfolgt.

Die Maulthiertreiber, wie die „Vaqueros" oder Kuhhirten, reiten in der Regel sehr schnelle und gut abgerichtete Pferde, und zeigen in der Führung der Thiere oft so überraschende Kunststücke, daß sie einem Reitercircus in jedem Lande Ehre machen würden; so heben sie einen Dollar vom Boden auf, während das

Pferd in vollem Laufe ist. Aber ihre größte Geschicklichkeit und Gewandtheit besteht in der Handhabung des „Lazo," eines Fangseiles, das gewöhnlich aus Pferdehaaren oder vest zusammengedrehtem Seegras gefertigt und an dem einen Ende mit einer Schlinge versehen ist. Ihr Ziel ist stets sicherer, wenn das Thier, das gefangen werden soll, sich in vollem Laufe befindet, denn es hat dann keine Zeit, der Schlinge auszuweichen. Sobald diese geworfen ist, schlingt der „Lazador" das Ende seines Lazo um den hohen Sattelknopf und durch eine schnelle Wenddung wird das wilde Pferd zum Stehen gebracht. Das Thier muß unwillkürlich den Kopf seinem Besieger zukehren, der, um es noch sicherer in seiner Gewalt zu haben, selten versäumt, ihm ein „Bozal," oder eine Halbschlinge, um die Nase zu werfen, obgleich es noch immer auf volle Seillänge von ihm entfernt ist.

Ist der Gegenstand der Verfolgung eine Kuh oder ein Ochse, so wird der Lazo gewöhnlich um die Hörner, statt um den Hals geworfen. Zwei „Vaqueros," die beide ihre Schlingen an den Hörnern haben, bändigen auf diese Weise den wüthendsten Ochsen, vorausgesetzt, daß sie gutabgerichtete Pferde reiten. Während das erbitterte Thier sich auf den einen seiner Feinde zu stürzen sucht, wendet der andere sein Pferd und zieht an seinem Stricke, wodurch es jederzeit wieder in die Mitte zwischen die beiden Reiter gebracht und auf diese Weise so lange hin und hergezogen wird, bis es erschöpft ist und jeden weiteren Widerstand aufgiebt. Der Gebrauch des Lazo beschränkt sich nicht allein auf die Arrieros und Vaqueros, obgleich diese gewöhnlich die meiste Geschicklichkeit in dieser Kunst sich aneignen; er geht durch alle Stände, und kein Mann, besonders unter den Rancheros, würde seine Erziehung für vollendet halten, wenn er jene volkthümliche Fertigkeit nicht erlangt hätte. Sie erlernen sie in der That von Kindheit auf, denn sie bildet eine der hauptsächlichsten ländlichen Vergnügungen der Kinder, die man täglich mit ihren „Lazitos" sieht, wie sie ihre junge Kunst an Hunden und Hühnern üben.

Der Lazo wird häufig auch als Waffe zum Angriff und zur Vertheidigung gebraucht. In Gefechten mit den Indianern wirft der berittene Vaquero, wenn er unglücklicher Weise sonst unbewaffnet ist, jene furchtbare Schlinge um den Hals oder Leib seines Feindes, welcher, ehe ihm Zeit bleibt, sich loszumachen, zu zu Boden geschleudert und in vollem Galopp davon geschleppt wird, wodurch er, wenn sein Kopf nicht an den Steinen, Wurzeln und Bäumen zerschellt, natürlich so betäubt werden muß, daß der Lazador ihn mit Muße in die andere Welt befördern kann. Der Panther, der Bär und andere wilde Thiere der Gebirge und der Prairieen werden eben so erfolgreich auf diese Weise angegriffen.

Die Gesetze und Gebräuche des Landes in Bezug auf das Eigenthumsrecht der Thiere sind für den unerfahrenen fremden Reisenden höchst beschwerlich. Gleichviel, wie viele Eigenthümer ein Pferd oder Maulthier schon gehabt habe, jeder brennt ihm ein mächtiges hieroglyphisches Zeichen auf, das man „Fierro" nennt', und beim Wiederverkauf sein „Venta" oder Verkaufszeichen, bis endlich diese Schrammen so zahlreich werden, daß Leute, die in dieser Art von Heraldik nicht bewandert sind, unmöglich entscheiden können, ob ein Thier ursprünglich verkauft ist oder nicht; doch jedes Fierro ohne ein entsprechendes Venta unterwirft das Thier dem Anspruch des Einbrenners. An Fremden werden hierdurch die meisten Betrügereien verübt, und wenn eine Gesellschaft „Estrangeros" in eine südliche Stadt kommt, sieht sie sich augenblicklich von einem Haufen Müßiggänger umgeben, die sorgfältig jedes Pferd und jedes Maulthier untersuchen; und entdecken sie zufällig ein Brandzeichen ohne ein Venta, so beeilen sie sich, ein Brenneisen von ähnlicher Form aufzutreiben, das sie hinlänglich berechtigt, das Thier ohne Umstände zu beanspruchen und wegzunehmen; denn bei jedem rechtlichen Verfahren verlangt man von dem Beanspruchec keinen anderen Beweis seines Rechts, als sein Fierro oder Brenneisen, das die Sache zu seinen Gunsten entscheidet, sobald es an Form dem Zeichen des

Thieres ähnelt. Ein Oberst in Chihuahua wollte auf diese Weise einst von mir ein Maulthier in Beschlag nehmen; doch da ich überzeugt war, es von dem rechtmäßigen Eigenthümer erkauft zu haben, weigerte ich mich, es aufzugeben. Der Offizier, der seine Beute nicht fahren lassen wollte, lief sogleich zu dem Alcalden in der Hoffnung, diesen Beamten zu veranlassen, ihm rechtlichen Beistand zu leisten; aber während seiner Abwesenheit ließ ich die Schulter des Thieres scheren, so daß das Venta deutlich zum Vorschein kam, und sobald die Entdeckung dem Obersten und dem Richter bekannt gemacht wurde, entfernten sie sich, wie beschämt über den entdeckten Betrug, mit großer Eile.

So allgemein nützlich aber auch das Maulthier ist, so darf ich doch nicht vergessen, dem sanften und anspruchlosen Mitgliede der Thierfamilie, dem geduldigen Esel, oder wie die Eingeborenen ihn nennen, „El Burro" ein vorübergehendes Lob zu zollen. Dieses gelehrige Geschöpf kann man hier im eigentlichen Sinne des Armen Freund nennen, da es auf unendlich verschiedene Weise benutzt wird und immer den schwersten Lasten unterwürfig ist. Es trägt nicht nur die Körnerfrucht, das Brennmaterial, Wasser und Gepäck seines Gebieters, sondern auch seine Frau und seine Kinder. Oft wird die ganze Familie auf einem kleinen Esel fortgeschafft. Das vornehmste Reitthier des Landmannes ist der Burro, bei welchem selten Sattel, Zaum oder Halfter gebraucht wird. Der Reiter setzt sich quer auf die Hüfte und leitet das gelehrige Thier mit einem Knüttel in der Hand.

Eine ganz besondere Sorgfalt hat man in Neu-Mejico auf die Schafzucht verwendet. Als das Land auf dem Höhepuncte seines Wohlstandes war, sah man am Ufer jedes Stromes Ranchos, wie in der Nachbarschaft jedes Berges, wo Wasser zu finden war. Selbst auf den dürren und öden Ebenen und viele Meilen von einem Bache oder Weiher entfernt, wurden ungeheuere Heerden geweidet und nur aller zwei oder drei Tage zur Tränke getrieben. Bei diesen Gelegenheiten pflegen die Schäfer ihre Esel mit „Guages" zu beladen, die Wasser enthalten, und

kehren dann mit ihren Heerden zu den Weiden zurück. Der „Guage" ist eine Art von Kürbis, von welcher es einige schöne Abarten mit zwei Knollen giebt, die an dem zwischen beiden befindlichen Halse mittels einer Leine getragen werden. Diese wandernden Heerden übernachten überall, wo der Abend sie findet, ohne Hürde oder Einfriedigung. Vor Anbruch der Nacht macht sich der Oberhirt auf den Weg, um einen tauglichen Ort für sein Nachtlager zu suchen, und zündet auf der passendsten Stelle ein Feuer an, um welches die Schafe sich gewöhnlich freiwillig versammeln. Sollten sie Lust haben, sich zu zerstreuen, so ergreift der Schäfer eine Fackel und läuft einigemal um die ganze Heerde, wobei die Schafe, um ihm auszuweichen, die Köpfe einwärts wenden, und gewöhnlich bleiben sie in dieser Stellung bis zum Morgen, ohne es zu versuchen, sich zu zerstreuen. Es versteht sich, daß die Heerde während der Nacht von wachsamen Hunden gegen die herumschleichenden Wölfe und andere Raubthiere geschützt wird. Dieser wohlabgerichtete einheimische Schäferhund ist in der That ein Wunderthier. Zwei oder drei von ihnen folgen einer Schafheerde mehre Meilen weit wie der sorgsamste Schäfer, und treiben sie bei Anbruch der Nacht zusammen, ohne anders als von ihrem außerordentlichen Instinct geleitet zu werden. In früheren Zeiten gab es ansehnliche Eigenthümer, deren Ranchos über die halbe Provinz sich ausbreiteten und zuweilen 300,000 — 500,000 Schafe zählten. Es war üblich, die Schafmütter an die Rancheros zu verdingen, welche dafür zwanzig Procent in verkäuflichen „Carneros" vergüteten, wie man die Schafe überhaupt und besonders die zum Verkauf tauglichen Widder nennt. Man kann die Schafe das Haupterzeugniß von Neu-Mejico nennen, und sie sind der vornehmste Gegenstand der Ausfuhr. Vor ungefähr zwanzig Jahren wurden jährlich 200,000 Schafe auf die südlichen Märkte gebracht, und in den günstigsten Zeiten wohl mehr als noch einmal so viel. Dieser Handel war für die wohlhabenden Einwohner sehr einträglich. Sie pflegten von armen Rancheros Schafe zu kaufen, das Stück zu funfzig

bis fünfundsiebenzig Cents, die sie mit hundert bis zweihundert Procent Gewinn auf den südlichen Märkten absetzten. Es wird eine ansehnliche Menge Wolle erzeugt, die aber von geringer Beschaffenheit ist. Man hat davon einen unbedeutenden Betrag über Missouri in die Vereinigten Staaten gebracht, der zuweilen zu dem niedrigen Preise von funfzehn Cents das Pfund verkauft wurde; aber der Einkaufpreis, für welchen man ihn von den Rancheros in Neu-Mejico erhielt, betrug nicht mehr als drei bis vier Cents für das Pfnnd. Neu-Mejico könnte bei seinem vortrefflichen Weideland und seinem Klima ohne Zweifel die schönste Wolle in der Welt erzeugen. Die Eingeborenen aber haben bei der ihnen eigenen Langsamkeit im Fortschreiten ihre ursprüngliche Zucht beibehalten, die kläglich entartet ist. In früheren Zeiten wurden die Heerden nur der Gesundheit der Thiere wegen geschoren, ohne daß man die Wolle aufbewahrte, da man für den häuslichen Bedarf nur eine geringe Menge davon brauchte.

Die kleineren Weidethiere, **ganado menor**, wie man Schafe und Ziegen überhaupt nennt, haben in neuerer Zeit an Zahl sehr abgenommen, da sie durch die häufigen Einfälle der ursprünglichen Gebieter des Bodens gelitten haben, die von Zeit zu Zeit, wenn Hunger oder Laune sie treibt, die Ranchos überfallen, die Schäfer ermorden und die Schafe zu Tausenden hinwegtreiben. Man hat von den Indianern äußern hören, daß sie schon längst jedes Schaf im Lande vertilgt haben würden, aber es vorziehen, einige zurückzulassen, damit die mejicanischen Schäfer ihnen frische Vorräthe aufziehen möchten. Die Schafe in Neu-Mejico sind außerordentlich klein, haben sehr grobe Wolle und sind kaum anders als zu Schlachtvieh tauglich, aber in dieser Hinsicht mit Recht berühmt. Ihr Fleisch hat einen besonders angenehmen Geschmack, und wird von den Feinschmeckern höher als unser bestes Wildpret geschätzt, was wahrscheinlich zum Theil dem vortrefflichen Grase zuzuschreiben ist, wovon die Thiere sich nähren. Das Fleisch der Schafe ist für die Neu-Mejicaner, was das Schweinfleisch für die Bewohner der westlichen amerikanischen

Staaten ist, während man in Nord-Mejico selten Schweinfleisch findet. Auch sind die Schafe wegen ihrer Hörner bemerkenswerth, die oft in doppelten und dreifachen Paaren hervorsprießen und dem Kopfe ein seltsames Ansehen geben. Ich habe manche gesehen, welche sehr verschiedene Hörner hatten, deren jedes anders gerichtet war. — Es giebt auch viele Ziegen, obgleich man sie nicht so häufig als Schafe zieht. Ihre Milch wird häufiger benutzt als Kuhmilch, nicht nur weil sie süßer und nahrhafter ist, sondern auch weil die Ziege, wie der Esel, von den elendesten Kräutern sich nährt, die auf den Bergpfaden und den unfruchtbarsten Hügeln wachsen, wo Kühe ohne regelmäßige Fütterung nicht fortkommen könnten. Das Fleisch der Ziege ist grob, aber gesund, und da es wohlfeiler als Schöps- oder Rindfleisch ist, so wird es von den Armen häufig benutzt. Junges Ziegenfleisch ist außerordentlich schmackhaft und milde.

Von zahmem Geflügel, einige Truthähne und Tauben abgerechnet, findet man in ganz Neu-Mejico nichts als das gewöhnliche Huhn, das aber in hinlänglicher Menge vorhanden ist. Zahme Gänse, Enten und Pfauen sind gänzlich unbekannt.

Wilde Thiere findet man nicht in so großer Mannigfaltigkeit als in den südlichen Provinzen der Republik. Der schwarze und der graue Bär, die man in den Gebirggegenden findet, scheinen nicht so wild zu sein als besonders die letzteren in den nördlicheren Gegenden sein sollen. Sie kommen zwar zuweilen von den Bergen in die Saatfelder herab, und man erzählt sich wunderbare Geschichten von furchtbaren Kämpfen zwischen ihnen und den Landbauern; ich kann aber nicht glauben, daß sie sehr wild oder sehr kühn sind, wenn ich nach einem kleinen Abenteuer urtheilen darf, wovon ich Zeuge war, als eine graue Bärin einem Theile unserer Karawane am Rande der großen Prairieen begegnete. Es war gegen Mittag; wir hatten uns eben gelagert, um Erfrischungen zu suchen, als wir eine Bärengruppe bemerkten, eine Bärin mit einigen Jungen, die völlig so groß wie gewöhnliche Wölfe waren und in einem angränzenden Thale im hohen

Grase scharrten, als wenn sie Wurzeln oder Insecten gesucht hätten. Einige von unserer Gesellschaft eilten sogleich auf die Bären los, in der Hoffnung, sie zu schießen, was ihnen jedoch nicht gelang. Andere, die zu Pferde gefolgt waren, machten einen wüthenden Angriff auf den Feind, aber das alte Ungeheuer entfloh in das Dickig, ohne sich auch nur nach seinen Verfolgern umzusehen, obgleich eines der Jungen getödtet wurde. Die übrigen zerstreuten sich während des Angriffs in verschiedenen Richtungen. Die Folgen dieses Abenteuers bekräftigten mich in meiner Meinung, daß die Geschichten, die man von diesen fürchterlichen Thieren erzählt, übertrieben sind. Wir hatten in unserer Gesellschaft einen riesigen Schmied, der sich das Ausbessern aller Wagen angelegen sein ließ, Namens Campbell, der volle sechs Fuß acht Zoll lang war, sonst aber ganz ebenmäßig gestaltet. Bei jener Gelegenheit hatte er sich unter einem schattigen Busche am Rande eines zehn Fuß hohen Absturzes niedergelegt und machte ein behagliches Schläfchen, während seine Gefährten in der Nachbarschaft sich umhertrieben. Bei der Jagd näherte sich einer der jungen Bären, der sich von der Mutter geflüchtet hatte, unserem Lagerplatze. Mehre von uns griffen nach ihren Flinten, und als das Thier über eine Schlucht sprang, nicht weit von der Stelle, wo Campbell lag, wurde es von einem Schusse getroffen und stürzte mit fruchtbarem Geheul verwundet nieder. Durch den Lärm plötzlich aufgeweckt, sprang Campbell blitzschnell empor und fiel von dem Absturze auf den Bär. „Haltet's vest, Campbell, oder es geht Euch schlimm!" riefen seine Gefährten, da es Niemand wagen durfte, zu schießen, aus Furcht, den Mann zu tödten. Campbell aber fiel es nicht ein, sich mit dem langklauigen Gegner zu messen, sondern er versuchte vergebens die steile Höhe zu erklimmen. Der Bär stellte sich auf die Hinterbeine und stierte einen Augenblick den riesigen Schmied an, entschloß sich aber bald, umzukehren, und es gelang ihm zu entkommen, obgleich ihm mehre Schüsse nachgeschickt wurden.

Der große graue Wolf, den man in den Prairieen findet,

ist auch in Nord-Mejico sehr häufig. Er richtet zuweilen furchtbare Verheerungen unter dem Vieh an und tödtet und verzehrt sogar Maulthiere und Pferde, greift aber selten Menschen an, wenn er nicht durch Hunger gedrängt wird. In den Gebirgen giebt es noch andere Raubthiere, unter welchen besonders der Panther sich auszeichnet.

Auch findet man Elenthiere und Rothwild, doch nicht in großer Menge. Unter dem Rothwild ist eine Art, die man das schwarzgeschwänzte Reh nennt, besonders bemerkenswerth. Es unterscheidet sich nur wenig von dem gewöhnlichen Rehbock, ausgenommen, daß es von dunkler Farbe ist und der Schwanz einen schwarzen Rand hat, und daß es trotz kürzeren Beinen einen größeren Leib besitzt. Der „Carnero-Cimarron" oder das Dickhorn aus dem Felsengebirge, der „Berrendo" oder die Antilope und der „Tuza" oder Prairieenhund in den Ebenen, Hasen, Iltisse und andere kleinere Thiere können auch als Bewohner dieser Gegenden betrachtet werden.

Unter dem wilden Geflügel sind die Wasservögel am zahlreichsten. Die Teiche und Flüsse sind in gewissen Jahreszeiten im eigentlichen Sinne mit Tausenden von Gänsen, Enten und Kranichen eingefaßt. In einigen Berggegenden sind wilde Truthähne sehr zahlreich, Rebhühner und Wachteln aber selten. Man findet in Chihuahua und anderen südlichen Bezirken einen sehr schönen Vogel, „Paisano," d. h. Landsmann, genannt, welcher gezähmt völlig wie eine Katze die Wohnhäuser von Mäusen und anderem Ungeziefer befreit. Auch behauptet man, daß er die Klapperschlange tödte und verzehre, die jedoch in diesen Gegenden weniger schädlich zu sein scheint als anderswo. Auch findet man den Scorpion, die Tarantel und den Vielfuß in dieser Provinz, doch sind sie fast unschädlich und werden von den Eingeborenen sehr wenig gefürchtet. Ein anderes einheimisches Thier ist der gehörnte Frosch der Prairieen, der hier unter dem Namen Camäleon bekannt ist, und es mag auch eine Abart desselben sein, da man bemerkt hat, daß das Thier seine Farbe nach der

Beschaffenheit des Bodens, wo es wohnt, ein wenig verändert.

Es scheint, als ob die Honigbiene ursprünglich nur aus den östlichen Gegenden gekommen sei, da man beobachtet hat, daß sie westwärts zieht; doch ist sie bis jetzt noch nicht in diese Gegend des mejicanischen Gebietes gekommen. Nach den Berichten der alten Geschichtschreiber waren in den südlichen Theilen der Republik mehre Arten einheimisch; in den nördlichen Gegenden aber findet man nur ein Insect dieser Art, das mehr der Hummel als unserer Honigbiene gleicht und in einigen Berggegenden in Felsen und Erdlöchern baut. Man findet sie nur in sehr geringer Anzahl beisammen, nur einige Dutzende, und selten geben sie mehr als einige Unzen Honig, der aber schmackhaft sein soll. Von Fliegen, besonders von den schädlicheren Arten, wird dieses trockene Klima wenig geplagt. Frisches Fleisch läßt sich im Hochsommer ohne Schwierigkeit aufbewahren, da es sehr wenig Schmeißfliegen giebt. Roßfliegen findet man nur zuweilen in den Gebirgen, und die Prairiefliege, die in den westlichen amerikanischen Gebieten das Vieh so sehr quält, ist unbekannt.

Zehnter Abschnitt.

Künste und Wissenschaften in Neu-Mejico. — Mangelhafte Erziehung. — Schulen. — Zustand der weiblichen Bildung. — Eigenheiten der Sprache. — Preßbeschränkung — Die Aerzte. — Handwerker. — Baukunst. — Wohnhäuser. — Handgeräthe. — Wagen. — Sarape.

Es giebt vielleicht keinen Theil der civilisirten Welt, wo die Künste so sehr vernachläßigt worden sind und wo man den Fortschritt der Wissenschaft erfolgreicher aufgehalten hat als in Neu-Mejico. Lesen und Schreiben sind ohne Uebertreibung die höchsten Lehrzweige in den Schulen; denn jene Pedanten, welche gelegentlich vorgeben, Mathematik zu lehren, verstehen sehr selten selbst die ersten Regeln der Zahlenlehre. Man sollte vielleicht hierin zu Gunsten der Geistlichen eine Ausnahme machen, die ihre Erziehung auswärts erlangt haben und welchen ihr Stand die Verpflichtung auferlegt, eine oberflächliche Kenntniß des Lateinischen zu besitzen. Doch es ist bekannt genug, daß die Mehrzahl selbst dieses bevorrechteten Standes kläglich unwissend in den wichtigeren Fächern der gewöhnlichen Wissenschaften ist. Es ist mir von einem sehr achtbaren Fremden, der lange Zeit in dem Lande gelebt hat, versichert worden, daß ihn einst ein Geistlicher gefragt habe, ob Napoleon und Washington nicht eine und dieselbe Person — und ob Europa nicht eine Provinz von Spanien wäre.

Von den frühesten Zeiten bis hinab zur Trennung der Colonieen, war es stets die Politik der spanischen Regierung, so wie der päpstlichen Hierarchie, ihren Unterthanen in der neuen Welt

jede Gelegenheit zum geistigen Fortschreiten abzuschneiden, damit das Licht bürgerlicher und religiöser Freiheit nicht von ihren nördlichen Nachbarn herüberleuchte. Die Regierung errichtete später zwar öffentliche Schulen, die wenn man sie erhalten hätte, ohne Zweifel zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse beigetragen haben würden, aber sie mußten aus Mangel an den nöthigen Mitteln zur Verfolgung ihres ursprünglichen Zweckes, ungefähr vor zehn Jahren, ihre Wirksamkeit wieder einstellen. Doch fragt es sich, ob nicht die gewohnte Nachlässigkeit und die gränzenlose Sorglosigkeit des Volkes, das schon zu sehr daran gewöhnt ist, in Finsterniß und Unwissenheit zu tappen, so wie die Untüchtigkeit der Lehrer, alles Gute, das eine solche Einrichtung hervorzubringen berechnet war, am Ende würden aufgehoben haben. Die einzigen jetzt bestehenden Schulen sind von der niedrigsten Art und erhalten sich ausschließend durch Gönnerschaften, für deren großmüthige Ausdehnung die Thatsache sprechen mag, daß drei Viertel der jetzigen Bevölkerung weder lesen noch schreiben können. Als Beleg, wie in den niederen Klassen alle geographische Kunde mangelt, brauche ich nur zu erwähnen, daß ich von Leuten, die lange mit Amerikanern umgegangen waren, gefragt worden bin, ob die Vereinigten Staaten ein so bedeutender Ort wären wie die Stadt Santa Fe!

Die weibliche Erziehung ist, wo möglich, noch weit allgemeiner vernachlässigt worden, als die des anderen Geschlechts, während diejenigen, die überhaupt einigen Unterricht genossen haben, ihn in Familienkreisen erhielten. Wirklich wurde bis in die neueste Zeit bei einem weiblichen Wesen die Fähigkeit zu lesen und zu schreiben für das Zeichen eines erstaunenswerthen Talentes gehalten, und die Schöne, die ein Billet-doux an ihren Geliebten schreiben konnte, galt fast für ein Wunder. Man findet jedoch unter den höheren Ständen einen bedeutenden Anstrich jener seichten Verfeinung, die überall das Gift der eleganten Gesellschaft ist und die nicht in Ueberlegenheit des Geistes, nicht in erlangter Kenntniß besteht, sondern in jener Anmaßung,

die man sehr treffend bezeichnet hat als „das weite Kleid, womit die Dummheit sich bedeckt.“

Aber trotz diesem furchtbaren Zustande der Unwissenheit in all den Dingen, die dem Menschen nicht unbekannt sein dürfen, ist es wahrhaft zum Erstaunen, mit welcher Richtigkeit das gemeine Volk seine Muttersprache, das Spanische, spricht. Die Anwendung von Worten gegen ihren klassischen Sinn mag wohl vorkommen, aber eine Verletzung der einfachen gramatikalischen Regeln, die bei den Ungebildeten, welche die englische Sprache sprechen, so gewöhnlich ist, kommt äußerst selten vor. In der Aussprache liegt der einzige Unterschied zwischen ihnen und den Castilianern, in der Annahme gewisser Provinzialismen, die man kaum Fehler nennen kann. So klingt bei ihnen z. B. das c vor e und i und das z wie ein vollkommenes s, während ihnen der Castilianer in allen Fällen den lispelnden Laut des englischen th giebt; und statt ll wie das italienische flüßige gl in seraglio auszusprechen, verwandeln sie diesen Doppelbuchstaben in ein einfaches j und mengen beim Schreiben häufig ll und j ohne Unterschied unter einander. Dieß kann man als ihre einzigen Eigenthümlichkeiten in der Aussprache annehmen, und sie finden sich fast in allen Theilen der Republik. Viele sehen auf diese kleinen Abweichungen mit Nationalstolz, als auf einen Unterschied ihrer Sprache von der ihrer ehemaligen Unterdrücker. Sie haben auch von ihren urvölkerlichen Vorfahren und Nachbarn mehre bedeutende indianische Wörter sich angeeignet, die nur dazu dienen, diese bereits so schöne und reiche Sprache noch schöner und reicher zu machen.

Nichts beweist mehr den kläglichen Zustand der Bildung als der Mangel einer öffentlichen Presse. Es ist niemals eine Zeitung irgend einer Art in Neu-Mejico erschienen, ausgenommen im Jahre 1834, wo ein Blättchen, „El Crepusculo“ (die Morgendämmerung) betitelt, wöchentlich einmal einen Monat lang für fünfzig Subscribenten herauskam, aber dann, theils aus Mangel an Theilnahme, und besonders weil der Herausgeber seinen Zweck erreicht hatte,

zum Congreß gewählt zu werden, wieder einging. Die einzige Druckerpresse im Lande ist ein unbedeutendes Ding, welches man in demselben Jahre durch die Prairieen aus den Vereinigten Staaten brachte und jetzt zuweilen dazu benutzt, Zettel, Gebetbücher und katholische Katechismen zu drucken. Diese literarische Nachlässigkeit mag man der beschränkten Zahl lesender Leute, eben so sehr aber auch den unverständigen Beschränkungen jener Freiheit der Presse zuschreiben, die für ihr Gedeihen so wesentlich ist. Ein Herausgeber, der es versucht, das Benehmen öffentlicher Beamten anzuschuldigen oder den bestehenden Gewalten entgegenzutreten, setzt sich der Verfolgung, höchst wahrscheinlich der Einziehung seines Blattes aus, ein tyrannisches Verfahren, das schon zwei oder drei Zeitschriften selbst bei den aufgeklärteren Einwohnern von Chihuahua ein Ende machte, wo jetzt noch ein elendes Organ der Regierung gelegentlich die „Imprenta del Gobierno", oder die Presse der Regierung verläßt. Kein Wunder daher, daß das Volk von Neu-Mejico an Kenntniß so weit hinter seinen Nachbarn in den Vereinigten Staaten zurück ist, und daß der Puls des Nationalgewerbfleißes und der Freiheit so langsam und träge schlägt.

Mit der ärztlichen Wissenschaft steht es nicht besser; es giebt nicht einen einzigen eingeborenen Arzt in der Provinz *), obgleich täglich viele seltsame Curen mir heimischen Wurzeln und Kräutern vollführt werden, die in Ueberfluß im ganzen Lande wachsen. Doch damit diese Kunde von dem Mangel an Aerzten keinen Sohn Aesculap's verleite, in Santa Fe sein Glück zu suchen, muß ich hinzufügen, daß das Land sehr wenige Begünstigungen darbietet. Fremde Aerzte, die Neu-Mejico besuchten, fanden die Ausübung ihrer Kunst völlig uneinträglich, nicht minder wegen der Armuth des Volkes als wegen des Mangels an Kranken. Neun Zehntel von denjenigen, die der Krankheit am meisten aus-

*) Noch auch einen praktischen Sachwalter — eine Thatsache, die wenigstens für die Prozeßführung im Lande günstig spricht.

gesetzt sind, besitzen gewöhnlich so geringe Mittel, daß sie mit nichts Anderen vergelten können als einem: „**Dios se lo pague!**" Gott bezahle Euch! und selbst reichere Leute scheuen sich manchmal nicht, ihre Rechnung in derselben Münze zu bezahlen. Ein französischer Arzt in Santa Fe, der mit zu vielen Zahlungen dieser Art beglückt worden war, pflegte auf jenes: „**Dios se lo pague**" zu erwidern: „**No, Señor, su bolsa me lo pagará**" — (Nein, Herr, eure Tasche soll mich bezahlen).

Die mechanischen Künste haben sich kaum über jenen Stand erhoben, in welchem sie bei den Eingeborenen gefunden wurden. Gold- und Silberschmiede sind vielleicht geschickter in ihren Gewerben als andere Künstler oder Handwerker irgend welcher Art; denn der Ueberfluß an kostbaren Metallen in früheren Zeiten und die Leidenschaft des Volkes für prahlerisches Gepränge gaben sehr früh eine Anreizung, jenes eigenthümliche Talent zu üben. Einige Künstler dieser Art haben so seltene Proben sinnreicher Arbeit geliefert, daß man fast zweifeln möchte, ob rohe Kunst so viel zu leisten vermochte. Selbst Zaumgebisse oder Sporen, wie ich sie von den gewöhnlichsten Grobschmieden im Lande habe fertigen sehen, würde ohne Zweifel der feinste Yankee nach mejicanischen Muster zu machen in Verlegenheit sein.

Im Zimmerhandwerk und in der Tischlerei hat der Arbeiter bei dem Mangel an Werkzeugen und der Seltenheit brauchbarer Hölzer mit zu vielen Nachtheilen zu kämpfen. Breter werden mit der Axt zugehauen, und gesägtes Holz ist im eigentlichen Sinne unbekannt in Neu-Mejico, außer was zufällig von Fremden gesägt worden ist. Die Axt, gewöhnlich zum Hauen und Spalten benutzt, ist nach dem Muster jener plumpen Beile geformt, die bei den indianischen Händlern unter den Namen „Indianer-Aexte" bekannt sind. Dennoch aber ist es häufig das einzige Werkzeug des Holzarbeiters, und ein Karren oder Pflug wird nicht selten ohne Bohrer, ohne Meißel oder Zugmesser verfertigt.

In der Baukunst scheint das Volk es nicht zu irgend einer Vollkommenheit gebracht zu haben und vielmehr dem plumpen Styl der Urbewohner treu geblieben zu sein, als daß es seine Zeit damit verschwendet hätte, das neuere Mauerhandwerk und den Gebrauch des Kalks zu erlernen. Die Baumaterialien sind gewöhnlich von der rohesten Art und bestehen aus ungebrannten, an der Sonne getrockneten Ziegelsteinen, die man mit einer Art Mörtel, der bloß aus Lehm und Sand besteht, mit einander verbindet. Diese Ziegelsteine nennt man „Adobes", und jedes Gebäude von der Kirche bis zum „Palacio", ist aus demselben Stoff erbaut. Hierbei sei bemerkt, daß dem Ruhme gegenüber, dessen sich das südliche Mejico wegen der Großartigkeit und des Reichthums seiner Kirchen erfreut, Neu-Mejico wegen der Armuth und des lüderlichen Ansehens seiner öffentlichen Bethäuser verrufen ist.

Der Bauplan der mejicanischen Gebäude ist fast überall derselbe. Die reicheren Einwohner haben, ob aus Stolz oder aus Furcht vor den Wilden, den Styl maurischer Burgen angenommen, so daß alle größeren Gebäude mehr das Ansehen kleiner Vestungen als friedlicher Familienwohnungen haben. So roh ihr Aeußeres aber immer sein mag, ihr Inneres ist äußerst wohnlich. Eine Reihe Zimmer auf jeder Seite eines Vierecks umschließen einen offnen Hof mit nur einer Thüre, die auf die Straße führt, einer ungeheueren Pforte, la puerta del zaguan genannt, gewöhnlich groß genug, die Familienkutsche durchzulassen. Die Hinterreihe wird in der Regel von der „Cocina", der „Dispensa" und dem „Granero", d. h. der Küche, der Vorrathskammer und dem Kornhause, sowie von anderen Gemächern dieser Art eingenommen. Die meisten Zimmer, außer den Wintergemächern, gehen in den Hof; aber in die letzteren gelangt man häufig durch die „Sala" oder Halle, welche, in Verbindung mit der Dicke der Mauern und Dächer, sie in der kalten Jahreszeit sehr warm macht, während sie im Sommer vollkommen kühl und angenehm sind. Die Einschließung

dieser Gemächer von fast drei Fuß Erde, gewährt alle angenehmen Eigenschaften der Keller, mit einer freieren Circulation der Luft und ohne die Feuchtigkeit, die in jenen unterirdischen Räumen zu herrschen pflegt. Die Dächer der Häuser sind flache „Azoteas" oder Terrassen, die aus einer zwei bis drei Fuß hohen Erdschicht gebildet und von starken Querbalken oder horizontalem Sparrwerke getragen werden. Sobald diese Dächer gut belegt sind, leiten sie mit merkwürdigem Erfolg den Regen ab und machen die Häuser vast feuerfest *). Die Azotea bildet zugleich einen sehr angenehmen Spaziergang, indem die Mauern, welche sie umgeben, gewöhnlich hoch genug sind, um zum Dockenwerk oder auch zu einer Brustwehre zu dienen, hinter welchen in gefahrvollen Zeiten die Kämpfenden das Gebäude vertheidigen.

Die Fußböden bestehen alle aus vest geklopfter, mit einem weichen Mörtel überstrichener Erde, worüber man in der Regel eine grobe Decke einheimischen Fabrikates bereitet. Ein gedieltes Gemach würde in Neu-Mejico eine wahre Seltenheit sein; selbst in Chihuahua habe ich keines gefunden, obgleich die beßten Häuser dieser Stadt mit Ziegelsteinen oder behauenen Quadern getäfelt sind. Das Innere jedes Zimmers wird mit einem Lehmmörtel ohne Beimischung von Kalk grob übertüncht, und zwar von Frauen, die mit ihren Händen die mangelnden Kellen ersetzen, und dann weißt man es mit aufgelöstem Gips, einer gefährlichen Masse, die an den Kleidern eines jeden, der mit ihr in Berührung kommt, ihre Spuren zurückläßt. Um dieß zu vermeiden, sind die Gesellschafts- und Familienzimmer gewöhnlich bis zur Höhe von fünf oder sechs

*) Während eines fast neunjährigen Aufenthaltes im Lande habe ich nicht mehr als ein einziges Feuer gesehen, und dieß war in der Bergwerkstadt Santa Maria, wo man gewöhnlich ein Schindeldach über die „Azotea" legt, um sie gegen die Regenströme der Gebirge zu schützen. Dieß brannte ab und zugleich ein mächtiger Haufen Korn, der in der Bodenkammer lag, aber das Haus selbst blieb fast unversehrt.

Fuß mit Tapeten oder Calico überzogen. Die Vorderseite des Hauses wird größtentheils auf dieselbe Weise übertüncht, wenn auch nicht immer geweißt. In den Vorstädten und besonders in den Dörfern und Ranchos herrscht der phantastische Gebrauch, die Vorderseiten der Häuser nur theilweise mit Streifen zu bemalen, was der Landschaft ein sehr überraschendes und malerisches Ansehen giebt.

Hölzerne Häuser aller Art sind im nördlichen Mejico völlig unbekannt, mit Ausnahme einzelner Pfahlhütten in den Ranchos und den Bergwerkörtern. Es läßt sich denken, was für ein gemeines und rohes Ansehen die Städte in Neu-Mejico haben, deren Häuser eher Ziegelhütten als menschlichen Wohnplätzen gleichen.

Die Häuser in den Dörfern und Ranchos sind selten so geräumig als die Häuser in der Hauptstadt, aber fast von gleicher Bauart. In einigen Orten findet man sehr sonderbare unterirdische Wohnungen. Als ich einst durch das Dorf Casa Colorada kam, sah ich mit Ueberraschung einige wilde Knaben vor mir, die plötzlich und geheimnißvoll verschwanden. Ich trat näher und bemerkte eine Oeffnung unter einem Hügel, die, wiewohl bedeutend größer, doch den Wohnungen der kleinen Prairieen-Hunde nicht unähnlich war.

Die ersten Ansiedler in Nord-Mejico fanden die Kosten für Hausgeräthe und Kochgeschirr so übermäßig und es war oft so unmöglich, sich diese Bedürfnisse zu verschaffen, daß sie zu Notherfindungen ihre Zuflucht nehmen oder die Gewohnheiten der Indianer annehmen mußten, deren viele so bequem und passend gefunden wurden, daß selbst diejenigen, die jetzt im Stande sind, Aufwand zu machen, wenig geneigt sind, Veränderungen einzuführen. Die wenigen hölzernen Stühle und gepolsterten Sitze, die man in ihren Häusern findet, werden selten gebraucht, da es herrschende Sitte ist, Matratzen an die Wände zu legen, welche mit Decken belegt, statt eines Sophas dienen. Die Frauen

setzen sich gewöhnlich nach Indianerart auf eine Decke, die auf den Fußboden gelegt wird.

Wagen von mejicanischer Arbeit sieht man nicht, wiewohl einige von den Handels-Karawanen eingeführte Fuhrwerke unter dem Volke gebräuchlich geworden sind. Nichts fällt dem Fremden mehr auf als die schwerfälligen „Carretas" oder einheimischen Karren, deren starke Räder gewöhnlich aus dem Holze des Baumwollenbaumes gehauen sind, da dieß jedoch selten von hinlänglicher Stärke ist, um den gewöhnlichen Durchmesser von fünf Fuß zu geben, so wird eine andere Felge darauf bevestigt, um dem Rade eine unregelmäßige Kreisgestalt zu geben. Das Holz des Baumwollenbaumes liefert auch die Achse. Zu diesen Karren wird in der Regel kein Eisen gebraucht, ja nichts ist gewöhnlicher als Fuhrwerke, Pflüge, selbst Mühlen zu sehen, an welchen sich gar kein Eisen oder anderes Metall befindet. Zu jenen gewaltigen Karren sind wenigstens drei bis vier Gespanne Ochsen erforderlich, ja selbst sechs würden es schwer finden, die Ladung eines einzigen Paares bei einem gewöhnlichen Karren zu ziehen. Die Arbeit der Zugthiere wird nicht wenig durch die mejicanische Art der Anschirrung erschwert, die einem Amerikaner sehr seltsam vorkommt. Eine plumpe Stange dient als Joch, die in der Mitte an den Karren gebunden wird, während man die Enden über die Köpfe der Ochsen hinter die Hörner legt, an welche sie mit einem starkem Riemen bevestigt werden. Der Kopf hat daher eine veste Stellung und die Ochsen ziehen oder schieben vielmehr mit der Kraft ihres Nackens, die natürlich stets aufwärts gerichtet ist. So plump und ungelenk diese Karren sind, so dienen sie doch zu den Lustfahrten der Rancheros, deren Familien darin nach den Städten, zu den Märkten oder zu Festlichkeiten fahren. Es ist in der That belustigend, diese plumpen Fuhrwerke zu sehen, wie sie mit ihren schlecht abgerundeten Rädern gleich hinkenden Zugochsen dahin hüpfen, und ihre knarrenden, furchtbaren Töne in Berg und Thal widerhallen.

Die Neu-Mejicaner sind berühmt wegen ihrer groben Decken, welche ein ansehnlicher Gegenstand der Ausfuhr nach den südlichen Provinzen, wie unter einige Indianerstämme und zuweilen auch nach den Vereinigten Staaten sind. In die feinen Decken sind Figuren von verschiedener Farbe geschickt gewebt. Sie sind von verschiedener Güte, die geringsten zu dem Preise von zwei Dollars, die feinsten bis zu zwanzig und mehr. Auch macht man in Neu-Mejico die Decken nach, die aus der südlichen Stadt Saltillo stammen, die wegen ihren prächtigen, in allen Farben des Regenbogens prangenden Decken berühmt ist. Das Weben dieser Decken ist darum mühsam, weil die bunten Farben sämmtlich mit dem Webschiffchen eingewirkt werden, obgleich das Gewebe sonst ganz schlicht ist. Die feine „Sarape" dient auch zu Mänteln, und die gemeine ist der gewöhnliche Stoff zu dem winterlichen Oberkleide der Bauern.

Außer diesen Decken weben die Neu-Mejicaner auch einen groben Wollenstoff, schwarz und weiß gewürfelt, „gerga" genannt, der zu Fußteppichen und von den Landleuten auch zu Kleidern gebraucht wird. Diese und einige andere Gewebe zu häuslichem Gebrauche waren fast die einzigen Zeuche, welche sie besaßen, bis der Handel mit Missouri sie mit fremden Erzeugnissen zu wohlfeileren Preisen versah, als sie früher den Kaufleuten aus den südlichen Landschaften bezahlt hatten. Ihre einheimischen Gewebe bestehen fast ausschließend aus Wolle, da Flachs oder Hanf*) gar nicht und nur wenig Baumwolle gesponnen wird. Die Verfertigung selbst dieser Gewebe aber wird durch den Mangel an guten Spinn- und Webewerkzeugen erschwert. Das Spinnen geschieht meist mit der Spindel, welche die Weiber mit ungemeiner Gewandtheit zu drehen wissen.

*) Die spanische Regierung schickte im Jahre 1778 zwölf Familien aus der Gegend von Granada nach Michuacan, Neu-Mejico und Quivira, die den Anbau des dort häufig wachsenden Flachses emporbringen sollten, doch scheint das Unternehmen nie zur Ausführung gekommen zu sein, wenigstens nicht in Neu-Mejico.

Elfter Abschnitt.

Trachten in Neu-Mejico. — Reitkleidung des Caballero. — Reitzeug. — Das Rebozo. — Tracht der Weiber auf dem Lande. — Die Tarantulas. — Das Aeußere des Volkes. — Anputz der Häuser. — Charakterzüge. — Almosenspenden. — Bettlerlist. — Mangelhafte Wehranstalten. — Höflichkeit und Freundlichkeit der Neu-Mejicaner. — Briefeinrichtung. — Die Siesta.

Die vornehmsten Stände in Neu-Mejico gewöhnen sich immer mehr an europäische Trachten, mit Ausnahme des eigenthümlichen Anzuges, den noch immer viele „Caballeros" tragen. Diese Tracht besteht aus dem „Sombrero," einem Hute mit niedrigem abgerundeten Kopfe und breitem Rande, der mit Wachstuch überzogen und mit einem Bande oder einer Schnur von Flittergold geziert ist, einem Wamms, das mit Schnüren und hohen Knöpfen aufgeputzt ist, den „Calzoneras," Beinkleidern, an den äußeren Seiten von den Hüften bis zu den Knöcheln offen, an den Rändern mit klingenden Knöpfen von durchbrochener Arbeit besetzt und durchgängig mit goldenen Borten und Schnüren geziert. Statt der Hosenträger, die nicht zu dem eigentlichen Anzuge der Neu-Mejicaner gehören, werden die Beinkleider durch eine kostbare Schärpe gehalten, die sehr enge um den Leib gebunden wird und dem Caballero ein ungemein malerisches Ansehen giebt, welches durch das „Sarape Saltillero" noch mehr erhöht wird. Dieses so nützliche als zierliche Kleidungstück hängt gewöhnlich nachlässig über den Sattelknopf herab, aber bei schlechtem Wetter wird es über die Schulter geworfen, wie ein spanischer Mantel, oder, was noch häufiger geschieht, der Reiter

steckt den Kopf durch einen Schlitz in der Mitte, und läßt er die Decke um die Schulter hangen, so ist er völlig geschützt.

Das Pferd des Caballero ist eben so prunkvoll angeschirrt, und das ganze Reitzeug wiegt zuweilen über hundert Pfund. Der hohe Sattelknopf ist mit Silber beschlagen und eben so die Rückenlehne, der Sitz gepolstert. Die „Coraza" ist eine Decke von gepreßtem Leder, mit Seide und Goldflittern gestickt und mit silbernen Verzierungen, und wird über den Sitz und den Sattelbaum gelegt, dessen Enden durch angebrachte Oeffnungen hervorblicken. Die „Cola de Pato," das heißt der Entenschwanz, eine lederne, bunt verzierte Bedeckung, wie die Coraza, wird an den hinteren Sattelbaum bevestigt und hängt auf die Schenkel des Thieres herab. Die Steigbügel bestehen gewöhnlich aus Holz mit Schnitzwerk, und es befinden sich auf denselben die „Tapaderas" oder ledernen Bedeckungen zum Schutze der Zehen. In früheren Zeiten waren die Steigbügel förmliche Pantoffeln, die aus einem Holzstücke gehauen waren und die Tapaderas unnöthig machten. Einer der kostbarsten Theile des Reitzeuges aber ist wohl der Zaum, der zuweilen ganz mit Silber bedeckt oder mit schweren silbernen Buckeln, Schiebern und Sternen verziert ist. Das Gebiß ist zuweilen von reinem Silber, gewöhnlich aber von Eisen und sehr fein gearbeitet. Die Sporen sind in der Regel eisern, doch silberne gar nicht selten. Die Schenkel eines Vaquero-Sporns sind drei bis fünf Zoll lang, und die Rädchen haben zuweilen drei Zoll im Durchmesser. Ich besitze ein Paar solcher Sporen, die von einem Ende zum anderen zehn Zoll messen, mit Rädchen von fünf und drei Viertel Zoll im Durchmesser und zwei Pfund elf Unzen schwer sind. Endlich sind die „Armas de pelo" nicht zu vergessen, zwei zottige Ziegenfelle, am oberen Rande mit gesticktem Leder besetzt, die vom Sattelknopfe herabhangen und die Beine bei Regenwetter oder gegen dorniges Gestrüpp schützen. Die Corazas der Reisesättel sind auch mit Taschen versehen, eine treffliche Vorkehrung, um ein Frühstück oder eine Flasche oder irgend Etwas mitzunehmen, das bequem zur Hand sein soll.

In früheren Zeiten war dem Sattel hinten eine Art von ledernem Harnisch angehängt, der die hinteren Theile des Pferdes bis auf die Mitte der Schenkel bedeckte, und dessen unterer Rand mit klingenden Eisenstiften besetzt war, doch findet man dieß jetzt selten in Nord=Mejico. Aber auch ohne dieses lärmende Anhängsel ist ein mejicanischer Caballero mit vollständigem Reitzeuge, seinem Geklingel und Geklapper eine sehenswerthe Erscheinung.

Diese Schilderung bezieht sich zwar hauptsächlich auf den ritterlichen Caballero in den südlichen Gegenden, den Reichen im Lande, aber ähnliche Trachten und Pferdegeschirre, wiewohl von geringerem Stoffe, sind auch bei den unteren Volksklassen gebräuchlich. Auch werden unter diesen solche Zeuche nicht bloß zu Reitkleidern, sondern sehr häufig zum gewöhnlichen Anzuge gebraucht. Gewöhnlicher Felbel, Barchent, blauer Zwillich und ähnliche Stoffe sind sehr gebräuchlich bei denjenigen Rancheros und Landleuten, die im Stande sind, bessere Zeuche als die gewöhnlichen einheimischen Wollenstoffe zu tragen. Grobe Filzhüte oder Hüte von Palmblättern, alle mit niedrigen Köpfen, werden allgemein von geringen Leuten getragen.

Sind aber auch die europäischen Trachten jetzt unter den höheren Klassen gewöhnlich, so bleiben sie doch meist einige Jahre hinter den neuesten Moden zurück. Frauen tragen jedoch nie Hüte oder Mützen, außer beim Reiten, statt dieser Kopfbedeckung dient der „Rebozo," ein langer Shawl, der um den Kopf gelegt wird. Er ist sieben bis acht Fuß lang, gegen drei Fuß breit und besteht aus verschiedenen Stoffen, Seide, Leinwand oder Baumwolle, und ist gewöhnlich mit eingewirkten bunten Figuren verziert. Der Stoff ist in der That ein schönes einheimisches Gewebe. Die schönsten kosten funfzig bis hundert Dollars in Nord = Mejico, ein gewöhnlicher baumwollener Rebozo aber wird zu einem bis fünf Dollars verkauft, und meist von den geringen Volksklassen getragen. Selten sieht man eine Mejicanerin ohne den Rebozo, den sie nur beim Tanze ablegt. Im Hause legt sie

ihn leicht um die Schultern, auf dem Spaziergange aber zieht sie ihn kokettirend über den Kopf und wirft ein Ende anmuthig über die entgegenstehende Schulter. Eine Hauptbedenklichkeit gegen den Rebozo und die Sarape ist bei den unruhigen Zuständen jener Gegenden der Umstand, daß sie die Verbergung einer Person und das Tragen heimlicher Waffen erleichtern. Pistolen, Messer und selbst Degen kann man unbeargwohnt unter der Sarape tragen, und eine in ihren Rebozo modisch gehüllte Frau kann unerkannt durch einen Haufen vertrauter Bekannten gehen.

Die gewöhnliche Tracht der Bäuerinnen und der Rancheros ist die enagua oder der Unterrock von selbstgewebtem Flanell, oder wenn sie es erschwingen können, von grobem blauen oder scharlachfarbigen Tuche mit einem breiten Streifen von anders gefärbtem Zeuche; sie wird über einem weiten weißen Hemde um den Leib gebunden und ist die einzige Bedeckung des Leibes außer dem Rebozo. So ungefällig diese Tracht auf den ersten Blick erscheint, so ist sie doch ein sehr kleidsamer Hausanzug und wird daher selbst von vornehmen Frauen getragen.

Die Neu-Mejicanerinnen sind sehr erpicht auf Juwelen, und man sieht sie gewöhnlich mit kostbaren Halsbändern, Armbändern und Ringen, da sie aber mit ausländischen Juwelen häufig betrogen worden sind, so werden einheimische Schmucksachen, die sich zum Theil durch vortreffliche Arbeit empfehlen, gewöhnlich vorgezogen.

Kutschen aller Art sind in Neu-Mejico sehr selten, zuweilen aber sieht man eines jener ungeheueren, plumpen und altfränkischen Fuhrwerke von mejicanischer Arbeit, die in den südlichen Städten so häufig sind und von Fremden oft spottend „Tarantulas auf Rädern" genannt werden. Die Kutsche allein ist eine Last für zwei Maulthiere und wird daher gewöhnlich von vier oder gar von sechs gezogen.

Beide Geschlechter sind gewöhnlich unter Mittelgröße, aber meist von gutem Ebenmaße, von athletischem Bau und von ge-

sunder Leibesbeschaffenheit. Ihre Hautfarbe ist gewöhnlich dunkel, aber man findet Abstufungen aller Art von der hellsten europäischen Hautfarbe bis zum dunkelsten Schwarzbraun. Ihre dunkle Hautfarbe ist zum Theil in ihrer ursprünglichen Abstammung von Mauren, noch mehr aber in den Zwischenheirathen mit den Ureinwohnern gegründet. Mancher Indianer und zuweilen ein ganzes Dorf sind aus ihrer Abgeschiedenheit hervorgetreten und ganz mit ihren Besiegern verschmolzen. In den nördlichen Gegenden hat die indianische Sklaverei noch mehr beigetragen, dasselbe Ergebniß hervorzubringen. Man kauft von den wilden Stämmen gefangene Kinder beiderlei Geschlechts, die in ihren einheimischen Fehden oder von den Pueblos in ihren Kämpfen mit jenen, oder auch selbst von den Mejicanern weggenommen wurden und gewöhnlich bis zum einundzwanzigsten Jahre und einige in der Unwissenheit ihrer Lage auf ihre ganze Lebzeit in der Knechtschaft gehalten werden. Die Freigelassenen heirathen in den Stamm ihrer Herren, werden mejicanische Bürger und sind oft von vielen der dunkelfarbigen Eingeborenen nicht zu unterscheiden. So ist der jetzige Stamm der Neu-Mejicaner ein Gemisch geworden, das ungefähr eben so viel europäisches als indianisches Blut in den Adern hat. Die Landleute haben die dunkelste Hautfarbe, sowohl weil sie sich am meisten mit Indianern verheirathen, als auch dem Wetter am meisten ausgesetzt sind, doch ist die braungelbe Hautfarbe in allen Volksklassen, unter Reichen wie unter Armen, vorherrschend.

Unter den Weibern haben zwar viele eben so breite Züge als die echten Indianerinnen, doch findet man nicht selten ungemein schöne Gesichter. Sie sind ausgezeichnet durch kleine Füße und hübsche Gestalten, ungeachtet sie in der feinen Schnürkunst ganz unwissend sind. Die Schönen in den Ranchos und den Dörfern haben die ekelhafte Gewohnheit, ihre Gesichter mit dem rothen Safte einer Pflanze, Alegria genannt, zu beschmieren, die wie Blut aussieht, oder auch mit Thon und Stärke. Sie haben dabei nicht, wie einige Reisende meinten, die Absicht, sich zu verschönern,

sondern nur die Haut gegen Sonnenbrand zu schützen. Ein Landmädchen bleibt oft vierzehn Tage lang unter dieser unsauberen Bedeckung, um auf einem Festtage oder auf einem Balle desto vortheilhafter zu erscheinen. Wird die Decke abgewaschen, so erscheinen die Wangen so frisch und roth, als es die Dunkelheit der Hautfarbe zuläßt.

Die Neu-Mejicaner scheinen viel von der Grausamkeit und Unduldsamkeit ihrer Vorfahren und nicht wenig von der Blindgläubigkeit und dem Schwärmereifer derselben geerbt zu haben. Sie sind von so lebhaftem Geiste, von so geschmeidigen moralischen Grundsätzen, so schlau, so geschwätzig, von so schneller Fassung und so fuchsschwänzerisch, daß ihre Unterhaltung oft einen trügerischen Schimmer von Talent verräth, ganz besonders geeignet, irre zu leiten und zu täuschen. Sie haben nur in der List Beständigkeit, nur für Ränke Gründlichkeit und sind hinsichtlich dieser Eigenschaften zu einer nicht beneidenswerthen Berühmtheit gelangt. Aus Grundsatz kriechend und unterwürfig, so lange sie ohne Macht sind, zeigen sie eine unbegränzte Anmaßung und Rachgier, sobald einmal der Herrschermantel der Gewalt um ihre Schultern gelegt ist. Dieß sind zwar die allgemeinen Charakterzüge der Neu-Mejicaner, aber ich glaube und bekenne gern, daß es unter ihnen zahlreiche Beispiele von unerschütterlicher Tugend, Redlichkeit und Glaubensduldung giebt.

Betrachtet man die Neu-Mejicaner überhaupt und ohne Rücksicht auf besondere Klassen, so giebt es kaum ein Volk auf der ganzen Erde, das mehr auf die Gebote der Mildthätigkeit, d. h. auf Almosenspenden hielte, was aber vielleicht mehr dem mächtigen Einflusse des Glaubensunterrichts als einer wirklichen Theilnahme an den Leiden der Dürftigen und Hilflosen zuzuschreiben ist. Es giebt keine gesetzlichen Bestimmungen für die Armenversorgung, und es ist daher wohl kein Land so sehr mit Bettlern geplagt, besonders südlich von Chihuahua. In den großen Städten ist der Sonnabend der herkömmliche Almosentag, und bei solchen Gelegenheiten sieht man die Bettler in Zügen von dreißig bis

vierzig, oder in geringerer Anzahl, durch die Straßen ziehen, in jedem Winkel, an jeder Straßenecke niederknieen, während Jeder seine Lieblingsgebete laut krächzt und den Segen des Himmels auf alle Männer, Weiber oder Kinder herabruft, die so glücklich gewesen sind, sich die Segnungen anzueignen, indem sie einige „Clacos" in seine ausgestreckte Hand werfen. In einigen Gegenden des Landes hat sich dieses Bettlergewerbe so erfolgreich gezeigt, daß wohl Aeltern ihre Kinder in der frühesten Kindheit verstümmelt und entstellt haben, um sie für das Gewerbe tauglich zu machen und sich dadurch eine beständige Quelle des Gewinnes für ihr ganzes übriges Leben zu sichern. Es giebt sehr viele Menschen, die Krankheit und häufig Mißbildung erheucheln, um das Mitleid der Wanderer zu erregen. Ich hatte in Chihuahua oft einen Burschen von rüstigem Ansehen bemerkt, der, wahrscheinlich an den Beinen gelähmt, auf einem Polsterkissen von Thüre zu Thüre in den Straßen rutschte und um Almosen bat. Eines Tages stürzte ein wüthender Stier, den einige Vaqueros verfolgten, in der Richtung, wo der Bettler saß, kläglich brüllend hinab, und augenblicklich vergaß der Mann seine Lähmung, sprang gewandt wie ein Tanzmeister auf die Beine und machte sich aus dem Staube.

Man hat den Neu-Mejicanern oft Feigheit vorgeworfen, ein Schandfleck, der die reicheren Volksklassen und die städtisch erzogenen Caballeros treffen mag, aus deren Reihen die Kriegsanführer genommen werden, die das Schicksal der Schlachten entscheiden. Aber die Rancheros, durch ihre eigenthümliche Lebensweise an Beschwerden und Gefahren aller Art gewöhnt, haben einen weit höheren Grad von moralischem Muthe. Zeigen sie keine Standhaftigkeit im Felde, so liegt der Grund darin, daß sie kein Vertrauen zu ihren Anführern haben, und die Unwirksamkeit und Werthlosigkeit ihrer Waffen kann allein schon selbst ein tapferes Herz mit furchtbaren Ahnungen erfüllen. Der größte Theil des stehenden Heeres ist zwar mit englischen Gewehren versehen, welche jedoch von den unwissenden Leuten nicht in Ord-

nung gehalten werden, aber ein großer Theil der Landwehr ist auf die plumpe altfränkische Escopeta oder Muskete des sechszehnten Jahrhunderts angewiesen, während andere Krieger nur mit Bogen und Pfeilen und zuweilen mit der Lanze versehen sind, die im ganzen Lande sehr in Gebrauch ist. Ich habe jedoch von Personen aus der unteren Volksklasse Dinge gesehen, die einen hohen Grad von Muth vorauszusetzen scheinen. Mancher unternimmt allein eine Reise durch Wildnisse, die von mordgierigen Wilden wimmeln, aber da sie nicht selten diesen gefährlichen Unternehmungen unbewaffnet sich aussetzen, so ist es offenbar, daß sie nicht wenig auf gutes Glück und körperliche Behendigkeit und noch mehr auf den Schutz ihrer Lieblingsheiligen, der Jungfrau von Guadalupe, vertrauen.

Die Mejicaner zeichnen sich, wie die Franzosen, durch ihre Höflichkeit und ihr sanftes Benehmen aus. Wer einen Freund besucht, erhält die Versicherung: „Sie sind in ihrem eigenen Hause und haben zu befehlen" (Está V. en su casa y puede mandar), oder: „Ich stehe ganz zu ihrer Verfügung" (Estoy enteramente á su disposicion), ohne daß es etwas mehr als Ausdruck gewöhnlicher Höflichkeit sein soll. Lobt Jemand einen Gegenstand, der auch noch so viel werth sein möge, so sagt der höfliche Eigenthümer: „Nehmen Sie es, mein Herr, es gehört Ihnen" (Tómelo V. Señor, es suyo), ohne im Mindesten zu erwarten, daß man ihn beim Worte nehme. „Nimmt man Abschied von einem spanischen Großen" — sagt Poinsett — „so verbeuge man sich bei dem Ausgange aus dem Zimmer, oben an der Treppe, bis wohin der Wirth den Besucher begleitet. Ist man die erste Stufenreihe hinabgestiegen, so wende man sich um und man wird sehen, daß der Wirth eine dritte Begrüßung erwartet, die er sehr höflich erwidert, worauf er stehen bleibt, bis der Gast seinen Blicken entschwunden ist. Während Sie die Treppe hinabgehen, küssen Sie, so oft er sich ihren Blicken zeigt, ihre Finger und er wird Sie für den gebildetsten Cavalier halten." So gut gezeichnet diese kurze Skizze ist, so kann sie doch nicht

als ein vollständiger Maßstab mexicanischer Höflichkeit gelten. Kommt der Besucher auf die Straße, so muß er noch einmal an den Hut greifen und sich verbeugen, wie der aufmerksame Wirth erwartet, der mit der Hand ein letztes á Dios aus dem Fenster winkt. — Beim Briefschreiben wird das Verhältniß der Ehrerbietung durch die Breite des linken Randes bestimmt. Ist der Brief an eine Person von gleichem Range gerichtet, so bleibt ungefähr der vierte Theil der Seite leer, soll aber eine ungewöhnliche Ehrerbietung gegen einen Höheren bezeigt werden, so wird beinahe die Hälfte leer gelassen. Es giebt noch andere eigenthümliche Beweise von Höflichkeit und Ehrerbietung, die man in Amerika durchaus für knechtisch halten würde.

Bei Begrüßungen ist die alte Sitte inniger Umarmung nicht bloß bei Personen desselben Geschlechts noch immer fast allgemein. Es ist ganz allerliebst, einem hübschen Fräulein nach einer Abwesenheit zu begegnen. Man nähert sich, drückt sich herzlich die Hände, beide umfassen sich mit dem linken Arm, und während die Umarmung beide näher bringt, müssen sich die Wangen berühren, doch würde es für äußerst unzart gehalten werden, einen Kuß zu geben.

Zu den am wenigsten unangenehmen Gewohnheiten des Landes gehört die Siesta, das Nachmittagschläfchen, die bei allen Klassen herrscht. Die Kaufläden, die Amtstuben, werden nach einer gemeinschaftlichen Uebereinkunft um ein Uhr, die gewöhnliche Speisestunde, geschlossen, und erst um drei Uhr wieder geöffnet. Während dieser Zeit ruhen fast alle Geschäfte und Arbeiten. Die Straßen sind ganz leer, und Reiche und Arme begeben sich zu ihrem Lager, um zu schlafen oder an nichts zu denken, bis der laute Glockenschlag Drei sie wieder zu ihrem Geschäfte ruft.

Zwölfter Abschnitt.

Verwaltung in Neu-Mejico. — Rechtspflege. — Bestechlichkeit. — Vorurtheil gegen die Amerikaner und Vorliebe für die Engländer. — Willkürliche Besteuerung der Ausländer. — Die Alcaldes. — Strafrechtspflege. — Sklaverei. — Diebe und Diebstähle. — Spielsucht und Spielhäuser. — Fandangos. — Cigarren.

Vor der Einführung des Central-Systems in dem Freistaat Mejico stand die Provinz Neu-Mejico unter einer landschaftlichen Regierung. Die vollziehende Gewalt war in den Händen des „Gefe Politico", und die Provinzial-Deputation (diputacion provincial) ersetzte sehr unvollkommen die gesetzgebende Gewalt. Seit Neu-Mejico nach der neuen Staatseinrichtung ein Departement ist, sind zwar die Namen jener Behörden verändert worden, aber ihre Amtsverrichtungen ziemlich dieselben geblieben. Der Gouverneur (gubernador) wird von den Präsidenten der Republik auf acht Jahre ernannt. Die gesetzgebende Gewalt hat dem Namen nach eine Junta departamental, eine Art von Staatsrath mit sehr beschränkter Macht. Aber auch dieser Schatten einer Volksvertretung wurde von dem Gouverneur Armijo außer Wirksamkeit gesetzt, als er vor fünf bis sechs Jahren sein Amt antrat, und ist seitdem nicht wieder in Thätigkeit gekommen, sondern der Gouverneur hat nach Willkür die Amtsverrichtungen jener Behörde geleitet.

Die Rechtspflege in Neu-Mejico ist einer der kläglichsten Züge der öffentlichen Einrichtungen des Landes. Die Gerechtigkeit oder vielmehr die richterlichen Urtheile sind ein gewöhnlicher Gegenstand des Handelsverkehrs, und der unglückliche Prozeßführer,

der nicht die Mittel hat, die Pfoten des Alcalde mit Silbersalbe zu sänftigen, kann darauf rechnen, daß er bei dem Streite scharf mitgenommen wird, wie gerecht auch seine Sache, wie redlich seine Gesinnung sein möge. Es ist daher leicht einzusehen, daß der arme und geringe Mann in einem Rechtstreite gegen den Reichen und Angesehenen nicht aufkommen kann, dessen Einfluß, auch abgesehen von der Leichtigkeit, das Gericht zu bestechen und Zeugen für sich zu gewinnen, allein hinlänglich ist, das Gewicht eines gemeinen Zeugnisses zu schwächen, das gegen ihn abgelegt werden könnte.

Die nachtheiligen Folgen einer schlechten Rechtspflege sind besonders für Ausländer fühlbar, gegen welche überall in den südlichen Gegenden ein starkes Vorurtheil herrscht. Die Bürger der Vereinigten Staaten müssen dabei beständig leiden, eine unvermeidliche Folge jener unseligen Gefühle, womit die republikanischen Nebenbuhler die Fortschritte und die Ueberlegenheit ihrer betriebsameren Nachbarn betrachten. Es ist Thatsache, daß während die Engländer allgemein mit höherer Achtung behandelt werden, die Amerikaner, die in den südlichen Landschaften der Republik wohnen, sehr häufig die Verweichlichung und Unentschlossenheit ihrer Regierung sich vorwerfen lassen müssen. Dieser den Briten gewährte Vorzug zeigt sich so offenbar, und die Amerikaner sind mit dieser demüthigenden Thatsache so bekannt, daß wenn ein Handelshaus, das aus einem Amerikaner und einem Engländer besteht, eine Gunst oder Gerechtigkeit von den Mejicanern erlangen will, das Gesuch immer im Namen des Engländers angebracht wird, da man weiß, daß es auf diese Weise leichter Beachtung finden wird.

Wenige Menschen haben wohl mehr dazu beigetragen, die Interessen der amerikanischen Kaufleute zu gefährden oder den Charakter der Amerikaner herabzusetzen, als Armijo, der jetzige willkürliche Machthaber in Neu-Mejico. Es freut mich jedoch, sagen zu können, daß er bei seinen vielfältigen Unterdrückungen wenigstens einmal genöthigt war, sich vor einem jener kühnen

und unternehmenden Geister aus den Felsengebirgen zu beugen, den Schwierigkeiten eher kräftigten als besiegten. Dieß geschah um das Jahr 1828, während Armijo's erster Verwaltung. Es bestand zu jener Zeit ein von dem allgemeinen Congreß erlassenes Gesetz, das den Fang der Biber im mejicanischen Gebiet bei Strafe verbot; da es aber in Neu-Mejico keinen einheimischen Biberfänger gab, so hielten es der Gouverneur Baca und sein Nachfolger Narbona für angemessen, Ausländern unter dem Namen von Bürgern Erlaubnißscheine zu ertheilen, gegen die Verpflichtung, eine gewisse Anzahl von Mejicanern im Biberfange zu unterrichten. Der Gouverneur Narbona hatte einem gewissen Ewing Young, der von einem Bruder des Kapitäns Sublette begleitet war, die Erlaubniß zum Fange ertheilt, ehe sie aber von ihrem Jagdzuge zurückgekehrt waren, hatte Armijo sein Amt angetreten und sie erfuhren, daß es seine Absicht war, ihr Pelzwerk wegzunehmen. Sie legten, um dieß zu verhüten, ihre Waaren in einem benachbarten Dorfe nieder, wo dieselben aber später entdeckt und weggenommen wurden. Die Felle wurden, weil sie dumpfig waren, in Santa Fe vor der Hauptwache in die Sonne gelegt. Als nun Sublette zwei Bündel Biberfelle bemerkte, die sein Eigenthum gewesen und durch ehrliche Anstrengung gewonnen waren, faßte er sie, nahm sie vor den Augen der ganzen Besatzung hinweg und verbarg sie und sich selber in einem gegenüber stehenden Hause. Die gesammte bewaffnete Macht ward alsbald aufgeboten, aber vergebens suchte man ihn und seine Beute aufzufinden. Die Wahrheit ist, daß die Soldaten eben so wenig zu wünschen schienen, Sublette zu finden, als er sich finden lassen wollte, da sein Charakter so bekannt war, daß sich nicht hoffen ließ, ihn ohne große Beschwerde zu verhaften. Armijo war wüthend und suchte die Amerikaner durch Drohungen zu vermögen, ihren Landsmann auszuspähen und den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern. Als er aber durch Poltern keinen Eindruck machte, ließ er einige Geschütze gegen das Haus richten, wo man den Sünder

vermuthete, und drohte, es niederschießen zu lassen, aber Alles ohne Erfolg. Sublette brachte seine Felle sicher an die Gränze und in die Vereinigten Staaten.

Die schreiendsten Beleidigungen gegen amerikanische Bürger aber wurden im Jahre 1841 begangen, bei Gelegenheit des Einfalls der Texaner. In Taos ward ein armer taubstummer Creole aus den Vereinigten Staaten zu Tode geprügelt. In San Miguel drang der Alcalde an der Spitze eines Pöbelhaufens in das Waarenlager eines amerikanischen Kaufmanns, den er beträchtlich beraubte. Zu derselben Zeit herrschte in Santa Fe die größte Erbitterung gegen die Amerikaner, die in offenbarer Lebensgefahr zu sein schienen, und es ward ein wilder Angriff auf den amerikanischen Consul gemacht, der für die Wohlfahrt der amerikanischen Bürger immer eifrig gesorgt hatte. Kaum war der Gouverneur nach San Miguel aufgebrochen, um die Texaner anzugreifen, als sein Neffe und Vertrauter, Namens Martin, von wildem Gesindel begleitet und mit einem langen Messer bewaffnet, heimlich in die Wohnung des Consuls drang, der ihn jedoch noch früh genug erblickte und dem angedrohten Stoße auswich, aber in dem nachfolgenden Handgemenge eine schwere Wunde im Gesicht erhielt. Das Gesindel drang zu gleicher Zeit herein mit dem Geschrei: „Schleppt ihn hinaus! Tödtet ihn!" Der Consul verdankte ohne Zweifel seine Rettung zum Theil der Bestürzung, welche das Mißlingen des heimlichen Mordversuches bei den feigen Meuchlern erregte. Der Haupturheber dieser teuflischen That wurde nicht bestraft, sondern bald nachher im Heere befördert. Die Beleidigung hatte damit noch nicht ihr Ende erreicht. Als der Consul seine Päffe nach den Vereinigten Staaten forderte, wurde sein Verlangen beinahe einen Monat lang verweigert, und er dadurch so lange aufgehalten, bis die kalte Jahreszeit so weit vorgerückt war, daß zwei Personen von seiner Reisegesellschaft unterwegs erfroren und nicht einer, ohne mehr oder weniger vom Frost gelitten zu haben, die Heimat erreichte, und gegen funfzig Maulthiere aus derselben Ursache

umkamen. Die Regierung der Vereinigten Staaten machte zwar Vorstellungen gegen diese und ähnliche verwegene Beleidigungen, doch hat man, wie es scheint, noch keine Maßregeln zur Abhilfe ergriffen. Der Gouverneur Armijo hatte zur Unterdrückung der amerikanischen Kaufleute schon im Jahre 1839 eine Verfügung gegeben, die alle Eingeborenen von der auf Waarenniederlagen und Kaufläden gelegten Abgabe befreite und dadurch die ganze Last der Steuer auf Fremde und eingebürgerte Ausländer warf, eine Maßregel, die offenbar und unzweideutig den zwischen den Vereinigten Staaten und Mejico geschlossenen Verträgen und Verabredungen widerstritt. Vergebens wurde eine Verwahrung dagegen eingelegt. Als der Consul alle Vorstellungen fruchtlos fand, übergab er dem amerikanischen Gesandten in Mejico eine Denkschrift, doch scheint dieser, obgleich wichtige Interessen amerikanischer Bürger auf dem Spiele standen, die Sache vielleicht für zu unbedeutend gehalten und nicht beachtet zu haben. Diese übermäßige Besteuerung der Ausländer ist jedoch keineswegs eine eigene Erfindung des Gouverneurs Armijo. Als der Gouverneur von Chihuahua im Jahre 1835 eine Kriegsteuer auflegte, um Mittel zur Bekämpfung der Indianer zu erlangen, welche das umliegende Land verwüsteten, wurde den fremden Kaufleuten mit gleicher Mißachtung ihrer Rechte und der vertragmäßigen Verpflichtungen eine Abgabe von fünfundzwanzig Dollars monatlich für jeden Kopf aufgelegt, während die einheimischen Kaufleute, deren viele ansehnliche Besitzungen und reiche Waarenvorräthe hatten und zu deren Schutze die Steuer hauptsächlich bestimmt war, nur fünf bis zehn Dollars bezahlten. Die Vorstellungen, die man dem Gouverneur machte, waren fruchtlos, und nach seiner amtlichen Antwort glaubte die Regierung die Steuer gerecht vertheilt zu haben. Damit hatte die Verhandlung ein Ende und die Amerikaner bezahlten ihre fünfundzwanzig Dollars.

Die einzigen richterlichen Behörden in Neu-Mejico sind die Alcaldes oder Friedensrichter, von welchen die Berufung an den

obersten Gerichtshof im Departement Chihuahua geht. Der Prozeßgang ist äußerst einfach und kurz. Der Kläger bringt seinen Anspruch vor den Alcalde, der ihm befiehlt, den Verklagten vorzufordern, was mit den Worten geschieht: „Der Alcalde ladet Euch vor" (le llama el alcalde), und auf diese Weise sind Kläger und Gerichtsdiener in einer Person vereint. Folgt der Verklagte dieser Ladung nicht, was jedoch sehr selten der Fall ist, so schickt der Alcalde seinen „Stab der Gerechtigkeit" (baston de justicia), einen gewöhnlichen Spazierstock, der sich nur durch eine schwarze Seidenquaste auszeichnet. Dieß verfehlt nie den Erfolg, da eine Weigerung, nach der Vorzeigung des Stabes der Gerechtigkeit zu erscheinen, als eine Verachtung des Gerichtes ausgelegt und bestraft werden würde. Die Zeugen werden zuweilen auf ein in den Stab der Gerechtigkeit eingeschnittenes Kreuz beeidigt, oder wohl häufiger auf einem mit dem Zeigefinger und dem Daumen gebildeten Kreuze. Gewöhnlich aber geschieht das Verhör ohne eine einzige Eidablegung, und bei dem Mangel an Zeugen fället der Alcalde oft das Urtheil auf die bloßen Angaben der streitenden Parteien. Nach einer gegenseitigen Uebereinkunft wird die Entscheidung eines Rechtstreites zuweilen an Schiedsmänner (hombres buenos) verwiesen, was man eine ziemliche Annäherung an ein Geschworenen-Gericht nennen könnte. Bei gerichtlichen Verhandlungen aber wird wenig oder gar nicht Rücksicht auf irgend ein Gesetzbuch genommen, ja es giebt kaum einen unter zwölf Alcaldes, der weiß, was ein Gesetz ist, oder je ein Gesetzbuch gesehen hat. Sind ihre Aussprüche nicht durch Bestechung bestimmt worden, so richten sie sich nach den herrschenden Landesgewohnheiten.

In der Rechtspflege giebt es drei verschiedene und bevorrechtete Gerichtsbarkeiten, „Fueros" genannt, nämlich das ecclesiastico, nach welchem ein Mitglied der Geistlichkeit, wenigstens vom Pfarrer aufwärts, nie vor einem bürgerlichen Gerichte belangt, sondern nnr von geistlichen Oberen gerichtet werden soll — der militar, wodurch eine ähnliche Vergünstigung sowohl für Offi-

ziere als für jeden gemeinen Soldaten festgestellt wird, und der civil oder die gewöhnlichen Gerichte für alle Fälle, in welchen die Verklagten zum Stande der Laien gehören. Nach diesen „Fueros" sind die Mitglieder der Geistlichkeit und des Kriegerstandes seither in vollständiger Unabhängigkeit von den bürgerlichen Obrigkeiten geblieben. Die bürgerlichen Gerichte sind in gewisser Art den beiden anderen Fueros untergeordnet; denn sie können unter keinen Umständen eine richterliche Gewalt über Jene ausüben, während der zu den Laien gehörende Kläger von den bevorrechteten Gerichtshöfen, wenn er unglücklich ist, verurtheilt werden kann, ein Fall, der nie in Prozessen der Geistlichkeit oder des Kriegerstandes vor bürgerlichen Gerichten eintreten kann. Die Entscheidungen dieser Behörden in solchen Fällen würden ungiltig sein. Kein Wunder daher, daß die Sache der Freiheit in Mejico so wenig Fortschritte gemacht hat.

Gefängniß ist fast die einzige Strafe im nördlichen Mejico. Für Schulden, kleine Diebstähle, Straßenraub und Mord ist der gewöhnliche Ausspruch: „In's Gefängniß!" Es kann jemand wegen des Unvermögens, zwei Realen zu bezahlen, eben so lange im Gefängnisse sitzen als wegen des schwersten Verbrechens, vorausgesetzt, daß er nicht die Mittel hat, die beleidigte Majestät des Gesetzes zu beschwichtigen. Ich habe nur von einer einzigen Hinrichtung wegen eines Mordes in Neu-Mejico seit der Erklärung der Unabhängigkeit gehört. Die wildesten und schuldvollsten Verbrecher kommen nach einigen Wochen Gefängniß straflos davon, wenn anders nicht der Kläger ein Mann von großem Einflusse ist, und in solchen Fällen wird der Gefangene nach Willkür im Calabozo vest gehalten, selbst wenn das Vergehen von geringer Bedeutung ist. Trotz dieser schlaffen Strafrechtspflege werden doch nur wenige Mordthaten begangen.

In Schuldsachen muß der Schuldner in's Gefängniß wandern, wenn anders nicht der Gläubiger seine Dienste annehmen will. Geschieht dieß, so wird der Schuldner, mag er wollen oder nicht, der Knecht des Gläubigers, bis die Schuld getilgt

ist, und da er gegen sehr geringen Lohn dient, so bleibt er wegen der Kosten der Bekleidung und anderer Lebensbedürfnisse nur zu oft in beständiger Knechtschaft. Dieses System wirkt nicht auf die höheren Klassen, drückt aber mit furchtbarer Strenge auf den unglücklichen Armen, dessen Zustand nicht viel besser ist als die Lage des Sklaven in den südlichen amerikanischen Staaten. Die Schuldner arbeiten zwar für einen bestimmten Lohn, aber ihr ganzer Erwerb ist kaum hinlänglich, die gröbste Bekleidung zu bezahlen und die zufälligen Ausgaben zu decken. Männer erhalten monatlich zwei bis fünf Dollars, Weiber funfzig Cents bis zwei Dollars, aber selten wird der Lohn baar, sondern in Kleidungstücken und anderen Bedürfnissen zu den übertriebensten Preisen bezahlt. Die Folge ist, daß der Knecht eine Schuldenlast aufhäuft, die er nicht bezahlen kann, da der Lohn oft auf einige Jahre voraus bezahlt ist. Nach den Gewohnheiten, wo nicht nach den Gesetzen des Landes, ist er verpflichtet, seinem Herrn zu dienen, bis alle Rückstände getilgt sind, und es steht nur in seiner Gewalt, einen Tausch des Gebieters zu bewirken, wenn ein anderer die Schuld bezahlt, dem er dann auf gleiche Weise verpflichtet wird.

Schwere Verbrechen und Straßenraub kommen, wie bemerkt, in Neu-Mexico nur selten vor, aber in geringeren Vergehungen, wie Diebereien und in Betrügereien aller Art, können die unteren Klassen mit jedem anderen Volke die Vergleichung aushalten. Man kann in der That nichts unbewahrt oder unbewacht lassen, ohne sich der Gefahr einer augenblicklichen Beraubung auszusetzen. Es wird keinem Landwirthe einfallen; seine Axt oder seine Hacke oder irgend eine Sache von dem geringsten Werthe über Nacht liegen zu lassen. Von leeren Wagen werden oft alle beweglichen Eisentheile gestohlen und selbst Räder weggenommen. Oft werden in Kaufläden Waaren aus den Fächern entwendet, wenn sie sich erreichen lassen. In Chihuahua wurden Waaren vom Ladentische weggerissen, während ein angeblicher Kauflustiger sie ansah. Einst wurde mir selber ein Streich

dieser Art von einigen Knaben gespielt, die mitten durch einen Haufen von Zuschauern davon liefen, ohne ihre Beute zu verbergen. Vergebens schrie ich: „Haltet die Diebe auf!" Niemand rührte sich, sie zu ergreifen. Es scheint in der That selbst unter den besseren Volksklassen ein großer Widerwille gegen die Ergreifung von Dieben zu herrschen, als ob die bloße Ablegung eines Zeugnisses gegen sie schon für unehrenhaft gehalten würde. Ein sehr achtbarer Caballero hatte einst, wie er gegen mich äußerte, mit eigenen Augen gesehen, wie Jemand Waaren entwendete, konnte aber nicht bewogen werden, ihn namentlich anzugeben. „Ich kann nicht daran denken, „setzte er hinzu, „den armen Menschen in Gefahr zu bringen."

Die Straflosigkeit, welche Verbrechen dieser Art fast täglich finden, ist vielleicht zum Theil die Folge jener strengen gesetzlichen Verfügungen, wie die **Leysas de las Judias**, (die indischen Gesetze), welche viele Diebstähle und Räubereien mit Todesstrafe bedrohten. Die Behörden gewöhnten sich, Verbrechen lieber nachzusehen, als die grausamen Verfügungen zu vollziehen, die der Buchstabe des Gesetzes vorschreibt. Durch gerichtliche Verfolgung kann jetzt höchstens die Wiedererlangung des gestohlenen Gutes bewirkt werden, wenn es sich irgendwo finden läßt, und zuweilen eine kurze Haft des Schuldigen. Dieß ist besonders der Fall, wenn der Kläger ein Ausländer ist, wogegen er, wenn ihn eine Anklage trifft, eine sehr strenge Behandlung erwarten kann.

Die Spielsucht verdient als eine Eigenheit der Eingeborenen bezeichnet zu werden. Man kann in der That ohne Uebertreibung sagen, daß Ladendiebstähle, Taschendiebvereien und andere feine Zeitvertreibe der Art, besonders unter den geringeren Volksklassen, aus jener Spielsucht hervorgehen, welche in Mejico mehr als in irgend einem anderen Lande, wie Frau Calderon sich ausdrückt, dem innersten Wesen von Mann, Weib und Kind eigen ist. In der niedrigen Hütte wie in dem Prachtsaal ist sie herrschend, und weder ein heiliges Gewand noch die Würde des Amtes giebt hinlänglichen Schutz gegen den Zauber dieses auf=

regenden Lasters. Niemand hält es für eine Herabwürdigung, an einer „Monte-Bank“ zu erscheinen; den Gouverneur selbst und seine Gemahlin, die ersten Beamten und die vornehmen Geistlichen, den munteren Caballero und die angesehene Señora, sieht man Dublonen auf die Wendung einer Karte setzen, während der demüthigere Ranchero, der Dienstbote, der zerlumpte Arme mit gleicher Gier sein Glück in demselben Heiligthume versucht. Es sind noch andere Kartenspiele üblich, die mehr von Geschicklichkeit abhangen, aber das Monte, ein reines Glücksspiel, scheint eine unwiderstehliche Anziehung zu haben, die der uneingeweihte Zuschauer kaum begreifen kann.

Ein Fall, den ich erzählen will, kann nicht nur zeigen, in welchem Lichte alle Volksklassen das Spiel betrachten, sondern auch den reinigenden Einfluß des Reichthums auf den Ruf. Vor ungefähr funfzehn Jahren wohnte in Taos eine Landstreicherin von sehr zügellosen Sitten, die unter den Namen La Tules bekannt war. Sie fand es schwer, dort ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, und wanderte endlich nach der Hauptstadt. Sie besuchte beständig eines der Spielhäuser, wo das Monte seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Anfänglich schien das Glück ihren Bemühungen nicht lächeln zu wollen, und einige Jahre verbrachte sie ihr Leben in Dürftigkeit und Elend. Endlich aber wandte sich das Glück ihr zu, und sie verließ die Bank mit einem Gewinn von mehren hundert Dollars. Dieß setzte sie in den Stand, eine eigene Bank zu eröffnen, und da das Glück ihr stets günstig war, wuchs allmälig ihre Wohlhabenheit, bis sie sich im Besitz eines sehr hübschen Vermögens fand. Im Jahre 1842 schickte sie über zehntausend Dollars nach den Vereinigten Staaten, um sie anlegen zu lassen. Noch immer ist sie ihrem Lieblingszeitvertreib ergeben und gilt jetzt für die erfahrenste Monte-Spielerin in Santa Fe. Sie hat Zutritt in den ersten gesellschaftlichen Kreisen, und ich zweifle, ob es in der Stadt eine Frau von feinerem Rufe gebe als eben diese Tules, jetzt bekannt als Señora Doña Gertrudes Barceló.

Unter den vielen Spielen, die das eigentliche Lebensgeschäft in Neu-Mejico zu sein scheinen, ist die „Chuza“ offenbar das anziehenste für Frauen und sie wetten hoch auf den Ausschlag des Spieles. Es wird mit kleinen Kugeln gespielt und hat einige Aehnlichkeit mit dem Roulette. Stierhetzen und Hahnengefechte sind auch sehr beliebte Belustigungen im nördlichen Mejico, und führen gewöhnlich zu denselben Ausschweifungen und Erfolgen als das Spiel. An Sonntagen und anderen Feiertagen ist der Schauplatz der Hahnengefechte mit Menschen überfüllt, und bei solchen Gelegenheiten bilden die Kirche, der Ballsaal, das Spielhaus und der Hahnenkampfplatz eben so viele entgegengesetzte Anstalten, und nichts ist gewöhnlicher, als daß die Menschen in abwechselnder Laune von einem Ort zum anderen gehen, wie eben eine andächtige Regung oder Vergnügungssucht sie treibt.

Eine der anziehendsten Belustigungen der Rancheros und der Landleute, die mehr als alle anderen Geschicklichkeit und Gewandtheit fordert, ist das correr el gallo (Hahnlaufen), das gewöhnlich am Johannistage statt findet. Ein Hahn oder eine Henne werden mit den Füßen an einen Baumzweig gebunden, so hoch, daß ein Reiter nur eben hinanreichen kann, oder der Hahn wird lebendig in die Erde gegraben, so daß nur der Kopf hervorsteht. In beiden Fällen suchen die Renner in vollem Galopp den Kopf des Hahnes zu fassen, der aber tüchtig mit Oel eingeschmiert, gewöhnlich ihren Fingern entschlüpft. So bald es dem geschicktesten Renner gelungen ist, ihn an sich zu reißen, spornt er sein Pferd und sucht mit seiner Beute zu entfliehen. Er wird jedoch von den übrigen Mitkämpfern lebhaft verfolgt, und wer ihn zuerst einholt, sucht ihm den Preis zu nehmen, und gewöhnlich wird bei dem Kampfe das arme Thier in Stücke gerissen. Sollte der Sieger seinen Verfolgern entgehen, so bringt er seinen Preis zu den schönen Zuschauerinnen und übergiebt ihn seiner Geliebten, die ihn als ein Zeichen der Tapferkeit ihres Anbeters auf den Fandango mitbringt, der gewöhnlich jener Belustigung folgt.

Unter den „Vaqueros“ und selbst unter angesehenen Leuten ist ein weit edleres Spiel als jenes das Coleo oder Schwanzziehen, das gleichfalls an Festtagen gespielt wird. Der unbändigste Ochse oder Stier wird auf einem ebenen Anger losgelassen, wo alle Theilnehmer bereits beritten sind, um ihn zu verfolgen. Sobald der glücklichste Reiter dem Ochsen nahe genug kommt, faßt er das Thier beim Schwanze und wirbelt es durch eine gewandte Bewegung zu Boden, nicht ohne Gefahr, den Hals zu brechen, wenn sein Pferd über die Beine des fallenden Ochsen straucheln sollte.

Fandango wird in Neu-Mejico nie als der Name eines besonderen Tanzes gebraucht, sondern ist die herkömmliche Bezeichnung jener gewöhnlichen Versammlungen, wo man sich dem Tanze und der Lustigkeit hingiebt, und Baile, d. h. Ball, wird von vornehmeren Zusammenkünften gebraucht. Die Fandangos werden sehr häufig besucht, da überall im Lande und unter allen Volksklassen der Tanz beliebt ist. Vom ernsten Priester bis zum Possenreisser, vom reichsten Nabob bis zum Bettler, vom Gouverneur bis zum Ranchero, von der besonnensten Matrone bis zur leichtfertigen Schönen, von der vornehmsten Señora bis zur Köchin — Alle ergeben sich dieser aufheiternden Belustigung. Bei der Menge von Instrumenten, die fast in jeder Nacht das Ohr begrüßen, möchte man glauben, daß überall ein ewiger Carneval wäre. Die gewöhnlichen Instrumente auf Bällen und Fandangos sind die Geige und das Bandolin oder die Guitarre, die in manchen Dörfern mit dem „Tombé“ oder der kleinen indianischen Trommel begleitet wird. Die Spielleute lernen diese Instrumente zuweilen mit großer Geschicklichkeit behandeln. Seltsam aber, ja anstößig ist es für die meisten protestantischen Ohren, beim Gottesdienste dieselben Instrumente, und oft dieselben Weisen zu hören.

Unter allen kleinen Lastern in Neu-Mejico ist das „unschuldige Laster“ des Rauchens bei den Frauen das unerträglichste, aber eine Gewohnheit, der selbst die liebenswürdigsten und fein-

sten Frauen sich hingeben. Das Puro *) oder Cigarro sieht man in jedem Munde; es geht im Besuchzimmer von Hand zu Hand und läßt sich im Speisezimmer sehen, und selbst im Ballsaale wird es den Frauen wie jede andere Erfrischung dargeboten. Oft sieht man beim Tanze ein Mädchen mit dem Cigarrito im Munde sich rasch umdrehen. In den südlichen Städten haben die Schönen sehr oft Goldzänglein, womit sie die Cigarren fassen, um ihre zarten Finger gegen den Saft oder Geruch des Tabaks zu schützen, während sie an die unangenehmen Wirkungen auf Lippen und Athem nicht denken.

Trotz ihren vielen Fehlern aber muß ich den Neu-Mejicanern das gerechte Zeugniß geben, daß sie dem Trunke und den damit verbundenen Zerstreuungen nur wenig ergeben sind, doch ist dieß ohne Zweifel besonders dem Umstande zuzuschreiben, daß die theueren geistigen Getränke den unteren Volksklassen nicht zugänglich sind.

---

*) Das Puro ist die gewöhnliche Cigarre von reinem Tabak, Cigarros oder Cigarritos aber sind von geschnittenem Tabak in einen Papierstreifen oder eine Maishülse gewickelt. Diese sind in Neu-Mejico auch unter Männern am gebräuchlichsten, und Frauen rauchen keine anderen. Die Cigarren werden dort selten in Kaufläden verkauft, sondern jedermann macht sie in dem Augenblicke, wo er sie braucht. Man zeigt darin eine bemerkenswerthe Geschicklichkeit. Der berittene Vaquero zieht seine kleine Tabakflasche (guagito) hervor, sein Päckchen mit zubereiteten Hülsen (hojas), seinen Feuerstein und Stahl, macht sich seine Cigarre, schlägt Feuer und fängt an zu rauchen, ehe eine Minute vergangen ist, ohne sein Pferd in vollem Laufe anzuhalten, und in der nächsten Minute wirft er vielleicht sein Lazo auf den wildesten Stier, ohne das Rauchen einzustellen.

Dreizehnter Abschnitt.

Militärische Hierarchie. — Aberglaube. — Die heilige Jungfrau von Guadalupe. — Heilige und Heiligenbilder. — Prozessionen. — Das Sakrament. — Unterwürfigkeit gegen die Priester. — Gottesdienst. — Die Vesperglocke. — Die Charwoche. — Seltsame Bußübung. — Ehen. — Drückende Kirchengebühren. — Begräbnißgebräuche. — Ketzerbegräbniß.

Die Mejicaner scheinen die rechtmäßigen Abkömmlinge und Unterthanen des katholischen Königs zu sein, denn der römische Glaube ist nicht nur der durch die Gesetze eingeführte, sondern auch der allein geduldete Glaube, ein System republikanischer Freiheit, das dem unabhängigen und duldsamen Geiste der Vereinigten Staaten durchaus unbegreiflich ist. Die Mejicaner sprechen zwar von einer Vereinigung der Kirche und des Staats, aber sie sollten vielmehr von einer Vereinigung der Kirche und des Heeres reden, denn wie schon gezeigt wurde, die bürgerliche Obrigkeit ist so sehr mit der militärischen und der geistlichen verschmolzen, daß die Regierung, wenn nicht eine militärische Hierarchie, doch so nahe mit ihr verwandt ist, daß es schwer wird, einen Unterschied aufzufinden. Wie man treffend gesagt hat, wir werden an die Doppelherrschaft des Heeres und der Kirche durch die beständigen Töne der Trommel und der Glocke erinnert, die uns vom Morgen bis Mitternacht in die Ohren schallen und die Töne der Betriebsamkeit und Arbeit übertäuben.

In mannigfaltigem und rohem Aberglauben mag Neu-Mejico wohl mit jedem anderen gesitteten Lande in der Welt wetteifern können. Andere mögen ihre seltsamen Ueberlieferungen,

ihre schwärmerischen Vorurtheile, ihren Pfaffentrug haben, aber hier scheint der Volksglaube eine Verkörperung von so vielen wunderlichen und unwahrscheinlichen Dingen im Götzendienste zu sein, als sich möglicher Weise in das Gewand einer Glaubenslehre einkleiden lassen. Man müßte ganze Bände füllen, wenn man nur die Hälfte der Wunderwirkungen und außerordentlichen Erscheinungen erzählen wollte, die während und seit der Eroberung der indianischen Pueblos und ihrer Bekehrung zum römischen Glauben sich ereignet haben sollen. Ihr Charakter läßt sich aus der Volkslegende von der wunderbaren Erscheinung der heiligen Jungfrau von Guadalupe — la maravillosa aparicion de nuestra Señora de Guadalupe — entnehmen, an welche in einer der vielen Gestalten der Ueberlieferung in der ganzen Provinz geglaubt wird. Ich habe beinahe ein halbes Dutzend schriftlicher Darstellungen dieser berühmten Legende gesehen und fast eben so viele mündliche gehört, aber nicht zwei stimmen in allen Einzelheiten überein. Ich gebe die am meisten verbreitete Erzählung. Als ein Indianer, Namens Juan Diego, am 12. December 1531 über den öden Berg Tepeyacac, ungefähr eine Stunde nördlich von der Stadt Mejico, wanderte, um Heilkräuter zu suchen, wurde seine Aufmerksamkeit plötzlich durch Blumenduft und den Ton lieblicher Musik gefesselt, und aufblickend, sah er eine Engelgestalt vor sich. Erschrocken, will er entfliehen; aber die Erscheinung ruft ihn an. „Juan Diego," spricht sie, „gehe und sage dem Bischof, er solle mir eine Kapelle errichten lassen auf eben dieser Stelle." Der Indianer antwortet, er könne nicht umkehren, da er Heilmittel für einen todtkranken Verwandten suche. Die Gestalt aber befahl ihm, zu gehorchen und um seinen Verwandten nicht weiter bekümmert zu sein, da er schon genesen wäre. Juan Diego begab sich nach der Stadt, da er aber bei dem Bischofe nicht vorgelassen wurde, so glaubte er, getäuscht zu sein, und kehrte zurück, um seine Heilkräuter zu suchen. Als er den Berg erstieg, sah er die Gestalt wieder vor sich, die auf seine Entschuldigung ihm seinen Mangel

an Glauben und Kraft vorwarf und hinzusetzte: „Sage dem Bischofe, es sei Guadalupe, die Jungfrau Maria, die dich sende und unter den Mejicanern wohnen und sie beschützen wolle." Der Indianer kehrte nach der Stadt zurück und verschaffte sich Zutritt bei dem Bischofe, der als ein guter und verständiger Mann den Boten auslachte und wie einen Narren behandelte, ja ihm endlich sagte, er möchte ein Zeichen bringen, welches er leicht erlangen könnte, wenn die Absenderin wirklich die Mutter Gottes wäre. Der bestürzte Indianer verließ den Bischof, und entschlossen, sich von seiner geisterhaften Bekanntschaft nicht weiter belästigen zu lassen, nahm er einen anderen Weg; als er aber der Stelle sich näherte, wo er sie zuerst gesehen hatte, erblickte er wieder die Erscheinung, welche auf seinen Bericht von dem Erfolge der Sendung ihm befahl, einen nackten Felsen in der Nähe zu erklimmen und einen Strauß von den Blumen zu pflücken, die er dort finden würde. Juan Diego, wiewohl keineswegs gläubig, gehorchte und fand zu seiner Ueberraschung die Blumen. Er brachte sie der Jungfrau, die sie in seine „Tilma" *) warf und ihm gebot, sie dem Bischofe zu überbringen. „Sieht er sie, so wird er glauben," sprach die Gestalt, „da er wohl weiß, daß in dieser Jahrzeit keine Blumen blühen, am wenigsten aber auf jenem öden Felsen." Der demüthige Bote kehrte nun mit mehr Zuversicht zu dem Bischofe zurück und legte seine blühende Beglaubigung vor ihm nieder. Aber siehe da, zum Erstaunen aller Zuschauer und zur völligen Ueberzeugung des hochwürdigsten Herrn war auf der inneren Seite der Tilma das genaue Abbild der Erscheinung zu sehen.

Der Bischof erkannte nun die Göttlichkeit des Bildes an, und in einer in dieser Absicht gehaltenen Versammlung von Geistlichen erklärte er es für das Bild der wahrhaften Jungfrau und Be-

---

*) Eine Art von Mantel oder Ueberwurf, bei den Indianern üblich, in jenem Falle aus den groben Fasern einer Agave-Art (Maguey) verfertigt und den gewöhnlichen Kaffeesäcken ähnlich.

schützerin von Mejico. Bald nachher ward eine prächtige Kapelle auf der bezeichneten Stelle erbaut, in welcher das Wundergemälde niedergelegt ward und bis auf den heutigen Tag zu sehen ist. In den Vorstädten jedes Hauptortes der Republik befindet sich jetzt eine der heiligen Jungfrau von Guadalupe geweihte Kapelle. Rohe Nachbildungen von verschiedener Größe findet man fast in jeder Wohnung, vom Palaste bis zur elendesten Hütte. Das Bild mit einem Spruch ist auch auf Münzen geprägt, welche die Gläubigen am Halse tragen. Von solchen Münzen wurden, wie ich gehört habe, im Jahre 1831 zu Birmingham 216,000 für den Verkauf in Mejico geprägt. Fast neun Zehntheile der Bewohner Neu-Mejicos tragen solche Münzen. Auf der einen Seite sieht man das Bild der heiligen Jungfrau in ihrem Sternenmantel, mit einem Cherub und dem Monde unter ihren Füßen, und mit der Umschrift: „N. (uestra) S. (eñora) D. (e) Guadalupe de Mexico A. 1805." Die Jahrangabe bezieht sich wahrscheinlich auf eines der zahllosen Wunder, welche die heilige Jungfrau von Guadalupe in Mejico gewirkt hat. Auf der Kehrseite steht der Spruch: „Non fecit taliter omni nationi," nach Psalm 147, 20.

Zur Bekräftigung des Wunders wird noch hinzugesetzt, Juan Diego habe bei seiner Heimkehr seinen Verwandten ganz genesen gefunden, der zur Zeit der ersten Erscheinung der heiligen Jungfrau plötzlich von seinem Sterbelager aufgesprungen sei.

Nun kommt eine profane Darstellung der Geschichte, welche die Zweifler als die wahrscheinlichste in Umlauf gebracht haben. Zum besseren Verständnisse dieser Erklärung muß vorausgeschickt werden, daß der Name Guadalupe den Spaniern schon bekannt war, da die heilige Jungfrau lange vorher unter demselben Namen in Spanien erschienen sein soll, und bei dieser Gelegenheit ward ein Mönchsorden unter dem Namen Frailes Guadalupanos gestiftet. Einer dieser frommen Brüder wurde als Bekehrer nach Mejico geschickt, und da er die Indianer etwas hartnäckig und unlenksam fand, so kam er auf den Gedanken, ihrer

Volkseitelkeit durch die Aufstellung eines für die Umstände passenden Heiligen zu schmeicheln. Der Mönch hatte einen Freund, der ein vortrefflicher Maler war. „Nimm diese Tilma,„ — sprach er einst, indem er ihm eines der gröbsten und losesten Gewebe übergab — „klebe sie auf Malertuch und male darauf das schönste Bildniß der heiligen Jungfrau von Guadalupe, das deine Phantasie schaffen kann." Als dieß geschehen und die Tilma von der Unterlage getrennt war, hatte das Gemälde ein etwas wunderhaftes Ansehen. In der Nähe betrachtet, erschien es sehr matt, in der Ferne gesehen aber, so daß das Auge ein weiteres Feld des lockeren Gewebes überblicken konnte, zeigte es sich ganz deutlich und hübsch. Von dieser Wirkung spricht man auch noch heutiges Tages, und so leicht sie sich aus natürlichen Ursachen erklären läßt, so haben mir doch viele unwissende Mejicaner versichert, die heilige Jungfrau verberge sich vor Allen, die ihr Heiligthum durch zu große Annäherung entweihten, und zeige sich nur Denjenigen in ihrem vollen Glanze, die sich in ehrerbietiger Entfernung hielten. Man setzt hinzu, es sei ein Mädchen aufgesucht und wie die heilige Jungfrau geputzt und so die Geschichte gespielt worden, wie man sie erzählt. Das Wunder von den im December blühenden Blumen ist nach den Profanen nicht eben wunderbar, da man weiß, daß Blumen in dem Niederlande und nur zwei Wegstunden von dem Orte, wo die Geschichte vorfiel, zu allen Jahrzeiten blühen, und es liegt darin die Andeutung, daß man diese Blumen bei jener Gelegenheit auf den Felsen gebracht habe. Einige geben sogar zu verstehen, daß der Bischof und andere Geistlichen mit der ganzen Sache bekannt gewesen seien, und daß man dafür gesorgt habe, den Indianer mit einer Tilma zu versehen, derjenigen ähnlich, auf welcher das Bild der heiligen Jungfrau gemalt war, die man listig an die Stelle der anderen gebracht hätte, welche der Indianer vor der Erklimmung des Felsens ablegte. Ich habe das ursprüngliche Bild nicht gesehen, wohl aber viele Nachbildungen, die der heiligen Jungfrau jene braungelbe Hautfarbe gegeben haben, welche man wahrscheinlich

für nöthig hielt, um die Vorurtheile der Indianer zu versöhnen.

Der Leser möge jene abweichenden Darstellungen, so gut er es vermag, vereinigen, und ich habe nur noch hinzuzusetzen, daß die Erscheinung, nach der von dem Papste erhaltenen Weihe, nun eben so sehr zu den Glaubenssatzungen der Mejicaner gehört als irgend ein Satz des apostolischen Glaubens. Nach der blinden Verehrung, welche das gemeine und unwissende Volk der Jungfrau von Guadalupe weiht, möchte man glauben, daß sie für die erste Person der Gottheit gehalten werde, denn an sie werden alle Gelübde, alle Gebete, alle Sündenbekenntnisse gerichtet.

Unter den vielen Ueberlieferungen, an welche das Volk unbedingt glaubt, und die den Fortschritt der Bildung hemmen, giebt es eine eben so lustige und seltsame als die oben mitgetheilte Geschichte, und sie wurde von dem jetzigen Vicar von Neu-Mejico, einem ehemaligen Mitgliede des Congresses, ernsthaft erzählt. Bei dem denkwürdigen Aufstande im Jahre 1680 war das Pueblo de San Felipe fast das einzige, welches im ganzen nördlichen Mejico den Spaniern treu geblieben war. Während dieser bewegten Zeit nahm der Geistliche eines anderen Pueblo seine Zuflucht dahin. Als nun das Pueblo von den Nachbarn belagert und von der Verbindung mit dem Wasser abgeschnitten war, fragten die Einwohner den Priester um Rath, der ihnen Muth zusprach und die Versicherung gab, daß es in seiner Macht stände, sie mit Wasser zu versorgen. Er betete inbrünstig und öffnete dann an jedem Arme eine Ader, woraus so reichliche Wasserströme hervorquollen, daß alle Besorgnisse, vor Durst umzukommen, gänzlich verscheucht wurden.

Der blinde Aberglaube des Volkes schreibt jedem seiner zahlreichen Heiligen die Macht zu, gewisse Wunder zu thun, und bei allen Krankheiten und Bedrängnissen wird ihre Hilfe angerufen. Der liebreichste Dienst, den Freunde einem Kranken leisten können, besteht darin, das Bild eines jener Heiligen, dessen heilende Kräfte erprobt sind, ihm zu bringen. Die Wirksamkeit dieser

abergläubigen Mittel ist nicht schwer zu erklären, wenn man den mächtigen Einfluß der Phantasie auf krankhafte Zustände in Betracht zieht. Die Bilder der Schutzheiligen aber werden nie so allgemein in Anspruch genommen als zur Zeit großer Dürre. Die Priester, die sich gewöhnlich darauf verstehen, die Annäherung der Regenzeit zu errathen, sind darauf bedacht, nicht eher zuversichtliche Versprechungen zu machen, bis sie Grund haben, die schnelle Erfüllung ihrer Prophezeihungen zu erwarten. Nähert sich nun die rechte Zeit, so tragen sie das Bild der heiligen Jungfrau von Guadalupe oder eines anderen günstigen Heiligen hinaus und ziehen durch die Straßen, Felder und Wiesen, während alle Männer, Weiber und Kinder der Umgegend ihnen folgen. Sollten in acht bis vierzehn Tagen nach dieser allgemeinen Demüthigung die Wolken sich ergießen, so denkt Niemand daran, die Geldspenden zu bereuen, die man den Priestern für die Bewirkung eines so glücklichen Ergebnisses gebracht hat.

Diese feierlichen Umzüge erinnern mich an eine andere in Mejico herrschende Gewohnheit, die immer die Aufmerksamkeit der Fremden anzieht. Ich meine das Austragen des Sacraments in die Wohnung eines Sterbenden. In Neu-Mejico ist jedoch dieser Aufzug nicht so prunkend als in den südlichen Landschaften, dem Paradiese der Priester, wo man das Hochwürdige in einer mit zwei schwarzen Maulthieren bespannten schwarzen Kutsche führt, welche von Soldaten geleitet wird, während Haufen von Menschen jedes Geschlechts und jedes Alters folgen. Bei dem feierlichen Zuge wird mit zwei Glocken von verschiedenem Tone abwechselnd geläutet. Vor dem Wagen geht ein Kirchendiener, der in abgemessenen Zwischenräumen klingelt, um alle Personen, die es hören können, an die Annäherung des Heiligthums zu erinnern, damit sie sich bereit halten, die gebührende Verehrung zu beweisen. Hört man die Klingel, so knieen alle, die den Zug sehen, wie weit sie auch entfernt sein mögen, und bleiben in dieser Stellung, bis er vorüber ist. Wenn ein Amerikaner bei diesen Gelegenheiten die Klingel hört, so sucht er dem Zuge auszuweichen,

indem er um eine Straßenecke geht oder in den Laden eines befreundeten Hauses eilt; denn wiewohl es passend und selbst verständig sein mag, sich nach den Gewohnheiten und Gebräuchen des Landes zu richten, wo man wohnt, so möchten doch nur wenige Protestanten geneigt sein, vor einer Kutsche niederzuknieen, die mit schwachen Sterblichen beladen ist, welche die Gottheit zu vertreten vorgeben. Mit Bedauern setze ich hinzu, daß diejenigen, die sich nicht dem Gebrauche fügen, oft von dem Pöbel beleidigt und zuweilen mit Steinen geworfen werden. Ein fremder Handwerker wurde einst sogar in der Hauptstadt Mejicos ermordet, weil er sich weigerte, aus seinem Laden zu kommen, wo er knieete, und die Kniebeugung auf offener Straße zu machen.

Dieser Götzendienst nimmt zuweilen eine noch entwürdigendere Gestalt an und erniedrigt sich so weit, geistliche Oberherren wie eine Gottheit zu verehren. Als im Jahre 1833 der Bischof von Durango nach Santa Fe kam, wo man seit vielen Jahren ein solches Ereigniß nicht erlebt hatte, begrüßte das bethörte Volk seine Ankunft mit so andächtiger Schwärmerei, als ob es die Wiederkunft des Messias gefeiert hätte. Ueberall wurden prachtvolle Vorbereitungen zu seinem Empfange gemacht, die Straßen gereinigt, Wege und Brücken ausgebessert und geschmückt, und aus jedem Fenster in der Stadt Teppiche und köstliche Tücher ausgehängt, welche die Phantasie an jene glühenden Schilderungen wundersamer Welten erinnerte, wovon wir in Zaubermährchen lesen. Ich muß jedoch bemerken, daß es in allen Städten Mejicos eine, nicht ohne Gefahr zu verletzende Sitte ist, alle Thüren und Fenster des Hauses in einer Straße, durch welche ein festlicher Umzug geht, mit Teppichen und Tüchern zu schmücken, so viel es die Mittel jedes Hausbesitzers erlauben. Während der Bischof in Santa Fe verweilte, was zur großen Freude der Einwohner mehre Wochen dauerte, zeigte er sich nie in den Straßen, ohne daß alle wahren Katholiken, die so glücklich waren, die „Señoria ilustrisima“ zu erblicken, sogleich auf die Kniee gefallen und in dieser Stellung geblieben wären, bis

der geistliche Herr seinen Segen ertheilt hatte oder verschwunden war. Selbst vornehme Stadtbewohner wagten es nicht, ihn anzureden, ehe sie nicht vorher das Knie vor ihm gebeugt und seinen Bischofring geküßt hatten. Dieß ist jedoch nur eine erhöhte Schilderung der Erscheinungen, die man jeden Tag in dem Verkehre zwischen den Rancheros und den geringen Geistlichen sieht. Die knechtische Unterwürfigkeit der unteren Volksklassen gegen diese üppigen Priester ist fast unglaublich.

Kein Volk ist pünctlicher in der Abwartung des Gottesdienstes oder sorgfältiger in der Beobachtung der äußeren Glaubensgebräuche als die Nev-Mejicaner. Es würde Jemand eben so leicht daran denken, zwanzig Faden tief in's Wasser zu gehen, ohne schwimmen zu können, als eine Reise anzutreten, ohne vorher eine Messe gehört zu haben. Diese Gebräuche aber haben nur selten den Charakter wahrer Andacht, denn man sieht die Leute schwatzen oder kichern, während sie sich mit dem Kreuze bezeichnen oder ein Gebet murmeln. Der Fremde bemerkt überall, daß sie beim Tanzen auf einem Fandango weit ernsthafter aussehen, als bei ihrer Andacht vor dem Altare. Nie aber zeigt sich die Beobachtung äußerer Gebräuche merkwürdiger als in ihrem Benehmen täglich bei der Abenddämmerung, wenn die große Kirchspielglocke zum Vespergebete läutet. Augenblicklich schweigt jedes Gespräch, jede Arbeit ruht, Menschen aus allen Klassen, zu Fuße oder zu Pferde, halten plötzlich an, selbst der Lastträger, der unter schwerer Bürde keucht, verweilt mitten auf dem Wege und steht still. Ein fast athemloses Schweigen herrscht in der ganzen Stadt, das nur zuweilen durch das Zischeln der andächtigen Menge unterbrochen wird — und all dieß, begleitet von den langsamen Schlägen der großen wohltönenden Glocke, macht in der That einen feierlichen Eindruck. Nach ungefähr zwei Minuten wird der Zauber plötzlich durch das Geläute hellerer Glocken gelöst, und alsbald herrscht wieder Leben und Verwirrung, das Geschwätz beginnt wieder, der Schmied arbeitet auf seinem Ambos mit verdoppelter Kraft, der Hammer ertönt wieder in allen Richt-

ungen, der Wanderer ist wieder in Bewegung, kurz, Vergnügen und Geschäfte sind wieder rege und ein „buenas tardes" (guten Abend) schließt die Feier.

Die Katholiken haben zwar einen Heiligen für jeden Tag im Jahre, aber die Zahl der geweihten Feste, wo jede Arbeit unterlassen werden muß, ist in Mejico etwas beschränkt. Die heilige Woche oder Charwoche ist vielleicht die Zeit, wo das Andachtsgefühl, so viel davon vorhanden ist, am meisten aufgeregt wird, und besonders wird der Charfreitag (viernes santo) mit großem Pomp und Glanz gefeiert. Ein lebensgroßes Christusbild, an ein großes hölzernes Kreuz genagelt, wird mit Prunk durch die Straßen geführt, mitten in einem zahlreichen Festzuge und begleitet von glänzenden geschnitzten Bildern, welche die heilige Jungfrau, Maria Magdalena und mehre andere Heilige vorstellen, während die meisten denkwürdigen Personen, die in jener großen Zeit der Geschichte eine Rolle spielten, der Hauptmann und die Kriegsknechte, mit Lanzen bewaffnet, und in der Tracht, die sie vermeintlich getragen haben, auf glänzend angeschirrten Pferden in Fleisch und Blut daher traben. Im Ganzen macht dieses Schauspiel, die Gebräuche und Bewegungen mitten in den überfüllten und geschmückten Straßen, einen Eindruck sehr gemischter Art, an welchem Bedauern und Trauer einen beträchtlichen Antheil haben.

Es ist herkömmlich, daß große Missethäter die Gottheit durch eine grausame Bußübung versöhnen, was gewöhnlich in der Charwoche geschieht. Als ich einst am Charfreitage in der Stadt Tomé war, wurde meine Aufmerksamkeit auf einen fast nackten Mann gezogen, der, wie Simon, ein großes Kreuz auf der Schulter trug, das zwar von dem leichtesten Holze gemacht war, aber doch über hundert Pfund schwer sein mochte. Das lange Ende schleppte auf der Erde nach und in der Mitte war ein ungeheuerer Stein daran gebunden, um die Last noch schwerer zu machen. Nicht weit hinter ihm ging ein anderer halbnackter Mann, der ganz mit Ketten und Stricken umwunden war, die

tief in die Muskeln einzuschneiden schienen und ihn so sehr zusammenschnürten, daß er kaum mit dem übrigen Zuge Schritt halten konnte. Den Zug schloß ein anderer Mann von noch widrigerem Ansehen. Er ging mit ruhigem und gemessenem Schritte, während ein anderer ihm folgte, der ihn wacker mit einer Peitsche bearbeitete, die er mit Lust und Liebe schwang, da aber die Spitze der Schnur nur von ungeflochtenem Seegrase war, so hielten die Hiebe bloß die Wunden auf dem Rücken des Büßers offen, die man, wie ich hörte, mit der scharfen Ecke eines Feuersteins gekratzt hatte und die stark bluteten. Das Blut wurde auch durch den reizenden Saft gewisser Kräuter im Flusse erhalten, den Jemand nachtrug und worein der Geißler oft seine Peitsche tauchte. Die Schauspieler in dieser tragischen Posse waren zwar dicht vermummt, aber vielen Zuschauern bekannt, deren einer mir versicherte, sie wären die verrufensten Schurken im Lande. Für die Bußübung, der sie sich unterwerfen, erhielten sie jährlich volle Lossprechung von allen im verflossenen Jahre begangenen Sünden, und so gereinigt, traten sie frisch auf den alten Weg der Bosheit und des Verbrechens.

In Neu-Mejico ändert die Ehe zwar die gesetzlichen Rechte der Parteien, hat aber kaum einen Einfluß auf ihre moralischen Verpflichtungen. Man betrachtet die Ehe gewöhnlich als einen bequemen Deckmantel eines unordentlichen Lebenswandels, den man bei unverheiratheten Frauen nicht so leicht duldet. Bedenket man aber, daß die meisten Ehen gezwungen sind und die Paare nicht zusammenpassen, so läßt sich wohl begreifen, wie wenig Anreizung zur Tugend vorhanden ist. Nur wenige Aeltern möchten sich herablassen, die Wünsche eines Mädchens zu befragen, ehe sie einen Heirathsvertrag schließen, und selten möchten Mädchen an eine Eheverbindung denken, die nicht zuerst von dem Vater vorgeschlagen wäre. Der Bewerber wendet sich daher unmittelbar schriftlich an die Aeltern selbst, und ohne auf die Wünsche oder Neigungen des Mädchens, dessen Hand er begehrt, im mindesten zu achten. Man weiß in diesem Lande nichts von zärtlichen Regungen, die zwischen Liebenden auf Wanderungen am

Ufer stiller Bäche entstehen, denn selten erlaubt man es, daß sich beide Geschlechter ohne Zeugen unterhalten. Kurz, man hat Beispiele, daß zwei Verlobte sich nicht eher als vor dem Traualtare gesehen haben.

Unter den geringeren Volksklassen giebt es noch mächtiger wirkende Ursachen eines unordentlichen Lebenswandels, und nicht die geringsten darunter sind die ungeheueren Gebühren, die dem Pfarrer für die Trauung bezahlt werden müssen. Diese Erpressungen gehen so weit, daß sie nicht selten einem gänzlichen Verbote gleich kommen, denn die Mittel des Bräutigams sind oft nicht hinlänglich zur Bestreitung der Kosten, und der Priester verrichtet gewöhnlich die Trauung nicht eher, bis die Gebühren ihm gesichert sind. Der Pfarrer hat freie Hand und die Trauunggebühren sind unbestimmt, werden aber gewöhnlich nach der Beschaffenheit kirchlicher Gebräuche und nach den Vermögensumständen der Parteien gesteigert. Für die niedrigsten Gebühren wird die Trauung in der einfachsten Form während der Messe verrichtet; unter dem Vorwande eines außerordentlichen Gottesdienstes und besonderer Feierlichkeiten aber, zumal bei Trauungen im Hause, steigert man die Gebühren oft auf mehre hundert Dollars, und ich habe gehört, daß 500 Dollars bezahlt worden sind. Eine Rüge, die eine in Chihuahua erscheinende Zeitung „El noticioso“ mit der Unterschrift: „ein Ranchero“ enthielt, kann die Beschwerden in dieser Beziehung erläutern. „An die Herausgeber. Erlauben Sie mir, in ihrem Blatte einige Worte gedruckt zu sagen, da die Worte meiner Feder ohne Erfolg bei den Pfarrern zu Allende und Jimenez geblieben sind, an welche ich mich neulich wendete, um auszumitteln, wie viel Jemand von meinem Stande gesetzlich für eine Trauung zu bezahlen habe. Ich erhielt von beiden Geistlichen die einfache und bündige Antwort: Die Trauunggebühren betragen hundert und neunzehn Dollars. — Ich muß gestehen, ich war ganz außer mir, als ich diesen übertriebenen Anspruch auf meinen armen Beutel vernahm, und wäre ich nicht stolz darauf, ein echter

apostolisch römisch-katholischer Christ zu sein, hätten nicht die bezaubernden Reize meiner künftigen Schwiegertochter meinen Sohn so sehr gefesselt, daß er von der Heirath nicht abgehen will, ich würde ihm gewiß gerathen haben, mit seiner Geliebten eine andere Einrichtung zu verabreden, die für unseren armen Beutel nicht so verderblich wäre; denn bedenken Sie doch, daß 119 Dollars einem armen Ranchero an's Leben gehen. Kann ich mir nicht anders helfen, so muß ich meine wenigen Kühe verkaufen, um meinen Sohn aus der Klemme zu ziehen." Der Ranchero bittet dann die Regierung, solchen Uebeln durch heilsame Beschränkungen der Geistlichkeit abzuhelfen, und schließt mit den Worten: „Geschieht dieß nicht, so werde ich keinem meiner übrigen drei Söhne das Heirathen erlauben."

Diese Rüge war sicherlich eine außerordentliche Kühnheit gegen die Geistlichkeit, die dem armen Ranchero die Strafe des Bannes gekostet haben kann. Wenige seiner Landsleute würden eine solche Verwegenheit sich erlauben, und wenigstens neun Zehntheile derselben zeigen die niedrigste Unterwürfigkeit gegen ihre geistlichen Gebieter. Sie sind von Jugend auf gewöhnt, ihre Priester als unfehlbare und heilige Muster von Frömmigkeit und Tugend anzusehen, und wir würden nicht so sehr über die Ausschweifungen der Heerde erstaunen, wenn nicht viele Hirten, die Geistlichen selber, in den herrschenden Lastern vorangingen, die Ersten auf dem Fandango, die Ersten am Spieltische, die Ersten auf dem Hahnenkampfplatze, die Ersten bei Zechgelagen, und keineswegs die Letzten in der Eingehung derjenigen Verbindungen wären, die so nachdrücklich durch ihre Gelübde verboten werden.

Die Gebühren für Taufe und Begräbniß, die Niemand unterlassen kann, ohne sich den Vorwurf der Ketzerei zuzuziehen, sind gleichfalls abschreckend für die Ehelustigen. „Heirathe ich, — sagt der arme Landmann — „so muß meine Familie unbekleidet gehen, damit ich meine Kinder taufen lassen kann, und stirbt eines von ihnen, so müssen wir verhungern, um die Begräbnißkosten zu bezahlen." Die Taufgebühren sind allerdings nicht

übermäßig und werden nach dem Herkommen oft von dem Pathen bezahlt, aber die Begräbnißkosten sind fast eben so drückend als die Trauunggebühren, und wechseln in Verhältniß zu dem Alter und den Vermögensumständen des Verstorbenen. Ein treuer Diener, ein Mexicaner, den ich in Chihuahua hatte, verlangte einst vierzig Dollars von mir, um seine Mutter begraben zu lassen. Als ich über die ungeheuere Summe meine Verwunderung äußerte, antwortete er mir: „So viel verlangt der Pfarrer, und wenn ich ihn nicht bezahle, wird meine arme Mutter unbegraben bleiben." So mußte dieser Mann einen Lohn von mehren Monaten aufopfern, um die Habgier eines lasterhaften und lohnsüchtigen Priesters zu befriedigen. Bei einer anderen Gelegenheit bettelte eine arme Frau in Santa Fe, um Arznei für ihr krankes Kind zu kaufen. „An dem Leben des Kindes liegt mir gerade nicht so viel," sprach sie weinend, „denn ich weiß, das Engelchen wird gerade in den Himmel gehen, aber wie soll ich den Priester bezahlen, wenn ich es begraben lassen muß? Er wird mir mein Häuschen und Alles nehmen, und ich werde hilflos auf die Straße hinausgestoßen werden."

Dürftige Aeltern sehen sich daher oft in der schmerzlichen Nothwendigkeit, ihre gestorbenen Kinder auszusetzen und zu verläugnen, um den Begräbnißkosten zu entgehen. In dieser Absicht wird die Leiche zuweilen während der Nacht in eine Nische an der Kirche gesetzt, und wird sie am nächsten Morgen gefunden, so muß der Priester sie umsonst begraben, wenn anders nicht die Aeltern entdeckt werden können, und in diesem Falle würden sie eine schwere Züchtigung erleiden und überdieß die Kosten bezahlen müssen.

Kinder, die vor der Taufe sterben, kommen nach dem Volksglauben zu einer Art von negativem Dasein in der Geisterwelt, „Limbo" genannt, wo sie für immer bleiben, ohne Strafe zu erleiden oder Glückseligkeit zu genießen. Das verstorbene Kind heißt dann ein Engelchen (angelito) und wird mit Freude und Fröhlichkeit, statt mit Schmerz und Klagen, begraben. Man putzt

die Leiche bunt und schmückt sie mit Flittern und Blumen, und die kleine Bahre wird von vier Kindern zu Grabe getragen, die so schön geputzt sind, als es ihre Umstände erlauben; Spielleute gehen voran, die Tanzmusik spielen, und nichts als Lust und Fröhlichkeit herrscht in dem kleinen Zuge.

Selten oder nie werden in Neu-Mejico Personen aus den unteren Ständen in Särgen begraben. Die Leiche wird in eine Decke oder sonst in eine Hülle gewickelt und so in ihre letzte Wohnung gebracht. Es ist für ein gefühlvolles Herz empörend, die rohe Behandlung zu sehen, welcher die Leichen zuweilen ausgesetzt sind. Da die Stelle früherer Gräber gar nicht bezeichnet wird, so geschieht es nicht selten, daß die halb verweseten Ueberreste einer Leiche aufgegraben werden; sie müssen der neuen Platz machen und werden gleichgiltig wieder mit Erde bedeckt. Einen besonders widrigen Anblick bietet die Auffüllung des Grabes dar. Die Erde wird mit einem großen Schlägel geklopft, sobald man sie auf die unbeschützte Leiche geworfen hat, und zwar mit einer Gewalt, die einen zarten Körper zerschmettern könnte.

Da die Ueberreste der Ketzer den Kirchhof oder das campo santo nicht entweihen dürfen, so werden die in Santa Fe verstorbenen Amerikaner auf einem Berge nördlich von der Stadt begraben. Man hat die Leichen zuweilen ausgegraben, um ihnen das Todtenhemd auszuziehen, und es ist in einigen Fällen für rathsam erachtet worden, eine besondere Wache zum Schutze des Grabes aufzustellen.

Vierzehnter Abschnitt.

Die Pueblos. — Ihre Nüchternheit, Ehrlichkeit und Betriebsamkeit. — Sprachen. — Frühere und jetzige Bevölkerung. — Das Pueblo Pecos. — Montezuma und die Sonne. — Die Schlange. — Religion und Regierung. — Gesetze und Gewohnheiten. — Verhütung der Entsittlichung. — Alterthümliche Belustigungen der Pueblos. — Baukunst. — Taos. — Tracht. — Waffen. — Lebensweise. — Das Guayave.

Das Wort **Pueblo** bedeutet zwar im Spanischen buchstäblich ein Volk und dessen Wohnort, wird aber hier insbesondere von den christlich gewordenen Indianern und ihren Dörfern gebraucht, jenen Ureinwohnern, welchen die Spanier nicht nur ihre Gesetze auflegten, sondern auch das Bekenntniß des römischen Glaubens und die Taufe und das Kreuz aufnöthigten, zum Ersatz der unermeßlichen Besitzungen, die sie ihnen raubten. Man ließ ihnen nichts als jedem Pueblo einige Leguas von Ländereien im Umkreise der Dörfer, während die Eroberer wenigstens neun und neunzig Hunderttheile des ganzen Gebiets als Belohnung für ihre Großmuth behielten. Bei der ersten Entdeckung dieser Länder scheinen die Eingeborenen in bequemen Häusern gewohnt und ihren Boden angebaut zu haben, wie sie es bis auf den heutigen Tag thun. Man betrachtet sie jetzt als die beßten Gärtner im Lande, welche die meisten Früchte und einen großen Theil der Gemüse liefern, die man auf den Märkten findet. Sie waren bis auf die neueste Zeit die einzigen Bewohner Neu-Mejicos, welche Wein bauten, und sie halten auch bis auf diese Zeit ansehnliche Heerden von Rindvieh, Pferden und anderen Hausthieren.

Kurz, sie sind ein ungemein nüchterner und fleißiger Volksstamm, ausgezeichnet durch Sittlichkeit und Ehrlichkeit, sehr wenig zu Zanksucht oder Lüderlichkeit geneigt, außer wenn sie viel Umgang mit den in Mejico angesiedelten Spaniern gehabt haben.

Die meisten Pueblos nennen sich Abkömmlinge Montezuma's, wiewohl es scheint, daß sie nur durch die Spanier mit der Geschichte dieses Monarchen bekannt geworden sein können, da diese Provinz beinahe zweitausend Meilen von dem alten Königreiche Mejico entfernt ist. Zur Zeit der Eroberung müssen sie ein sehr zahlreicher Volksstamm gewesen sein, der gegen hundert Dörfer besaß, wie die noch vorhandenen Trümmer andeuten, aber heutiges Tages haben sie nur noch gegen zwanzig Dörfer, die in verschiedenen Theilen des Landes zerstreut sind.

Man findet nur drei bis vier verschiedene Sprachen unter ihnen, die aber eine entfernte Verwandtschaft haben mögen. Die Pueblos von Taos, Picuris, Isletta und vielleicht noch einige andere, sprechen die Piro-Sprache. Viele andere, namentlich San Juan, Santa Clara, Nambé, Pojuaque, Tezuque, sprechen das Tegua und waren ursprünglich alle unter diesem Gesammtnamen bekannt; die Pueblos Cochiti, Santo Domingo, San Felipe, und vielleicht Sundia, haben dieselbe Sprache, obgleich sie, wie es scheint, in früheren Zeiten den gemeinschaftlichen Namen Queres führten. Die zahlreichen Stämme, welche die Hochlande zwischen dem Rio del Norte und dem Pecos bewohnen, wie Pecos, Ciénega, Galisteo und andere, waren vor Zeiten unter dem Namen Tagnos bekannt, sind aber jetzt alle ausgestorben, wiewohl ihre Sprache noch in Jemez und anderen Pueblos jenes Gebietstheiles leben soll. Die weiter westwärts wohnenden Stämme*) sind vielleicht mit den Navajos verwandt.

---

*) Unter diesen ist der Pueblo Zuñi wegen seiner Ehrlichkeit und Gastfreiheit berühmt. Die Bewohner bekennen sich meist zum katholischen Glauben, haben aber jetzt keinen Pfarrer. Sie bauen das Land, haben einige Manufacturen und besitzen einen ansehn-

Sämmtliche Pueblos sprechen zwar unter einander ihre Muttersprachen, viele von ihnen aber verstehen so viel von dem Spanischen, als sie zum Verkehr mit den Mejicanern brauchen.

Die Bevölkerung dieser Pueblos mag sich im Durchschnitt auf fünfhundert Seelen für jedes belaufen, wiewohl einige nicht über hundert haben, was eine Gesammtbevölkerung von 9,000 bis 10,000 giebt. Zur Zeit der ersten Eroberung gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts mag die Volksmenge zehnmal stärker gewesen sein. Man sieht in allen Theilen des Landes alte Trümmer, und zum Theil stehen noch ganze Mauern, während andere beinahe oder gänzlich untergegangen sind und von vielen nur noch der Name in der Geschichte oder der Ueberlieferung lebt. Viele wurden ohne Zweifel während des Aufstandes im Jahre 1680 und in den kleinen inneren Fehden zerstört, die jenem Ereignisse folgten.

Mehre jener Pueblos haben sich in mejicanische Dörfer umgewandelt, von welchen wohl Pecos das merkwürdigste Beispiel ist. Nach den Metzeleien der zweiten Eroberung und den Einfällen der Comanche-Indianer schmolzen sie allmälig zusammen, bis endlich der Stamm auf ein Dutzend Seelen herabgekommen war. Erst vor einigen Jahren verließ er die Heimat seiner Väter und vereinigte sich mit dem Pueblo Jemez. Man erzählt sich viele sonderbare Dinge von den Gewohnheiten dieses unglücklichen Stammes, die ohne Zweifel zu seinem gänzlichen Un-

---

lichen Viehstand. Ihr Dorf liegt über 150 Meilen westlich vom Rio del Norte und soll zwischen 1000 und 1500 Seelen haben. Die sogenannten sieben Pueblos von Moqui sind ein ähnlicher Stamm, der einige Leguas weiter entfernt seinen Sitz hat. Sie erkannten früher die Regierung und den Glauben der Spanier an, haben jedoch schon lange beide verworfen und leben unabhängig und als Heiden. Die Wohnungen sind hier und im Pueblo Zuñi den Häusern in den Pueblos des inneren Landes ähnlich, und beide Stämme sind fleißig und ackerbautreibend und noch geschickter in ihren Manufacturen. Die Sprache der Moquis oder Moquinos soll wenig von der Mundart der Navajos abweichen.

tergange beigetragen haben. Nach einer unter dem Volke herrschenden Ueberlieferung hatte Montezuma ein heiliges Feuer angezündet und den Vorfahren befohlen, es nicht erlöschen zu lassen, bis er wiederkäme, um sein Volk von dem Joche der Spanier zu erlösen. Diesem Gebote gemäß wurde Jahrhunderte hindurch eine beständige Wache unterhalten, um das Erlöschen des Feuers zu verhüten, und da die Ueberlieferung ferner sagte, daß Montezuma mit der Sonne erscheinen würde, so erwarteten die bethörten Indianer an jedem hellen Morgen auf den flachen Dächern ihrer Häuser aufmerksam die Ankunft der Königin des Lichtes, in der Hoffnung, sie dicht bei dem unsterblichen Herrscher zu sehen. Ich bin in jene berühmten „Estufas" oder unterirdischen Gewölbe hinabgestiegen, deren es mehre im Dorfe giebt, und habe das geweihte Feuer gesehen, das dort in dem Becken eines kleinen Altares still unter der Asche glimmte. Wie man sagt, verloren sie nie die Hoffnung auf Montezuma's Wiederkehr, bis durch irgend einen Zufall oder bei dem Mangel an Wächtern das Feuer erlosch, und dieser Umstand bewog sie eben, ihre Dörfer zu verlassen. Die Krieger hatten, wie man sagt, den Auftrag, das heilige Feuer zu bewachen. Man sagt ferner, daß sie diese Wache abwechselnd zwei Tage und Nächte nach einander hatten, ohne zu essen, zu trinken oder zu schlafen, während Andere versichern, daß die Wache nicht auf zwei Tage beschränkt war, sondern mit unerschütterlicher Standhaftigkeit ihren Dienst fortsetzte, bis Erschöpfung oder sehr oft der Tod einen Ersatz nothwendig machte. Viele von den Wächtern, die lebendig aus dem Gewölbe kamen, waren gewöhnlich durch den Mangel an Ruhe und die Einathmung der Kohlenstoffluft so ermattet, daß sie bald starben. Wie die Sage erzählt, wurden ihre Ueberreste in die Höhle einer ungeheueren Schlange gebracht, die bei dieser Nahrung vortrefflich gedieh. Diese Schlange, die ohne Zweifel von den Freunden des Wunderbaren erfunden ward, um das beständige Verschwinden der Indianer zu erklären, stellte man als den Götzen dar, den sie anbeteten, und der nur von dem

Fleische seiner Opfer lebte, doch sollen lebendige Kinder ihm besonders willkommen gewesen sein. Die Geschichte dieser wunderbaren Schlange wurde von vielen unwissenden Menschen so vest geglaubt, daß mir einst ein ehrlicher Ranchero versicherte, er hätte an einem frühen Wintermorgen bei seiner Ankunft im Dorfe die ungeheuere Spur der Schlange im Schnee gesehen.

Dieses einst so berühmte Dorf liegt fünf und zwanzig Meilen östlich von Santa Fe, und nicht weit vom Flusse Pecos, dem es den Namen gegeben hat. Noch vor zehn Jahren, als es eine Bevölkerung von funfzig bis hundert Seelen hatte, sah der Reisende oft einen einsamen Indianer, eine Frau oder ein Kind, wie ein Standbild, auf dem flachen Dache stehen und die Augen auf den östlichen Himmelsrand richten, oder an eine Mauer, einen Zaun sich lehnend, gleichgiltig auf den vorübergehenden Fremden blicken, während zu anderen Zeiten nirgend ein Mensch zu sehen war und die Grabesstille des Ortes nur durch das Gebell eines Hundes oder das Gackern der Hühner unterbrochen wurde.

Kein anderes Pueblo scheint diesen sonderbaren Aberglauben angenommen zu haben, obgleich alle, wie Pecos, Montezuma für ihren ewigen Herrscher gehalten haben. Auch scheint es, daß alle die Sonne verehren, da es allgemeine Gewohnheit ist, bei Sonnenaufgang das Gesicht nach Morgen zu wenden. Sie bekennen sich jedoch zum katholischen Glauben, von welchem sie aber nicht viel mehr als die Förmlichkeiten verstehen mögen, da nur sehr wenige ihrer mejicanischen Nachbarn und Lehrer mehr davon zu wissen sich rühmen können.

Sie stehen zwar als mejicanische Bürger dem Namen nach unter der Regierung der Republik, haben aber viele eigenthümliche Züge ihrer alten Gewohnheiten, sowohl in ihrer gesellschaftlichen Einrichtung als in ihrem Glauben behalten. Jedes Pueblo steht unter dem Befehle eines „C a c i q u e“ oder „G o b e r n a d o r c i l l o“, der aus den Angesehenen in ihrer Mitte gewählt und vom Gouverneur von Neu-Mejico eingesetzt wird. Ist aber

irgend eine öffentliche Angelegenheit zu verhandeln, so versammelt der Cacique die vornehmsten Einwohner des Pueblo in einer Estufa, die gewöhnlich unterirdisch ist, und legt ihnen die Gegenstände der Verhandlung vor, über welche meist durch Stimmenmehrheit entschieden wird. Kein Mejicaner wird bei diesen Berathungen zugelassen, und die Gegenstände der Besprechung werden nie außerhalb der Versammlung bekannt. Der Volksrath hat auch für die Polizei und die Ruhe im Dorfe zu sorgen. Es gehört zu den gesellschaftlichen Einrichtungen, geheime Wächter anzustellen, um Unordnungen und Laster aller Art zu unterdrücken, besonders aber die jungen Männer und Weiber im Dorfe unter Aufsicht zu halten. Wird ein unschicklicher Verkehr zwischen zwei jungen Leuten entdeckt, so werden sie vor den Rath geladen und der Cacique deutet ihnen an, daß sie sich sogleich heirathen müssen. Hat das Mädchen einen schlechten Charakter, und will der Mann sie deßhalb nicht heirathen, so wird ihnen befohlen, bei Peitschenstrafe ihren Umgang aufzugeben. Die Bewohner dieses Pueblo sind daher fast allgemein wegen ihrer Keuschheit und Sittsamkeit bekannt.

Auch wird ein Kriegshauptmann (capitan de guerra) erwählt, dem es obliegt, die Heimat und die Interessen seiner Stammgenossen im Felde und in der Rathsversammlung zu vertheidigen. Diese Pueblos sind zwar nicht sehr kriegerisch, aber im Allgemeinen tapfer und in den Listen des Indianerkrieges sehr geübt, und obgleich man ihnen Grausamkeit und Wildheit vorgeworfen hat, so kann man doch kaum sagen, daß sie in dieser Hinsicht die Mejicaner übertreffen; beide nehmen in Kriegszeiten wenig Rücksicht auf Alter oder Geschlecht. Man hat mir erzählt, daß die Pueblos bei der Rückkehr von einem Kriegszuge nicht sogleich in ihre Wohnungen gehen, sondern immer zuerst ihren Versammlungort besuchen. Hier entkleiden sie sich, tanzen und zechen, oft zwei Tage nach einander, ehe sie ihre Angehörigen sehen.

Die Pueblos sind zwar ihrer Gastfreiheit und ihres Fleißes wegen bekannt, aber noch in der rohesten Unwissenheit, da sie weder Bücher noch Schulen haben, keine ihrer Sprachen auf Regeln zurückgeführt ist und nur sehr wenige Kinder je das Spanische lernen. All ihre Belustigungen haben einen alterthümlichen Charakter, der sie den Zeitvertreiben der wilderen Stämme sehr ähnlich macht. Ehe die Regierung von Neu-Mejico so sehr verarmt war, hielt man jährlich am 16ten September ein Fest in der Hauptstadt, zum Andenken der Unabhängigkeiterklärung, wozu die Pueblos eingeladen wurden. Die Krieger und die jungen Leute jedes Stammes und auch eine Schaar dunkelfarbiger Mädchen erschienen bei diesen Gelegenheiten, bemalt und geputzt nach alter Stammsitte, und belustigten die Städter mit seltsamen Kunststücken und Tänzen aller Art. Jedes Pueblo hatte seine eigene Tracht und seinen besonderen Tanz. Die Männer eines Dorfes verkleideten sich zuweilen als Elenthiere mit Hörnern auf den Köpfen, auf allen Vieren gehend und das Thier nachahmend, das sie vorstellen wollten. Andere erschienen als Truthähne mit großen schweren Flügeln und gingen, sich spreizend, einher. Die Pecos-Stämme aber, schon auf sieben Seelen herabgeschmolzen, belustigten immer am meisten. Ihr Lieblingspaß aber war, sich in eine Büffelhaut zu hüllen, mit Hörnern und Schwanz, und umherzuspringen zu wirklichem oder erkünsteltem Schrecken der Weiber und zur großen Freude der Knaben.

Die Dörfer der Pueblos sind zwar im Allgemeinen regelmäßiger gebaut als die mejicanischen und bestehen aus denselben Baustoffen, die in den ältesten Zeiten gebraucht wurden. Ihre Wohnhäuser sind zwar nicht so geräumig als die Häuser der Mejicaner, sie enthalten selten mehr als zwei oder drei kleine Gemächer im Erdgeschosse und sind ohne Hof, aber sie haben gewöhnlich ein weit höheres Ansehen, da sie oft aus zwei und zuweilen noch mehren Stockwerken bestehen. Eine Eigenheit dieser Gebäude ist, daß in der Regel keine unmittelbare Verbindung zwischen der Straßenseite und den unteren Gemächern

besteht, in welche man durch eine Fallthüre aus dem oberen Stockwerke gelangt, worein man von außen auf Leitern steigt. Selbst der Eingang zu den oberen Stockwerken ist oft auf dem Dache. Man scheint diese Bauart angenommen zu haben, um sich gegen die herumschweifenden räuberischen Nachbarn aus den wilden Stämmen zu sichern, mit welchen die Pueblos oft Fehden hatten. War die Familie bei Anbruche der Nacht im Hause beisammen, so wurde die Leiter hinaufgezogen, und so waren die Bewohner in einer Art von Vestung eingeschlossen, welche den dürftigen Kriegswerkzeugen der wilden Indianer trotzen konnte.

Dieß ist zwar die gewöhnliche Bauart, es giebt aber ein Pueblo Taos, fast nur aus zwei sehr sonderbar gebauten Gebäuden bestehend, eines an jedem Ufer eines kleinen Flusses, und beide in früheren Zeiten durch eine Brücke verbunden. Das Erdgeschoß ist ungefähr 400 Fuß lang, 150 Fuß breit, und in zahlreiche Gemächer getheilt, auf welchen andere regelmäßig zurückweichende Stockwerke angelegt sind, die eine funfzig bis sechzig Fuß hohe, und aus sechs bis acht Geschossen bestehende Pyramide bilden. Nur die äußeren Gemächer scheinen als Wohnräume zu dienen, und werden durch kleine Fenster an den Seiten erleuchtet, aber den Eingang bilden Fallthüren auf dem Dache. Die meisten inneren Gemächer werden als Kornspeicher und Vorrathkammern benutzt, oder eine geräumige Halle in der Mitte des Gebäudes, die Estufa, ist zu den geheimen Berathungen bestimmt. Diese beiden Gebäude enthalten, wie man sagt, Wohnungen für mehr als sechshundert Menschen. Ein ähnliches Gebäude sieht man im Pueblo Picuris, und auch in einigen Pueblos der Moquis soll es deren geben.

Einige dieser Dörfer sind auf Felsenhöhen gebaut, die fast unzugänglich zu sein scheinen, wie die Trümmer des alten Pueblo San Felipe, die man am Rande eines steilen, mehre hundert Fuß hohen Absturzes sieht, dessen Fuß der reißende Rio del Norte bespült. Das noch vorhandene Pueblo Acoma steht auf einer frei liegenden Höhe, deren ganze Fläche das Dorf

einnimmt, überall von schroffen Klippen umringt. Die Einwohner steigen auf Leitern in das Dorf und auf Stufen, die in den Felsen gehauen sind, auf welchem es steht.

Zur Zeit der Eroberung verfertigten viele dieser Pueblos eigene Gewebe von Baumwolle und anderen Stoffen; aber mit ihrer Freiheit scheinen sie auch ihre meisten Kunstfertigkeiten verloren zu haben, und man findet jetzt die feineren einheimischen Fabrikate nur noch unter den Moquis und Navajos, die ihre Unabhängigkeit behaupten. Die Pueblos verfertigen jedoch einige gewöhnliche Arten von Decken und Tilmas und andere wollene Stoffe. Auch machen sie nach ihrer alten einheimischen Weise, sowohl für eigenen Gebrauch als für den Handel, verschiedene Topfgeschirre, die nicht viel geringer sind als die Waaren der gewöhnlichen Töpfereien in den Vereinigten Staaten. Die irdenen Töpfe halten sehr gut das Feuer aus und werden überall selbst bei den Mejicanern zum Kochen gebraucht, statt gußeiserner Geschirre, die man dort gar nicht kennt. So roh diese Töpferarbeiten sind, sie verrathen doch viel Geschicklichkeit, wenn man erwägt, daß sie ohne Drehscheibe oder irgend eine Maschine verfertigt werden. Sie sind oft seltsam bemalt mit farbigem Thon und dem Safte einer Pflanze, Guaco genannt, der beim Brennen eine glänzendere Farbe erhält. Auch verfertigen sie ein eigenes Weidengeflecht, besonders Gefäße, die so dicht geflochten sind, daß sie, einmal von Feuchtigkeit angeschwollen, Flüssigkeiten halten und daher als leicht und bequem von Reisenden gebraucht werden..

Die Tracht vieler Pueblos ist in manchen Beziehungen dem Anzuge der gemeinen Mejicaner ähnlich geworden, die meisten aber haben noch immer viel von ihrer ursprünglichen Sitte. Die Pueblos von Taos und andere im Norden gleichen in dieser Hinsicht den Stämmen in den Prairieen, aber die Pueblos südlich und westlich von Santa Fe kleiden sich auf eine andere Art, welche mit der Tracht der ursprünglichen Bewohner der Stadt Mejico große Aehnlichkeit haben soll. Der Indianer-Schuh,

der Mocassin, ist der einzige Theil der Prairieen-Tracht, der allen Indianern und beiden Geschlechtern gemein zu sein scheint. Die meisten tragen eine Art kurzer Beinkleider und lange Strümpfe, die sie wahrscheinlich von den Spaniern entlehnt haben. Das Saco, ein wollenes Wamms ohne Aermel, ist der obere Theil ihrer äußeren Bekleidung, und nur bei schlechtem Wetter bedienen sie sich des Tilma. Sehr wenige Indianer haben Hüte oder sonst irgend eine Kopfbedeckung, und sie tragen in der Regel ihre Haare lang, gewöhnlich in einen mit buntem Zeuche umwickelten Zopf gebunden. Die Weiber der nördlichen Stämme kleiden sich ziemlich wie die Indianerinnen in den Prairieen; die gewöhnliche Frauentracht aber in den südlichen und westlichen Pueblos ist eine hübsche dunkelfarbige kleine Decke, die unter einem Arme hingezogen und auf der anderen Schulter angeheftet wird, so daß beide Arme frei bleiben. Gewöhnlich tragen die Weiber darunter ein baumwollnes Hemd und einen Gürtel um den Leib. Selten oder nie sieht man eine echte Indianerin aus den Pueblos in mejicanischer Tracht.

Die gebräuchlichsten Waffen unter den Pueblos sind Bogen und Pfeil, nebst einer langschäftigen Lanze und zuweilen eine Flinte. Der Schild von ungegerbter Haut ist auch sehr gebräuchlich, und wiewohl von geringem Nutzen gegen Schießgewehr, kann er doch dazu dienen, Pfeile und Lanze abzuhalten.

Diese Indianer nähren sich in den meisten Beziehungen wie die Mejicaner, welche in der That mit den Geschirren auch viel von den Indianischen Speisen aufgenommen haben. Die Tortilla, die Atole und die Pinole, oder das mit kaltem Wasser angerührte Maismehl, und viele andere sind von den Indianern entlehnt. Einige wildere Stämme bereiten eine eigene Art von Pinole, die aus gemahlenen Mezquite-Bohnen gemacht wird. Außer der Tortilla bereiten sie noch eine andere Art von Brot, Guayave genannt, einem Hornissen-Nest so ähnlich, daß Fremde es zuweilen so nennen. Es wird gewöhnlich von Mais gemacht, der wie zu den Tortillas zubereitet und gemahlen und

zu einem flüssigen Teige verdünnt wird. Ich trat einst in eine Indianerhütte, wo ein junges Mädchen Guayaves buk. Sie saß vor dem Feuer, über welchem ein großer flacher Stein geheizt ward, und neben ihr stand ein Topf mit dem zubereiteten Teige. Mit der Hand nahm sie den Teig heraus und strich ihn auf den geheizten Stein. Was sich anhängt, bäckt sogleich und wird abgeschält. Das Mädchen wiederholte dieß mehr als zwölfmal in einer Minute. Als sie meine Neugier bemerkte, reichte sie mir schweigend ein frisches Gebäck. Ich fand es ziemlich schmackhaft, wiewohl es, nach meiner späteren Erfahrung, wenn es kalt ist, zähe und fade wird, wie die kalte Tortilla. Es ist dünner als Oblaten, und einige Dutzende, die man zusammenrollt, bilden die Guayave, welche so zubereitet, den Indianern auf ihren Wanderungen Monate lang zur Nahrung dient.

Funfzehnter Abschnitt.

Die wilden Stämme in Neu-Mejico. — Die Azteken. — Die Trümmer von Bonito. — Die verschiedenen Stämme. — Fehden zwischen den Mejicanern und den Indianern. — Die Navajos. — Die Apaches. — Die Chihuahueños. — Das unüberwindliche Gallien besiegt. — Juan José. — Vergeltung. — Die wandernden Jutas. — Kriegsabenteuer.

Alle Indianer in Neu-Mejico, die nicht Pueblos genannt werden oder sich nicht zum Christenthume bekennen, werden zu den wilden Stämmen gezählt, obgleich einige unter ihnen große Fortschritte in nützlichen Künsten, Manufacturen und Ackerbau gemacht haben. Wer die ältere Geschichte von Mejico kennt, erinnert sich, daß nach den Ueberlieferungen der Ureinwohner alle Hauptstämme in Anahuac aus dem Norden kamen, und daß die Stämme Mejicos, besonders die Azteken, aus dem nördlichen Californien oder Nordwesten von Neu-Mejico auswanderten. Der Geschichtschreiber Clavigero bemerkt in Beziehung auf diese Auswanderung, daß die Azteken oder mejicanischen Indianer, welche die letzten Ansiedler im Lande Anahuac waren, bis ungefähr zum Jahre 1160 der christlichen Zeitrechnung in Aztlan, einem Lande im Norden des Meerbusens von Californien, wohnten; er schließt dieß aus der Richtung ihrer Wanderungen und aus den Nachrichten, welche die Spanier später auf ihren Kriegszügen durch jene Länder erhielten. Clavigero zeigt dann, durch welche Umstände sie wahrscheinlich bewogen wurden, ihre Heimat zu verlassen, und setzt hinzu, was auch ihr Beweggrund gewesen sein

möge, es lasse sich nicht wohl bezweifeln, daß sie die Wanderung wirklich gemacht haben. Wie er sagt, zogen sie in südöstlicher Richtung nach dem Rio Gila, wo sie einige Zeit sich aufhielten, und wo man noch die Trümmer ihrer Häuser am Ufer des Flusses sieht. Sie zogen dann in eine Gegend über 250 Meilen nordwestlich von Chihuahua, ungefähr unter 29° nördlicher Breite, wo sie wieder Halt machten. Man kennt diese Gegend unter dem Namen „Casas grandes" (große Häuser), wegen eines großen Gebäudes, das dort noch zu sehen ist und nach der allgemeinen Ueberlieferung von den mexicanischen Indianern während ihrer Wanderungen erbaut wurde. Das Gebäude ist nach dem Plane der Häuser in Neu-Mexico gebaut, aus drei Stockwerken bestehend, mit einer „Azotea" oder Terrasse bedeckt und ohne einen Eingang in das Erdgeschoß. Eine Leiter dient auch hier zur Verbindung mit dem zweiten Stockwerke.

Wenn man auch annimmt, daß die Ueberlieferungen, auf welche Clavigero seine Schlüsse baut, unbestimmt und ungewiß sind, so beweisen doch die noch vorhandenen Trümmer, daß jene Gegenden einst von einem weit gebildeteren Volke bewohnt wurden, als man jetzt unter den Eingeborenen findet. Von dieser Art sind die Trümmer des Pueblo Bonito, in der Richtung von Navajó, an den Gränzen der Cordilleras. Die Häuser sind meist von feinkörnigem Sandsteine gebaut, der bei Bauwerken im Norden jetzt gar nicht vorkommt. Einige dieser Gebäude sind zwar sehr stark und geräumig, aber meist in kleine unregelmäßige Gemächer getheilt, deren viele noch ganz unversehrt stehen, da sie noch mit den Querbalken bedeckt sind, die sich unter den Azoteas von Erde gesund erhalten, und doch sind sie von so hohem Alter, daß keine Ueberlieferung etwas von ihrem Ursprunge erzählt. Man findet keine Bilder, kein Bildwerk irgend einer Art darin. Außer diesen Trümmern sieht man noch viele andere, doch nicht so gut erhaltene, die in den Ebenen und in den Gebirgen zerstreut sind. Merkwürdig ist, daß einige derselben in großer Entfernung vom Wasser liegen und die Bewohner daher nur auf

Regen rechnen mußten, wie es noch bis auf diesen Tag im Pueblo Acoma der Fall ist. Die Trümmer im Pueblo Bonito sowohl, als die noch vorhandenen Gebäude in Moqui in derselben gebirgigen Gegend und anderen Pueblos in Neu-Mejico, sind den Casas grandes so ähnlich, daß wir zu dem Schlusse kommen müssen, die Urheber dieser Bauwerke für Abkömmlinge eines gemeinschaftlichen Stammes zu halten. Die jetzige Verschiedenheit zwischen den Sprachen jener Völker und der Indianer in Mejico kann schwerlich einen Einwurf gegen diese Voraussetzung bilden, wenn man bedenkt, wie viele Jahrhunderte seit ihrer Trennung verflossen sind.

Die angesehensten wilden Stämme, die in dem Gebiete von Neu-Mejico wohnen oder ihre Einfälle oder Wanderungen dahin ausdehnen, sind die Navajos, die Apaches, die Jutas, die Caiguas oder Kiawas und die Comanches. Die ersten zwei Stämme sind von gleicher Abstammung, und man findet in ihren Sprachen selbst jetzt nur eine unbedeutende Verschiedenheit. Die Apaches theilen sich in zahlreiche kleine Stämme, und ein abgetrennter elender Ueberrest von einem derselben, die Jicarillas, wohnt im Gebirge nördlich von Taos.

Die Navajos werden auf 10,000 Seelen geschätzt, und wiewohl nicht der zahlreichste, sind sie doch, wenigstens in geschichtlicher Beziehung, der bedeutendste von allen nördlichen Stämmen in Mejico. Sie wohnen in dem Hauptzweige der Cordilleras, 150 bis 200 Meilen westlich von Santa Fe, am Rio Colorado von Californien, nicht weit von der Gegend, aus welcher die Azteken nach Mejico gewandert sein sollen. Man kann sie aus vielen Gründen für unmittelbare Abkömmlinge eines Ueberrestes jenes berühmten Stammes der Vorzeit halten. Sie wohnen zwar in rohen Hütten, die den Wigwams der Pawnie-Indianer gleichen, aber seit undenklichen Zeiten haben sie alle übrigen Stämme in ihren Manufakturen übertroffen. Sie sind, wie die Moquis, noch immer in einigen Baumwollengeweben ausgezeichnet und zeigen große Geschicklichkeit in der alterthümlichen

Kunst, Thierhäute mit Stickereien von Federn zu zieren. Auch verfertigen sie jetzt eine eigene Art von Deckenzeuch, von so dichtem Gewebe, daß es oft so wasserdicht als die mit Federharz bereiteten Stoffe ist und daher zu Regenmänteln viel gebraucht wird. Einige der feineren Arten werden an die Mexicaner oft zu funfzig bis sechzig Dollars das Stück verkauft.

Die Navajos führen zwar jetzt ein räuberisches und etwas unstetes Leben, bauen aber alle Körnerfrüchte und Gemüse, die man in Neu-Mexico findet. Auch besitzen sie ansehnliche Heerden von Pferden, Maulthieren, Rindvieh, Schafen und Ziegen von eigener Zucht, die für weit besser gehalten werden als die mexicanischen, was ohne Zweifel daher rührt, daß sie mehr Aufmerksamkeit auf die Veredelung ihres Viehstandes wenden.

Alexander von Humboldt sagt uns zwar, daß vor den Metzeleien im Jahre 1680 einige Missionare unter diesem Stamme gelebt haben, aber es sind seitdem nur wenige Versuche gemacht worden, diese Indianer zum Christenthume zu erziehen. Sie leben jetzt als Heiden, nicht nur unabhängig von den Mexicanern, sondern auch ihre furchtbarsten Feinde.

Nach der Gründung der Unabhängigkeit erbitterte die Regierung von Neu-Mexico ihre wilden Nachbarn, besonders die Navajos, durch wiederholte Grausamkeiten und Treulosigkeiten, die wohl zu Feindseligkeiten reizen mußten. Einst versammelten sich, auf die Einladung der Regierung, mehre Häuptlinge und Krieger der Navajos in dem Pueblo Cochiti, um einen Friedensvertrag zu bevestigen. Die Neu-Mexicaner, ohne Zweifel erbittert durch die Erinnerung an früher empfangene Beleidigungen, überfielen unversehens die Indianer und metzelten alle nieder. Als um dieselbe Zeit, erzählt man, drei Indiauer von den nördlichen Gebirgen als Gefangene nach Taos gebracht wurden, forderten die Jicarillas die Auslieferung dieser ihrer bittersten Feinde. Die mexicanischen Behörden, die diesen Stamm zu erzürnen fürchteten, gewährten ruhig das grausame Verlangen, und die Gefangenen wurden kaltblütig vor ihren Augen niedergemetzelt.

Kein Wunder, daß die Neu-Mejicaner so allgemein von ihren wilden Nachbarn bekriegt werden.

Vor ungefähr funfzehn Jahren wurden die Navajos durch die kräftigen Maßregeln des Obersten Vizcarra besiegt, dem es gelang, sie einige Zeit in der Unterwerfung zu halten; aber seit seiner Abreise aus Neu-Mejico gab es keinen Mann, der fähig gewesen wäre, diesen verwegenen Indianern Ehrerbietung oder Furcht einzuflößen, und sie haben seit zehn Jahren ungestraft das Land überzogen und gemordet und zerstört, wie es ihre Laune ihnen eingab. Bei der Annäherung des Frühlings werden den Machthabern zu Santa Fe gewöhnlich Friedensanträge gemacht, die man bereitwillig annimmt. Diese freundschaftliche Ausgleichung setzt die schlauen Indianer in Stand, ihre Saaten ungestört zu bestellen und die Güter, die sie den Mejicanern auf ihren Raubzügen gestohlen haben, mit Vortheil zu verkaufen; sobald aber ihre Ackerbauarbeiten zu Ende sind, erneuern sie die Feindseligkeiten, und das Spiel des Raubes und der Zerstörung beginnt wieder.

Gegen Ende des Jahres 1835 ward eine Schaar von Freiwilligen aufgeboten, welcher die meisten angesehenen Männer in Neu-Mejico sich anschlossen, um den Krieg in das Gebiet der Navajos zu spielen. Als die Indianer von der Annäherung ihrer Feinde hörten, mochten sie wünschen, ihnen eine so lange Reise zu ersparen, und sammelten einen Haufen erlesener Krieger, die hinauszogen, um dem Feinde in einem Gebirgpasse einen Hinterhalt zu legen. Der tapfere Heerhaufen, der den ihm bereiteten Empfang nicht ahnete, schlenderte in zerstreuten Gruppen und überließ sich einer lärmenden Lustigkeit, als das laute gellende Kriegsgeschrei, von mehren Schüssen begleitet, Alle in stumme Bestürzung versetzte. Einige stürzten erschrocken von ihren Pferden, andere feuerten blindlings ihre Gewehre ab, und es vergingen einige Minuten, ehe sie sich von ihrem Schrecken so weit erholt hatten, daß sie die Flucht ergreifen konnten. Einige Leute wurden in diesem lächerlichen Kampfe getödtet, unter welchen der

Hauptmann Hinófos, der die Linientruppen befehligte, der angesehenste war. Eine merkwürdige, aber durchaus beglaubigte Anekdote, die diesen Mann betrifft, mag hier eine passende Stelle finden. Als er einst zu einem Kriegszuge aufbrechen wollte, befahl er seinem Sergeanten, eine Pulverflasche aus einer unangebohrten kleinen Tonne zu füllen, die fünfundzwanzig Pfund hielt. Der Sergeant bohrte mit einem Zwickbohrer ein Loch, als aber das Pulver zu langsam herauskam, suchte er ein passendes Werkzeug, um die Oeffnung zu vergrößern. Seine Blicke fielen auf ein Schüreisen, das neben dem Herde lag. Das Eisen glühend machen und in das Loch der Tonne stecken, war das Werk einer Minute, als augenblicklich die Tonne sich entzündete und der obere Theil des Gebäudes in die Luft gesprengt wurde. So wunderbar die Rettung erscheinen mag, der Sergeant sowohl als der Hauptmann, der Zeuge des ganzen Vorgangs war, kamen mit dem Schrecken davon, wiewohl beide schwer verletzt wurden. Der sinnreiche Sergeant wurde Staatssecretär unter dem Gouverneur Gonzalez und ist seitdem immer im Staatsdienste angestellt gewesen, später aber Hauptmann geworden.

Die Apaches sind der zahlreichste und mächtigste der wilden Stämme, die im Inneren des nördlichen Mejico wohnen, aber der unsteteste von allen. Man schätzt sie zu 15,000 Seelen, welche aber in mehre kleine Rotten zerfallen, auf einem unermeßlichen Gebiete zerstreut. Diejenigen, die ostwärts vom Rio del Norte wohnen, werden gewöhnlich Mezcaleros genannt, nach einem bei ihnen sehr beliebten Nahrungsmittel, das Mezcal *) heißt; aber der weit zahlreichere Theil des Stammes wohnt in den westlichen Gegenden und ist unter dem Spottnamen Coyoteros bekannt, angeblich weil diese Indianer den Coyote oder Prairieenwolf essen. Die Apaches lieben das Wanderleben mehr als irgend ein anderer Stamm in Mejico. Sie bauen nie Häuser,

*) Die gebackene Wurzel der Maguey und einer anderen ähnlichen Pflanze.

sondern wohnen in Wigwams oder Zelten von Häuten und Decken. Sie machen keine Manufakturarbeiten, bauen nichts an, gehen selten auf die Jagd, da ihr Gebiet ohne Wild ist, und ihre große Volksmenge, unter welcher wenigstens zweitausend Krieger sind, scheint bloß von dem Ertrage ihrer Plünderungen zu leben.

Die Nahrung der Apaches besteht hauptsächlich in dem Fleische der Rinder und Schafe, die sie aus den Ranchos und Meiereien der Mexicaner stehlen, doch soll, wie man sagt, Maulthierfleisch ihre Lieblingspeise sein. Ich habe oft um ihre eben verlassenen Lagerplätze die Ueberreste geschlachteter Maulthiere gesehen. Einmal aber sah ich ihre Fährte auf viele Meilen weit buchstäblich mit Ueberresten von Maulthieren bestreut, die sie offenbar nicht in der Absicht getödtet hatten, sie zu verzehren. Es ist, wie man mir erzählt hat, die Gewohnheit der Häuptlinge dieses Stammes, so oft unter ihren Kriegern ein Streit über das Eigenthum an einem Maulthiere entsteht, das Thier sogleich zu tödten, um allen Zank abzuschneiden. Man konnte aus der großen Anzahl todter Maulthiere, die sie hinter sich zurückgelassen hatten, den Schluß ziehen, daß nicht eben große Eintracht unter den Gliedern des Stammes geherrscht haben konnte, wenigstens nicht auf jener Wanderung. Wie die meisten wilden Stämme in Nord-Amerika, sind die Apaches geistigen Getränken leidenschaftlich ergeben, und oft sieht man sie in Friedenszeiten völlig berauscht um die mexicanischen Dörfer taumeln.

Dieser Stamm erstreckt seine Züge über einige Theile von Californien, über den größten Theil von Sonora, die Gränzen von Durango, und in gewissen Jahrzeiten streift er sogar bis Coahuila. Jede Gegend dieser einst blühenden Landschaft hat durch ihre Einbrüche gelitten. Die örtlichen Behörden sind so einfältig, daß die Indianer, um über ihren Raub ohne die mindeste Belästigung zu verfügen, oft mit einem Departement Frieden schließen, während sie fortfahren, gegen die benachbarten einen vertilgenden Krieg zu führen. Dieß verschafft ihnen einen

stets offenen Markt für den Absatz ihrer Beute und für den Ankauf von Kriegsbedarf, um ihre Verheerungen fortzusetzen. Im Jahre 1840 sah ich von Santa Fe eine ansehnliche Handelsgesellschaft abgehen, die den Apaches Waffen und eine große Menge Branntwein zuführen wollte, um Maulthiere und andere Beute einzutauschen, welche die Indianer aus den südlichen Gegenden weggeführt hatten. Dieser Handel wurde von den Behörden nicht nur geduldet, sondern offen begünstigt, da die höchsten Beamten, den Gouverneur nicht ausgenommen, bei dem Erfolge betheiligt waren.

Die Apaches bieten den Behörden in Chihuahua dann und wann einen Waffenstillstand an, der gewöhnlich unter den von ihnen gemachten Bedingungen angenommen wird. Bei einer solchen Gelegenheit ward einmal festgesetzt, daß den Räubern ein redlich erworbenes Recht auf all ihr gestohlenes Gut beigelegt werden sollte. Es wurde von der Regierung verordnet, einer großen Anzahl von Maulthieren und Pferden, welche die Indianer den Bürgern abgenommen hatten, das Venta- oder Verkaufzeichen aufzubrennen. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß diese Waffenstillstände von den schlauen Wilden gewöhnlich nur so lange gehalten wurden, als sie Zeit brauchten, ihren Raub abzusetzen. Brauchten sie mehr Maulthiere zum Dienste oder zum Handel, mehr Rinder für ihre Küche, mehr Schädelhäute zum Kriegstanze, so gingen sie unfehlbar wieder zu Raub und Mord über.

Die Räubereien der Apaches haben so lange gedauert, daß, außerhalb der nächsten Umgegend der Städte, das ganze Land von Neu-Mejico bis an die Gränzen von Durango fast entvölkert worden ist. Die Meiereien und Ranchos sind meist verlassen, und die Einwohner haben sich in die Städte zurückgezogen. Die Verwegenheit der Wilden ging so weit, daß drei oder vier Krieger sich am hellen Tage bis auf eine halbe Stunde der Stadt Chihuahua näherten, die Arbeiter auf dem Felde tödteten und ohne den mindesten Widerstand ganze Heerden von Maulthieren und

Pferden wegtrieben. Zuweilen läßt man die Räuber von Soldaten verfolgen, aber wie es scheint, nur in der Absicht, die Schwäche dieser Kriegsleute darzuthun, da sie sich fast immer eilig zurückziehen, ohne den Feind auch nur gesehen zu haben. Und doch kann man immer in den Spalten der zu Chihuahua erscheinenden Wochenschrift glühende Schilderungen von den tapferen Waffenthaten der „Operations-Armee" gegen die „bárbaros" lesen, die da erzählen, wie man den Feind mit dem größten Muthe verfolgt', wie das Kriegsvolk die größte Tapferkeit und ein unbezwingliches Verlangen gezeigt habe, die Feigen einzuholen, und wie man durch eine außerordentliche Vereinigung ungünstiger Umstände genöthigt worden sei, die Verfolgung aufzugeben. Es würde in der That schwer sein, ein muthigeres Volk zu finden, als die Chihuahueños oder Chihuahuenses sich auf dem Papier darzustellen wissen. Als die Nachricht von dem berühmten Gefechte gegen die Franzosen bei Vera Cruz *), in welchem Santa Ana den Ruhm erwarb, ein Bein zu verlieren, nach Chihuahua kam, wurde das Ereigniß mit gebührenden Freudenbezeigungen gefeiert. Das nächste Stück des „Noticioso" enthielt eine tapfere Prahlerei, welche der Welt die erstaunliche Thatsache verkündete, daß ein Mejicaner es mit vier französischen Soldaten in der Schlacht aufnehmen könnte, und schloß mit einer „cancion patriotica," in welcher folgende köstliche Verse den Kehrreim bildeten:

Chihuahuenses, la patria gloriosa
Otro timbre á su lustre ha añadido;
Pues la invicta, la Galia indomable
Al valor Mejicano ha cedido.

Das ist wörtlich:

Chihuahuaner, unser glorreich Land
Fügt' einen andern Strahl zu seinem Glanz,
Das unbesiegte unzähmbare Gallien
Erlag dem Muth der Mejicaner.

*) Im December 1838.

Durch die umgekehrten Buchstaben in den Worten invicta, la Galia indomable der dritten Zeile giebt der Dichter der Welt zu verstehen, daß im Reiche der Gallier endlich durch die glorreichen Thaten des „valor Mejicano„ das Oberste zu unterst gekehrt worden sei.

Nach den Erzählungen von den durch die Apaches angerichteten Verheerungen möchte man sie für ein ungemein tapferes Volk halten, aber die Mejicaner selber nennen sie Memmen den Comanches gegenüber, und in den Vereinigten Staaten ist man gewohnt, diese als vollkommene Muster von Feigheit zu betrachten, wenn sie mit den Shawnee= und Delaware=Indianern und anderen Gränzstämmen in Kampf gerathen.

Es war einst ein berühmter Häuptling, Namens Juan José, an der Spitze der Apaches, der durch seine außerordentliche Schlauheit und Verwegenheit seinen Stamm im ganzen Lande furchtbar machte. Was besonders dazu beitrug, ihn zu einem gefährlichen Feinde zu machen, war der Umstand, daß er in Chihuahua eine gute Erziehung erhalten hatte, die ihn in Stand setzte, nach der Rückkehr zu seinem Stamme seine Verfolger zu überlisten. Er erhielt durch Beraubung der Briefposten frühzeitig Nachricht von allen Unternehmungen, die gegen ihn ausgerüstet wurden. Eine Erzählung von der Metzelei, in welcher er umkam, möchte dem Leser nicht unwillkommen sein.

Die Regierung von Sonora, die den Räubereien der Apaches nachdrücklich zu begegnen wünschte, erließ eine Bekanntmachung, die jede den Wilden abgenommene Beute für das rechtmäßige Eigenthum der Erbeuter erklärte. Im Frühling 1837 bildete sich eine, meist aus Fremden bestehende Schaar von etwas mehr als zwanzig Mann, die von Gewinnsucht getrieben ward und nicht zweifelte, daß die Indianer nach so vieljährigen glücklichen Räubereien im Besitze großer Reichthümer sein müßten. Unter der Anführung eines Amerikaners, der lange im Lande gewohnt hatte, zogen sie aus. Nach einigen Tagen erreichten sie einen Haufen von ungefähr funfzig Kriegern nebst ihren Familien,

unter welchen auch der berühmte Juan José und drei andere angesehene Häuptlinge sich befanden. Als Juan José die Amerikaner anrücken sah, deutete er ihnen an, daß, wenn sie kämpfen wollten, es zum Kampfe kommen sollte; der Anführer aber gab ihm die Versicherung, daß er mit seinen Gefährten bloß eine Handelsreise unternehmen wollte, und es begann alsbald ein freundlicher Verkehr zwischen beiden Parteien. Der amerikanische Hauptmann aber war entschlossen, diese gefährlichen Häuptlinge unter allen Umständen dem Tode zu weihen, und ließ ein kleines Feldstück, das er vor den Indianern verborgen hatte, mit Kettenkugeln und Kartätschen laden und bereit halten. Die Krieger wurden dann in das Lager eingeladen, um ein Geschenk von Mehl zu empfangen, welches in die Schußweite der Kanone gelegt ward. Als nun die Indianer beschäftigt waren, den Inhalt des Mehlsacks zu theilen, ward auf sie gefeuert und eine beträchtliche Anzahl von ihnen auf der Stelle getödtet. Die Uebrigen wurden mit Kleingewehr angegriffen und gegen zwanzig fielen, und mit ihnen Juan José und die anderen Häuptlinge. Die Krieger, welche entkamen, rächten sich später an anderen Amerikanern, die nicht weit von dem Kampfplatze am Ufer des Rio Gila Jagdthiere fingen. Die wüthenden Wilden überfielen sie, metzelten Alle nieder, funfzehn an der Zahl, mit Einschluß einiger Mejicaner. Die Apaches hatten bis zu jenem Ereignisse nur selten Fremde beraubt, sei es aus Furcht oder aus Achtung. Man ließ kleine Haufen von Fremden ungekränkt durch die Wildniß ziehen, während zahlreiche Karawanen von Mejicanern häufige Angriffe erlitten. Diese anscheinende Parteilichkeit gab Anlaß zu ungegründeter Eifersucht, und die Amerikaner wurden offen beschuldigt, daß sie heimlich mit dem Feinde verbündet wären und ihm sogar Waffen und Kriegsbedarf zuführten. Es mag zwar zuweilen ein Fremder sich in solchen heimlichen und unerlaubten Verkehr eingelassen haben, aber die Mejicaner selber gingen darin viel weiter, wie ich bereits angedeutet habe.

Der Urheber des erzählten treulosen Anschlags gegen die Apaches mochte glauben, daß Verrätherei gegen einen verrätherischen Feind gerechtfertigt werden könnte. Ohne Zweifel war er auch in der Meinung, daß seine Handlung den höchsten Beifall bei den Mejicanern finden würde, die durch die Räubereien jener Häuptlinge so viel gelitten hatten. In dieser Erwartung aber fand er sich höchlich betrogen und ward allgemein getadelt, obgleich die Mejicaner ähnlicher Handlungen schuldig waren. Ich will ein Beispiel davon erzählen.

Im Sommer 1839 saßen einige gefangene Apaches, unter ihnen die Frau eines angesehenen Häuptlings, im Calabozo in der Stadt Paso del Norte. Als der Häuptling von diesem Mißgeschicke Nachricht erhielt, sammelte er gegen sechzig Krieger, drang kühn in die Stadt und forderte die Freilassung seiner Frau und seiner Freunde. Der Befehlshaber der Stadt, der Zeit gewinnen wollte, beschied sie auf den folgenden Tag und versprach, ihr Verlangen zu erfüllen. Während der Nacht wurde die bewaffnete Mannschaft des Bezirks gesammelt, die man aber, als die Apaches zurückkehrten, verborgen hielt. Der Befehlshaber lockte die Indianer ins Gefängniß, unter dem Vorwande, ihnen ihre Freunde zu überliefern. Der arglose Häuptling und ungefähr zwanzig seiner Begleiter gingen in die Falle und wurden mit kaltem Blute niedergemetzelt, doch nicht ohne Verlust der Mejicaner, welche vier bis fünf Krieger in dem Kampfe verloren. Unter diesen war der Befehlshaber selber, der kaum die Worte ausgesprochen hatte: „**Maten á los carajos!**“ (tödtet die Schurken!) als der Häuptling erwiderte: „**Entonces moriras tu primero, carajo!**“ (dann sollst Du zuerst sterben, Schurke) und ihm den Dolch in's Herz stieß.

Neu-Mejico ist zu entfernt von den gewöhnlichen Raubwegen der Apaches, und seine spärlichen Ranchos bieten kein so fruchtbares Feld für ihre Unternehmungen dar als die zahlreichen Meiereien im Südlande, und die Räubereien dieses Stammes haben daher jene Landschaft nur wenig betroffen. Ich weiß nur

von einem einzigen ernstlichen Angriffe, der vor ungefähr zehn Jahren geschah. Eine Schaar von Kriegern rückte kühn gegen die Stadt Socorro an der südlichen Gränze. Es kam zum Kampfe zwischen ihnen und der mexicanischen Streitmacht, die aus einer Kompagnie Linientruppen und der gesammten Miliz des Ortes bestand. Die Mexicaner wurden bald gänzlich zerstreut und in die Straßen ihrer Stadt gejagt, wobei sie einen bedeutenden Verlust erlitten. Die Wilden nahmen ihre Todten mit, doch sollen sie nur sechs bis sieben Mann verloren haben. Ich war am Tage nach diesem Unglücke in der Nachbarschaft. Es herrschte allgemeine Bestürzung unter den Einwohnern, die stündlich einen neuen Einfall der Wilden erwarteten.

Man hat von Zeit zu Zeit, besonders in Chihuahua, verschiedene Plane entworfen, den Verheerungen der Indianer zu steuern, aber meist ohne Erfolg. Der bedeutendste war das sogenannte „proyecto de guerra" im Jahre 1837. Es wurden verschiedene Belohnungen ausgesetzt, die von einer zu diesem Zwecke aufgebrachten Summe bezahlt werden sollten. Für die Schädelhäute eines erwachsenen Mannes, einer Frau und jedes Kindes wurden 100, 50 und 25 Dollars versprochen. Zur Ehre der Republik war jedoch dieser barbarische Plan nur einige Wochen in Wirksamkeit und erhielt nie die Zustimmung der Gesammtregierung, wiewohl einige der einsichtigsten Bürger von Chihuahua ihn eifrig vertheidigten. So lange die Sache bestand, hielt man sich streng daran. Ich sah einst eine Reiterabtheilung in Chihuahua einrücken, deren Anführer eine frische Schädelhaut auf der Spitze seiner Lanze trug, die er im Jubel über seinen Sieg hoch in der Luft schwang. Das nächste Stück der Zeitung enthielt einen amtlichen Bericht über den Vorfall. Die Soldaten verfolgten einen Schwarm Apaches, als sie auf eine Indianerin stießen, die zurückgeblieben war, um ihr kleines Kind in Sicherheit zu bringen. Die Mutter ward ohne Erbarmen niedergemetzelt und ihr die Schädelhaut abgelöst, eben die auf die Lanze gesteckte. Der Offizier schloß seinen Bericht mit

der Nachricht, daß das Kind bald nach seiner Gefangennehmung gestorben wäre.

Die Jutas sind einer der verbreitetsten Stämme des westlichen Landes, und vom Norden Neu-Mejicos bis zum Schlangenflusse und Rio Colorado zerstreut. Sie zählen wenigstens 10,000 Seelen und führen durchaus ein Wanderleben. Eine Abtheilung von ungefähr tausend Seelen bringt den Winter meist in den Gebirgthälern nördlich von Taos zu, den Sommer aber gewöhnlich in den östlichen ebenen Prairieen auf der Büffeljagd. Ihre Sprache soll in entfernter Verwandtschaft mit der Sprache der Navajos stehen, doch schien sie mir weit mehr Kehllaute zu haben und hat einen tiefen Ton wie bei Bauchrednern. Diese Indianer leben zwar dem Namen nach in Frieden mit der Regierung von Neu-Mejico, doch bedenken sie sich nicht, den Jägern und Handelsleuten, die unter ihre streifenden Schaaren fallen, schwere Brandschatzungen aufzulegen, und zuweilen haben sie sich sogar persönliche Gewaltthätigkeiten erlaubt. Ein angesehener mejicanischer Offizier wurde vor nicht langer Zeit von einem Haufen dieser Indianer gegeißelt, und doch wagte es die Regierung nie, die Beleidigung zu rächen.

Im Sommer 1837 stießen fünf bis sechs Shawnee-Indianer, nicht weit von der östlichen Gränze des Felsengebirges, südlich vom Arkansas, auf einen zahlreichen Haufen von Jutas. Sie wurden anfänglich mit großen Freundschaftbezeigungen empfangen, die geringe Zahl ihrer Gäste aber mochte die Jutas zu dem Entschlusse ermuthigen, sie ihrer überflüssigen Güter zu berauben. Die Shawnees hatten zu nicht geringem Erstaunen der Jutas nicht Lust, ihr Eigenthum ruhig zu übergeben, und rüsteten sich zur Gegenwehr. Es kam zu einem Gefechte, das den Jutas mehre Leute und einen geachteten Häuptling kostete, während ihre Gegner ohne Verlust ihre östliche Heimat erreichten.

Einige Tage nach diesem Ereignisse, während die Jutas noch den Verlust ihrer Leute betrauerten, kam ich mit einer kleinen Karawane von ungefähr fünfunddreißig Mann in die Nähe ihrer

zeitweiligen Niederlassung. Kaum hatten wir unser Lager aufgeschlagen, als sie uns in großer Anzahl, Männer, Weiber und Kinder, umschwärmten; die Krieger aber waren mürrisch und zurückhaltend und murmelten nur zuweilen eine Verwünschung der Amerikaner, unmuthig über die von den Shawnees erfahrene Behandlung, die sie für Mischlinge und unsere Verbündeten hielten. Plötzlich faßte ein junger Krieger ein köstliches Pferd, das einem meiner Gefährten gehörte, schwang sich hinauf und sprengte davon. Wir waren überzeugt, daß wir durch ruhige Ertragung dieser Beleidigung sie nur zu neuen ermuthigen würden, und faßten sogleich den Entschluß, das gestohlene Pferd von ihrem Häuptlinge entschieden zurückzufordern. Als unser Verlangen mit Verachtung behandelt wurde, schickten wir ihnen eine Kriegserklärung zu und rüsteten uns zum Angriffe. Das Kriegsgeschrei erscholl augenblicklich in allen Richtungen, und da die Jutas wegen ihrer Tapferkeit und Waffengeschicklichkeit berühmt sind, so setzte die Bereitwilligkeit, womit sie unsere Herausforderung anzunehmen schienen, unsere Gesellschaft in nicht geringe Unruhe. Wir hatten sie bloß aus Prahlerei zu einem Kampfe auf Tod und Leben herausgefordert, ohne im mindesten zu erwarten, daß sie sich unsertwegen so viel Beschwerde machen würden. Aber es war zu spät, aus der Klemme zu kommen.

Kaum war das Lärmzeichen gegeben, als sich die Niederlassung der Indianer in ein Kriegslager verwandelte. Während die berittenen Krieger ihre Pferde tummelten, flohen die Weiber und Kinder, wie verscheuchte Rebhühner, zu den Klippen und Schluchten einer nahen Felsenhöhe. Ein Dritttheil unserer Gesellschaft bestand aus Mejicanern, und der erste Schritt der Indianer war, ihnen Sicherheit zu versprechen, in der Hoffnung, unseren schon so schwachen Haufen zu vermindern. Ein junger Krieger ritt kühn auf uns zu und sprach in gutem Spanisch: „Meine mejicanischen Freunde, wir wollen Euch nicht kränken. Ueberlaßt uns diese Amerikaner, es soll nicht einer von ihnen mit dem Leben davon kommen.“ Die Mejicaner waren ziemlich

muthige Rancheros und antworteten bloß: „Al diablo, wir haben nicht vergessen, wie Ihr uns behandelt, wann Ihr uns allein findet. Jetzt sind wir bei Amerikanern, die ihre Rechte vertheidigen wollen, und Ihr könnt reichliche Vergeltung für alle empfangenen Beleidigungen erwarten." In der That, die Mejicaner schienen am meisten den Beginn des Kampfes zu wünschen; ein merkwürdiger Beweis, wie wirksam das Vertrauen auf Gefährten ist.

Eine Entscheidung war nun nahe. Zwei Drehbassen, die wir bei uns führten, wurden gerichtet, mit Zündkraut versehen und die Lunten angezündet. Jedermann war mit seinem Gewehre auf seinem Posten, Jedermann von dem Wunsche beseelt, sich gut zu halten, was auch der Erfolg sein möchte, als die Indianer, die uns entschlossen sahen, den Kampf zu bestehen, Unterhandlungen anknüpften. Eine alte Indianerin, die Mutter eines angesehenen Häuptlings, wie man sagte, ritt heran und rief: „Meine Söhne, die Amerikaner und die Jutas sind seither Freunde gewesen und unsere alten Männer wünschen es zu bleiben; nur einige ungestüme und halsstarrige junge Leute wollen fechten." Das gestohlene Pferd wurde bald nach dieser Anrede zurückgegeben; der Friede ward in beiden Lagern freudig verkündet und die Anführer bestätigten ihn bei einer geselligen Tabakpfeife.

Sechszehnter Abschnitt.

Rückreise von Santa Fe. — Heimkehrende Karawanen. — Begräbniß in der Wüste. — Unerwarteter Angriff. — Independence. — Die Mormon-Secte.

Ich will den Leser mit einer Beschreibung meiner Reisen zwischen Mejico und den Vereinigten Staaten während der sieben Jahre nach meiner ersten Ankunft in Santa Fe nicht aufhalten, und hier nur bemerken, daß ich in den Herbstmonaten 1833 und 1836 durch die Ebenen nach den Vereinigten Staaten zog und in jedem folgenden Frühling mit Waaren nach Santa Fe zurückkehrte. Im Jahr 1838 erledigte ich meine Angelegenheiten in Nord-Mejico und bereitete mich, Abschied von dem Lande zu nehmen, daß ich nicht wieder zu sehen glaubte. Die Folge wird zeigen, daß ich mich darin irrte.

Die Karawanen kehren gewöhnlich im Herbste nach den Vereinigten Staaten zurück, und seit dem Beginn des Handels ist nicht ein Herbst vergangen, ohne daß Karawanen heimgekehrt wären. Zuweilen haben auch wohl im Frühlinge einige die Rückreise angetreten, doch nicht regelmäßig und meist nur in sehr kleinen Zügen. Auch die Herbstgesellschaften sind klein, wenn man sie mit den nach Santa Fe ziehenden Karawanen vergleicht, denn außer den Kaufleuten, die fortdauernd im Lande bleiben, reisen viele von denjenigen, die in den südlichen Landschaften Handel treiben, über Matamoros oder einen anderen südlichen Hafen nach den Vereinigten Staaten zurück. Die heimkehrenden Herbstgesellschaften sind daher nur zwischen funfzig und hundert

Mann stark. Sie verlassen Santa Fe vier bis fünf Wochen nach ihrer Ankunft, gewöhnlich gegen den ersten September. Diese Gesellschaften haben selten über dreißig bis vierzig Wagen, da viele von denjenigen, welche die jährlichen Karawanen mitbringen, im Lande verkauft werden.

Einige der Kaufleute, die im Frühlinge ausziehen, kehren im nächsten Herbste zurück, weil sie das Glück haben, ihre Waaren schnell und mit Gewinn abzusetzen, andere aber sind genöthigt, im Herbste zurückzukehren, um ihren Kredit zu retten, ja um ihr Besitzthum in der Heimath zu erhalten, das sie, besonders in früheren Zeiten, zuweilen verpfändet hatten, um die Bezahlung der Waaren zu sichern, die sie mitnahmen. In solchen Fällen mußten sie ihre Waaren nicht selten mit großen Opfern verkaufen, um den Strafen zu entgehen, welchen sie sich durch Verletzung ihrer Verpflichtungen in der Heimath aussetzten. Junge Händler werden auch wohl entmuthigt durch eine nicht erwartete Flauheit des Handels, und verkaufen nicht selten im Ganzen um jeden Preis, wiewohl oft mit ansehnlichem Verluste. Diejenigen aber, welche diesen Handel regelmäßig treiben, rechnen gewöhnlich darauf, eine Jahreszeit, vielleicht auch ein ganzes Jahr, zu verwenden, um ihre Unternehmung abzuschließen, ihre Waaren zu verkaufen und Rückfracht zu erhalten.

Die Wagen einer heimkehrenden Karawane sind gewöhnlich nur leicht beladen, und die Rückfracht eines einzelnen Wagens beträgt in der Regel 1000 bis 2000 Pfund; denn die Zugthiere sind nicht nur unfähig, schwere Lasten zu ziehen, wegen des Mangels an Weide in jener Jahreszeit, sondern die Annäherung des Winters nöthigt auch die Händler, schneller zu reisen, so daß die Rückreise gewöhnlich in ungefähr vierzig Tagen gemacht wird. Der Betrag der Fracht nach der Heimath ist verhältnißmäßig gering. Die Zahlungen werden, wie bereits erwähnt, hauptsächlich in baarem Gelde oder ungemünztem Gold und Silber gemacht. Das Gold ist meist Goldstaub aus den Minen bei Santa Fe, das Silber aus den südlichen Bergwerken, be-

sonders aus der Umgegend von Chihuahua. Außer einer beträchtlichen Anzahl von Maulthieren und Eseln, nehmen die heimkehrenden Karawanen auch einige Büffelhäute, Pelzwerk und Wolle mit, wiewohl diese letzte kaum die Fracht für Wagen bezahlt, die sonst leer gehen müßten.

Am 4ten April 1838 verließen wir Santa Fe. Unsere Reisegesellschaft bestand aus drei und zwanzig Amerikanern und zwölf mejicanischen Dienern. Wir hatten sieben Wagen, zwei kleine Feldstücke und eine große Menge kleiner Waffen. Die bedeutendsten Eigenthümer führten gegen 150,000 Dollars in Baarschaft und ungemünztem Gold und Silber bei sich, die meist der Ertrag der Handelsunternehmungen des verflossenen Jahres waren. Wir zogen rasch und munter vorwärts, bis wir das Flüßchen Ocaté, einen Nebenfluß des Colorado erreichten, wo einer unserer geachtetsten Handelseigenthümer uns plötzlich durch den Tod entrissen ward. Es fehlte uns an Mitteln, ihn anständig zu begraben, und wir mußten den Leichnam in eine Decke wickeln. Es ward auf einer Anhöhe am nördlichen Ufer des Flusses ein Grab gemacht, und am Morgen des 13ten Aprils, ehe die Sonne aufgegangen war, übergaben wir die sterblichen Ueberreste eines würdigen und geachteten Freundes dem Schooße der Erde.

Nach dem Begräbnisse setzten wir unsere Reise fort. Wir zogen mehre Tage weiter, ohne daß uns ein wichtiger Vorfall oder ein Abenteuer begegnete, bis wir am 19ten unser Lager im Thale des Cimarron aufschlugen. Der Anblick dieser öden Gegend, wo die wildesten Indianerstämme hausen, war allein hinlänglich, unsere Gesellschaft zu entmuthigen, da wir aber noch keinem Indianer begegnet waren, so hegten wir keine Besorgnisse. Unsere Maulthiere und Pferde wurden wie gewöhnlich rings um die Wagen angebunden, und Jedermann, außer den Wächtern, wickelte sich in seine Decke, in der Hoffnung auf eine gute Nachtruhe. Die Mitternachtstunde ging vorüber, und wir hatten nichts gehört als die Tritte der Wache und das eigenthümliche Zähneknirschen der Maulthiere, während sie das kurze Gras im Thale

abweideten. Bald aber sah eine unserer Schildwachen einen Gegenstand, der sich verstohlen bewegte, und als sie ihre Augen anstrengte, um die Natur der Erscheinung auszumitteln, enthüllte ein lauter Indianer-Schrei das Geheimniß. Es folgte schnell der Knall von Feuergewehren und der gellende Ton des Pfeifens der Pawnee-Indianer, der uns sogleich ankündigte, was für einen Besuch wir zu erwarten hatten. Wie gewöhnlich herrschte die größte Verwirrung in unserem Lager. Aus dem Lande der Träume aufgestört, rannten Einige mit den Köpfen an die Wagen und Andere riefen nach ihren Gewehren, die sie in den Händen hielten. Während Verwirrung und Lärm auf's höchste gestiegen waren, sah man einen mejicanischen Diener, der sich mit dem Rücken an einen Wagen lehnte, sein Gewehr empor hielt, unablässig den Hahn spannte und losdrückte und bei jedem Schlage rief: „Carajo, no sirve" (verflucht, es taugt nichts!)

Das Feuern dauerte fort, das Geschrei wurde wilder und häufiger, und Alles verkündete einen furchtbaren Kampf. Mehre Leute waren mittlerweile beschäftigt, die angepflöckten Maulthiere und Pferde zu sichern, und in wenigen Minuten waren alle, über hundert Stück, in eine von den sieben Wagen gebildete Hürde eingeschlossen. Als aber die Feinde ihren Hauptzweck, unsere Thiere aufzuscheuchen, vereitelt sahen, fingen sie bald an, sich zurückzuziehen, und in wenigen Minuten war nichts mehr von ihnen zu hören. Am nächsten Morgen sahen wir, daß keiner von unseren Leuten verletzt und kein Thier verloren war. Die Pawnee-Indianer gehören zu den furchtbarsten und treulosesten Feinden der nach Santa Fe handelnden Kaufleute, wiewohl auch sie von den Karawanen gelitten haben. Im Jahre 1832 näherte sich einer Handelsgesellschaft ein einzelner Häuptling der Pawnee-Indianer, der eine Besprechung begann, als er von einem Pueblo-Indianer, der zufällig bei der Karawane war, niedergeschossen wurde. Diese grausame That wurde zwar von allen Händ-

lern entschieden gemißbilligt, aber natürlich hielten die Indianer sie dafür verantwortlich.

Als wir durch den Prairieen-Ozean zogen, der vor uns lag, liefen wir nicht Gefahr, in der Irre herumzuschweifen, da nun auf unserem ganzen Wege vom Cimarron bis zum Ufer des Arkansas eine deutliche Wagenspur gezogen war. Dieser Weg, der seitdem unverändert geblieben ist, ward im Jahr 1834 angelegt. Bei den beständigen Regengüssen, die während des Karawanenzuges in jenem Jahre fielen, ward in dem erweichten Boden, in gerader Richtung durch die dürre Wildniß, eine Spur eingeschnitten, die ungefähr zwanzig Meilen oberhalb der Caches *) den Arkansas verläßt. Dieß ist seitdem der regelmäßige Karawanenweg gewesen, und so ist einer Wiederholung der Bedrängnisse durch Wassermangel, worunter die Reisenden früher in jener unwirthlichen Einöde leiden mußten, vorgebeugt worden.

Wir kamen ohne Schwierigkeit über den Arkansas und verfolgten ruhig unsere Reise nach der Gränze von Missouri. Nur zuweilen störte uns in der Nacht das scheußliche Geheul der Wölfe, von welchen ein Rudel sich zu einer Art von Ehrenwache bestellte und uns mehre hundert Meilen weit, ja bis an die Gränzen der Ansiedelungen begleitete. Sie wurden anfänglich ohne Zweifel durch die Ueberreste der Büffel angelockt, die wir auf den Hochebenen getödtet hatten, und später durch ein ermüdetes Thier, das wir hinter uns lassen mußten, und durch die Knochen und Speisereste, die sie in der Nähe unserer Lagerplätze auflasen, aber nicht wenige mußten ihre Verwegenheit mit dem Leben büßen.

Wären wir nicht zum Glück früher mit einem hinlänglichen Vorrathe von Fleisch und anderen Bedürfnissen versehen worden, so hätten wir Hunger leiden können, ehe wir die Gränzniederlassungen erreichten, da wir nach dem Uebergange über den Arkansas keine Büffel mehr sahen. Die Büffel kommen allerdings

---

*) Siehe Seite 37.

selten im Herbste so weit östlich als während des Frühlings, da sie das lange dürre Gras in den östlichen Prairieen nicht gern fressen, aber ich sah sie früher nie so selten in jener Gegend. In allen Jahreszeiten sind sie in der Regel sehr häufig so weit östlich bis zu der Stelle, wo wir den Arkansas verließen.

Als wir die Ansiedelungen an den Gränzen der Vereinigten Staaten erreichten, hatte ich eine Gelegenheit, eine Täuschung zu erfahren, die früher manchem Reisenden nach der Rückkehr aus den Prairieen begegnet war. Gewohnt, seit einigen Monaten unsere kleinen Maulthiere und die eben so kleinen mexicanischen Klepper zu sehen, waren unsere Blicke mit den körperlichen Verhältnissen dieser Thiere so bekannt geworden, daß die gemeinsten Miethpferde an den Gränzen der Vereinigten Staaten uns fast wie Ungeheuer erschienen. Oft hörte ich neue Ankömmlinge ausrufen: „Wie weit man in Missouri in der Verbesserung der Pferdezucht vorgeschritten ist! Was für ein ungeheuerer Wallach!" Die Gränzbewohner wissen diese Täuschung oft zu benutzen, um den Reisenden ihre schlechtesten Pferde zu ungeheueren Preisen aufzuschwatzen.

Am 11ten Mai kamen wir nach einer glücklichen Reise von nicht mehr als acht und dreißig Tagen in Independence an. Wir fanden die Stadt in einem blühenden Zustande, obgleich sie einige Jahre vorher durch die Mormon-Secte, die diesen Theil des Landes zum Sitze ihres neuen Jerusalem ausersehen hatte, beinahe verwüstet worden war. Die Secte verrieth in dieser Wahl mehr Geschmack und Verstand, als man ihr gewöhnlich zuschreibt; denn die reiche und schöne Umgegend von Independence kann mit Recht der Garten des fernen Westlandes genannt werden. Ihr Hauptbeweggrund aber, das Gränzland vorzuziehen, mochte der Wunsch sein, in der Nähe der Indianer zu leben, da die Bekehrung der „verlorenen Stämme Israels" zu ihrem angeblichen Berufe gehörte.

Vor dem Jahre 1833 hatte die Mormon-Secte, die zu jener Zeit in großen Schwärmen nach jener gesegneten Gegend

strömte, beträchtliche Ankäufe von Ländereien in Independence und der nächsten Umgegend gemacht. Es ward eine allgemeine Niederlage gegründet, die man „Gottes Vorrathskammer" nannte, welche die Gläubigen mit Waaren zu mäßigen Preisen versah, während man von denjenigen, die überflüssiges Eigenthum besaßen, erwartete, daß sie es zum Vortheile der Gesammtheit darin aufbewahren lassen würden. Die Secte ward anfänglich mit Freundlichkeit von den gutmüthigen Einwohnern aufgenommen, welche in den neuen Ansiedlern einen Haufen von unschädlichen Schwärmern sahen, die sich zu guten und redlichen Bürgern umbilden lassen würden. Dieses Vertrauen aber sollte nicht lange sich erhalten, denn sie fanden bald, daß das Korn in ihren Maisscheuern wie Schnee vor der Sonne schmolz und ihre Schweine, ihre Kühe geheimnißvoll verschwanden. Die neuen Ankömmlinge hatten sich überdieß großen Tadel zugezogen wegen ihres unsittlichen Wandels und ihrer Mißachtung der kirchlichen Ehegebräuche.

Sie fuhren indeß fort, sich nicht durch Bekehrung, sondern durch Einwanderung bis zu einem beunruhigenden Grade auszubreiten und zu vermehren, und je mehr ihre Zahl wuchs, desto drängender und kühner wurden sie in ihren Ansprüchen. In einem zu Independence unter ihrer unmittelbaren Aufsicht gedruckten kleinen Blatte ward Alles gesagt, was Feindschaft zwischen den „Heiligen" und ihren „weltlich gesinnten" Nachbarn hervorrufen konnte, bis sie endlich durch Ungestraftheit so dreist wurden, daß sie sich offen ihres Entschlusses rühmten, die einzigen Eigenthümer des „Landes Zion" zu werden, da ihr Prophet eine Offenbarung darüber erhalten hätte.

Die Einwohner sahen nun ein, daß die Eindringlinge bei ihrer raschen Zunahme bald im Stande sein würden, über eine Stimmenmehrheit in der Grafschaft zu gebieten, und daher die ganze Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in ihre Hände fallen müßte. Es lag am Tage, daß eine der beiden Parteien sich endlich genöthigt sehen würde, das Land zu verlassen, denn

die alten Ansiedler konnten nicht daran denken, ihre Familien mitten in dem verderbten gesellschaftlichen Zustande zu erziehen, den die Mormon-Secte einführte. Das Uebel wurde jedoch geduldig ertragen und ohne irgend einen Versuch, Vergeltung zu üben, bis die „Heiligen“ die Drohung aussprachen, ihre Widersacher mit offener Gewalt zu verdrängen. Dieser unverschämte Streich regte auf einmal den schlummernden Muth der ehrlichen Hinterwäldler auf, deren einige zu den ersten Ansiedlern in Missouri gehört und in den furchtbaren Kämpfen mit den wilden Indianern Gefahren kennen gelernt hatten. Sie waren daher keineswegs geneigt, aufzugeben, was sie als ihre Rechte betrachteten. Es wurden öffentliche Versammlungen gehalten, um Mittel zur Abhilfe aufzufinden, wodurch aber die Unverschämtheit der Secte nur noch mehr gesteigert ward. Endlich ward ein Pöbelhaufen aufgeboten, welcher alsbald die verhaßte Druckerpresse der Mormons zertrümmerte und Alles zerstörte, was ihm in die Hände fiel. Einige Häupter der Secte, die in die Gewalt des Volkes geriethen, wurden mit Theer und Federn bekleidet und sonst hart gezüchtigt. Der „Prophet Joseph“ aber war zu jener Zeit nicht in Independence. Er hatte die Gewitterwolken bemerkt, die sich am Horizonte zusammenzogen, und war weislich in Ohio geblieben, wo er seine flammenden Befehle ausgehen ließ.

Dieß ereignete sich im October 1833, und ich kam von Santa Fe nach Independence, als die Aufregung aufs höchste gestiegen war. Die Mormon-Secte hatte sich ungefähr zehn Meilen westlich von der Stadt zusammengezogen, wo ihre vestesten Ansiedelungen lagen. Man erwartete stündlich den Ausbruch von Feindseligkeiten, und es kam auch bald nachher zu einem Scharmützel, worin ein achtbarer Rechtsgelehrter in Independence, der sich durch seine eifrige Thätigkeit gegen die Mormons ausgezeichnet hatte, seinen Tod fand. Das ganze Land war in furchtbarer Gährung.

Am frühen Morgen nach jenem Scharmützel verbreitete sich in Independence die Nachricht, daß die Mormons gegen die Stadt im Anzuge wären, um sie zu plündern und zu verbrennen. Ich hatte oft das Geschrei „Indianer!" gehört, das die Annäherung feindlicher Wilden ankündigte, aber ich erinnere mich nicht, je eine solche Bestürzung gesehen zu haben, als bei jener denkwürdigen Gelegenheit in der Stadt herrschte. Der Lärmruf erscholl fern und nahe, und Bewaffnete stürzten kampflustig von allen Seiten herbei. Offiziere wurden ohne Rücksicht auf Rang oder Stand erwählt, die Töne der ermuthigenden Trommel und der „ohrdurchdringenden Pfeife" erfüllten die Luft, und in sehr kurzer Zeit zog ein kleines Heer von so tapferen und entschlossenen Burschen, als je ein Schlachtfeld betraten, durch die Straßen. Nach einer kurzen Einübung rückten sie bis zu einem gewissen Punkte auf der Landstraße vor, wo sie die Mormons erwarten wollten. Die Feinde erschienen bald, aber überrascht, einen so furchtbaren Empfang zu finden, versuchten sie es nicht, ein Gewehr abzufeuern, sondern ergaben sich ohne Bedingung. Sie wurden sogleich entwaffnet und später unter der Bedingung freigelassen, das Land ohne Zögerung zu räumen.

Bald nach diesem Vorfalle, in der Nacht vom 12ten November, zeigte sich die viel besprochene Lufterscheinung eines meteorischen Regens. Diese außerordentliche Heimsuchung blieb nicht ohne Wirkung auf die abergläubigen Seelen einiger unwissenden Menschen, die sich fragten, ob nicht am Ende die Mormons doch recht haben möchten, und ob die Erscheinung nicht ein vom Himmel kommendes Zeichen der Mißbilligung ihrer gegen jene erwählte Secte begangenen Ungerechtigkeit wäre. Einige Zeit nachher ereignete sich ein furchtbares Unglück, das keineswegs geeignet war, die abergläubigen Besorgnisse der Unwissenden zu stillen. Acht bis zehn Bürger kehrten mit der Fähre zurück, auf welcher die letzten Mormons über den Fluß Missouri in die Grafschaft Clay gebracht wurden, die zu ihrer neuen Heimath be-

stimmt war. Die Fähre füllte sich mit Wasser und sank mitten im Strome, wodurch drei bis vier Menschen umkamen. Vielleicht war das Fahrzeug gebrechlich, aber einige Leute argwöhnten, die Mormons hätten kurz vor ihrem Abschiede den Boden heimlich angebohrt, um es zu versenken.

Die „verfolgten Heiligen" wurden in der Grafschaft Clay freundlich aufgenommen, aber nach einem Aufenthalte von einigen Monaten hatten sie sich den Bewohnern so verhaßt gemacht, daß sie genöthigt waren, nach einem neuen Sitze zu wandern. Sie suchten sich in der neu gegründeten Grafschaft Caldwell niederzulassen, wo sie eine Stadt anlegten und einige Jahre ziemlich friedlich lebten. Als die Grafschaft aber sich mit Ansiedlern füllte, brachen mehrmals Zwistigkeiten aus, bis die Mormons endlich im Jahre 1838 wieder in offenem Kriege mit ihren Nachbarn waren. Sie scheinen sich gegen die Staatsgesetze aufgelehnt und die Ruhe so sehr gestört zu haben, daß der Gouverneur sich genöthigt sah, eine Abtheilung der Miliz gegen sie abzusenden, die sie ohne Blutvergießen zum Gehorsam brachte. Seitdem hegten die Mormons eine tödtliche Feindschaft gegen den Gouverneur, und ein Mordversuch, den man später in Independence gegen ihn machte, ward allgemein ihnen zugeschrieben.

Noch einmal zur Auswanderung gezwungen, zogen sie nach Illinois, wo sie die Stadt Nauvoo gründeten. Wie es scheint, wurden sie in jenem Staate noch wohlwollender und nachsichtiger aufgenommen als irgendwo, da man sie allgemein für Opfer einer religiösen Verfolgung hielt, aber manche Umstände deuten an, daß die Bewohner von Illinois seitdem ihrer eben so müde geworden sind als ihre früheren Nachbarn. So viel möchte klar sein, daß schwärmerische Bethörung nicht die einzige Sünde ist, die dem Betragen dieser Menschen so vielen Tadel zugezogen hat, sonst würden sie doch irgendwo beständige Freunde gefunden haben, wogegen es bekannt ist, daß sie überall, wo sie sich aufhielten, Gegenstände des allgemeinen Widerwillens geworden sind.

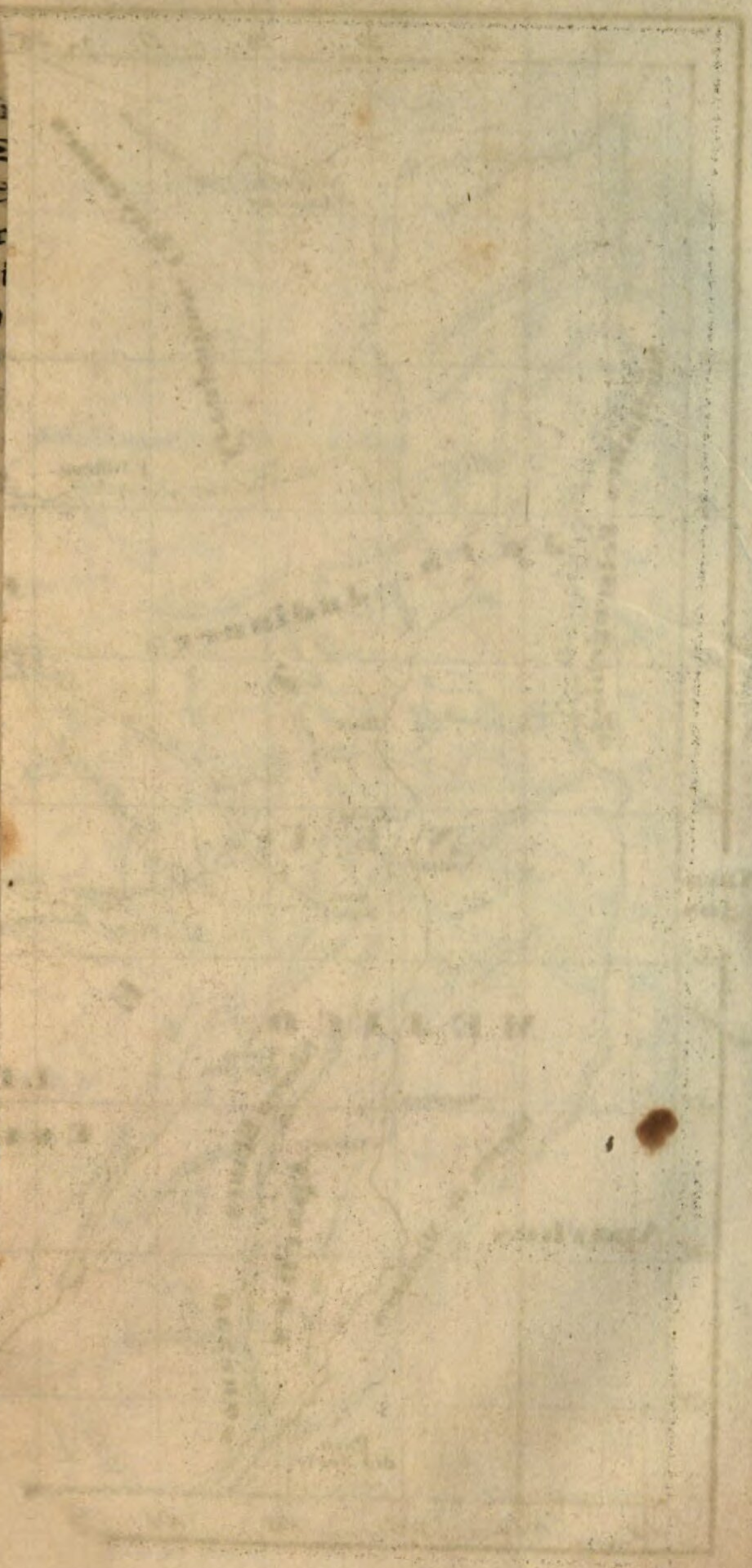
Ich füge noch hinzu, daß sie standhaft den Verkauf irgend einer in Missouri erworbenen Besitzung verweigert und den vesten Entschluß ausgesprochen haben, ihr verlorenes Eigenthum wiede zuerobern. Ein ansehnlicher Theil dieser Besitzungen, der auf einer Anhöhe zu Independence liegt und der „Tempeltheil" heißt, weil der Tempel Zion dort erbaut werden sollte, ist neulich durch Anbau entweiht und in ein Kornfeld verwandelt worden.

Druck von C. C. Meinhold und Söhnen in Dresden.

-MEJICO.

F. A. Renner in Dresden.

Ich f
einer in S
sten Entsc
wiede zuer
der auf ei
theil" H
ist neulich
worden.



Druck